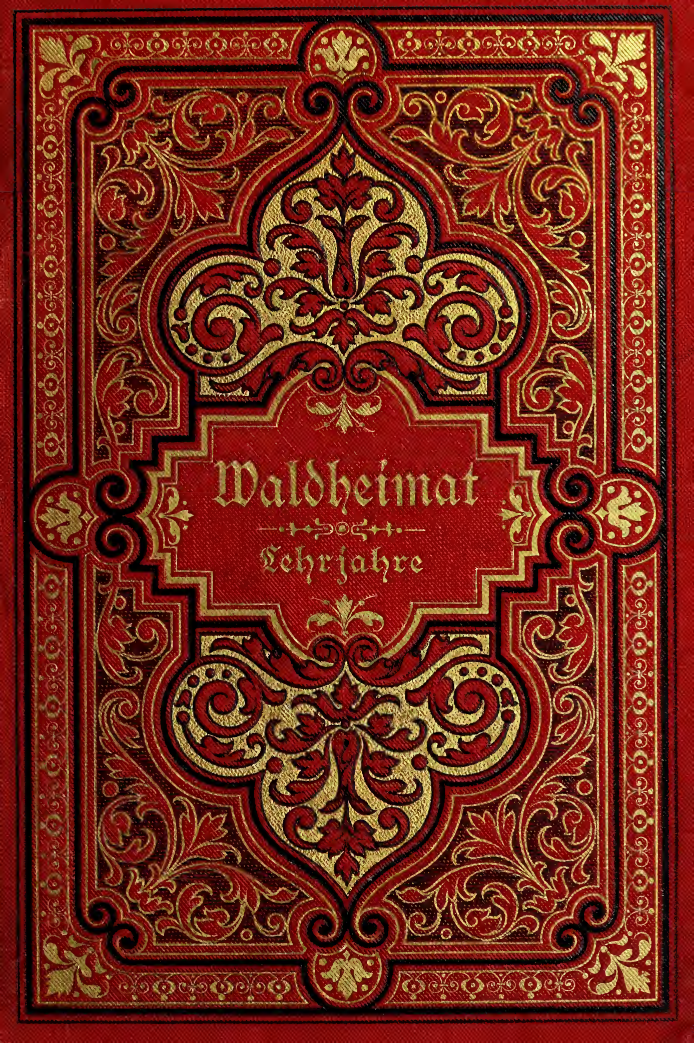
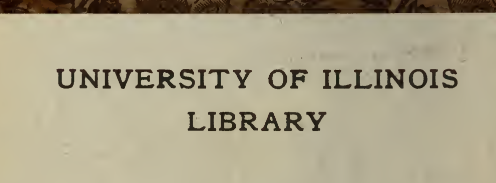
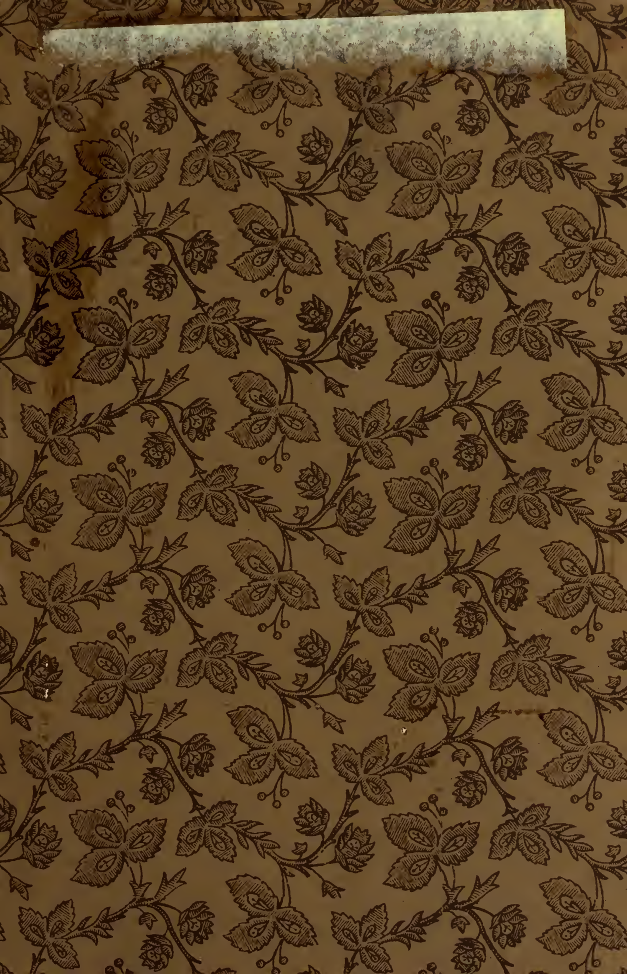
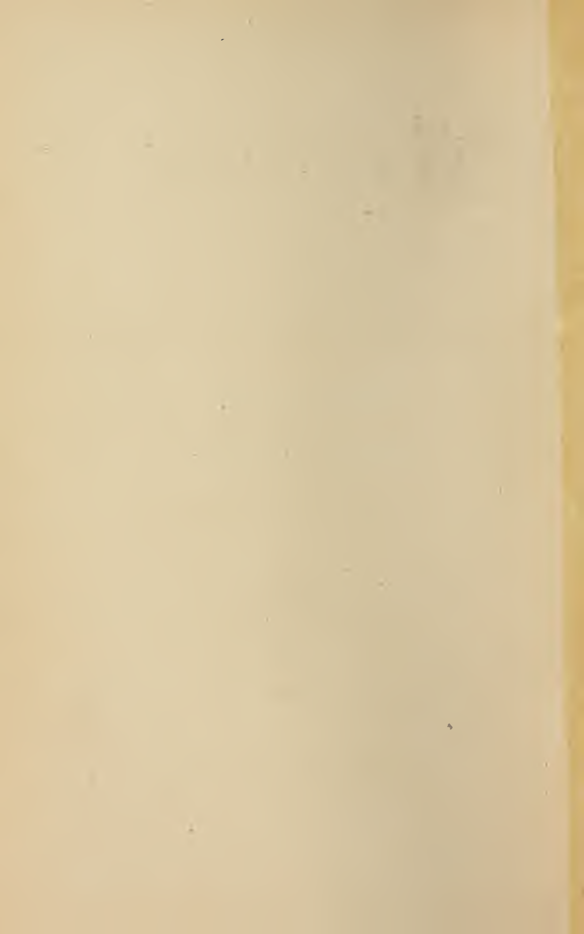

Waldheimat
Lehrjahre





Waldheimat.

II. Band: Lehrjahre.





Waldheimat.

Erinnerungen aus der Jugendzeit

von

P. K. Rosegger.

II. Band: Lehrjahre.



Dritte vermehrte Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1886.



Am ersten Tage.

ir lebten noch Alle beisammen, wie uns Gott zusammengethan hatte. Aber das sollte nun auf einmal ein Ende haben.

„Für einen Bauersmenschen ist er zu kleber (zu schwächlich, zu nichtig), wird halt ein Pfarrer oder ein Schneider müssen werden.“ Das war das Endziel der Berathung, welche eines Abends in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde, und wobei ich, auf dem umgelegten Melkzuber reitend, den Vorsitz führte.

„Zu kleber nicht,“ meinte ich, wurde aber sogleich zurückgewiesen, als mein Vater sagte: „Was hilft denn 's Reden! Wenn so ein siebzehn Jahr alter Stock einmal auf einem alten Melksechter kann reiten, ohne daß die Daubeln einbrechen — nachher weiß man's.“

Ich schnellte vom Zuber empor; als sich später mein jüngerer Bruder darauf setzte — knack, waren

die Dauben eingeknickt. — Mein Bruder blieb in der Wirthschaft, und ich als „Schwächling" mußte nach einem spartanischen Gesetze, welches der Kampf um's Sein aufgebracht hat, aus dem Hause.

Meine Mutter ging nun bei den Geistlichen um, Hilfe heischend, daß ich in die Studie kommen könnte. Der alte Dechant von Birkfeld war ein ehrlicher Mann, der sagte meiner Mutter Folgendes: „Thu' die Waldbäuerin das bleiben lassen. Wenn der Bub' sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als just, daß er schwach ist, so soll er was Anderes werden. Schwache Priester haben wir eh' genug."

„Aber zum Beichthören und Predigen, meint der Bub, wollt' er nicht zu kleber sein," bemerkte die Mutter.

„Was weiß der jung' Lapp vom Beichthören und Predigen! — für's Eine gehört eine gute Stimme, für's Andere ein guter Magen. Er soll ein Handwerk lernen."

Beichthören und Predigen! Ich bin heute noch der Meinung, meine Natur hätte Beides ausgehalten; bin sogar der Meinung, daß ein wahrhaftig Pfäff-lein in mir steckte, welches ja in meinen ersten poetischen Erzeugnissen genügende Spuren hinterlassen hat, und welches erst viel später unter meinen Weltstudien umgebracht worden ist.

Nun, so ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeister von Hauenstein:

sie hätte einen Buben, der ein Schneider möcht' werden.

Was Ihn auf diesen Gedanken brächte?

Na, weil er halt so viel kleber wäre.

Stand der Meister auf und sagte: „Jeder Mist will heutzutage Schneider sein. Ich will der Waldbäuerin nur sagen, daß der richtige Schneider ein kerngesunder Mensch sein muß. Einmal das viele Sitzen; nachher zur Feierabendzeit, wenn sich andere Leut' ausruhen können, das weite Gehen über Berg und Thal, wie es in unserer Gegend schon sein muß, und den ganzen Zeug mitschleppen, wie der Soldat seine Rüstung. Hernach die unterschiedliche Kost: bei einem Bauer mager, beim anderen feist; in einem Haus lauter Mehlspeisen, im anderen wieder Alles von Fleisch; heut' nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder Alles Suppen und Brei. Ein Magen, der das aushält, muß in b'sonderer Gnade Gottes stehen. Und red' ich erst von den unterschiedlichen Leuten, mit denen man sich abgeben muß: Da eine bissige, brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil ist; dort ein geiziger Bauer, der mit seinen närrischen Späßen den Handwerker erheitern und satt machen will. Wieder wo anders ein Betbruder, der Einem mit dem Hausgesinde die längsten Abende Psalter über Psalter vorleiert. Drauf ein alter Polterer, ein jähzorniger Knopf oder sonst ein unsauberer Patron. Und die un-

gezogenen Bauernknechte und die ungekämmten Weibsleute — in jedem Haus eine andere Schwachheit. Und all die Leut' soll der Schneider mit einem Maße messen! Es ist viel verlangt. Ja, meine liebe Waldbäuerin, und was die Hauptsach' ist: Kopf muß Einer haben! Was der Schöpfer an einem krummen, buckeligen, einseitigen Menschenkinde verdorben hat, das soll der Schneider wieder gut machen. Die Leute verlangen von ihren Kleidern nicht allein, daß sie den Adam zudecken, sondern auch, daß sie eine saubere Gestalt herstellen. Und der Schneider muß nicht allein den Körper seines Kunden, er muß auch seinen Charakter kennen lernen, muß, sozusagen, das ganze Wesen erfassen, um ihm ein Kleid zu geben, welches paßt! Und wie er den Menschen kennen muß, den er nach außen hin vollendet, so muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt sich, manches kriecht zusammen, dieses hält Farbe, das andere schießt ab. Wer das in vorhinein nicht weiß, der macht ein Unding zusammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menschen- und Weltkenner sein. Ja, meine gute Waldbäuerin, ein Kleberer thut's sicherlich nicht."

„Ist aber sonst ausbündig (vernünftig), der Bub'," wagte meine Mutter zu bemerken.

„Macht er ein bissel Figur?"

„Lang gewachsen wär' er eben genug, aber halt so viel g'füg' (dünn, schlank), so viel ein g'füg' Bürschel."

„Na,“ versetzte der Meister, „werde ihn halt einmal anschauen. Nächst Erchtag soll er zum Alpelhofer kommen; dort wird er mich finden.“

„Bitt' gar schön, wenn's es thät. Bitt' gar schön!“

„Wird sich schon weisen. Behüt' Gott, Waldbäuerin.“

So bin ich am nächsten Erchtag in heller Morgenfrüh zum Alpelhofer gegangen. Lange stand ich auf dem Antrittstein der Hausthür und dachte: Wie wird es sein, wenn ich wieder heraustrete? Eine fast feierliche Stimmung lag um das Haus, welches auf dem Berge zwischen Eschen und Linden stand, und in welchem die Entscheidung meines Schicksals saß.

Sie saß am großen Tische, saß in Gestalt eines kleinen, feinen Männleins im schwarzem Anzuge und sehr weißer Wäsche: ein Männlein mit feinrasirtem Gesichte und einer Glatze, die gerade so groß war, daß sie dieses Gesicht recht offen und würdig gestaltete. Das war der Meister. Er war ein Hagestolz und lebte ganz allein in einem Berghäuschen, wo er für sich selbst kochte und sich pflegte, oder er arbeitete in irgend einem Bauernhause der Gegend, und war so im Laufe des Jahres in vierzig oder fünfzig Bauernhäusern daheim. Ziemlich weit ab, in der Fischbacher Pfarre hatte er seine alte Mutter, die er jährlich mehrmals besuchte und ihr Geld brachte. Er selbst war auch nicht mehr jung, war aber in Ehren und

Sitten ein Freund der Frauen. Ja, seine Artigkeit gegen die Weiber ging so weit, daß er sich für keine entscheiden wollte, aus Besorgniß, die anderen zu kränken. Er arbeitete auch in Frauenkleidern und ermaß recht gut, daß, wenn er verheiratet wäre, die Hälfte dieser Kunden ausbleiben könnte. So blieb er einstweilen unbeweibt. In guten Zeiten hielt er sich einen Gesellen, oft auch einen Lehrjungen; als aber die Gewerbefreiheit aufkam, wollte jeder Geselle selbst Meister sein, und mein guter Meister Natz — so hieß er — saß allein und bewältigte seine Arbeit allein.

Nun, da ich in die Stube trat, saß er am Tisch und nähte. Vor ihm lag der Handwerkszeug, daneben zugeschnittenes Lodentuch und an der Sitzbank hing das Bügeleisen.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ flüsterte ich.

„In Ewigkeit,“ antwortete er mit milder, sonorer Stimme.

Ich blieb an der Thür stehen. Es war Alles still. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr tickte, und mein Herz pochte dem Augenblicke entgegen.

„Was willst denn?“ fragte mich nach einer Weile der Schneider.

„Schneider werden möcht' ich halt gern,“ antwortete ich zagend.

„So bist Du derselbe,“ sagte er, und blickte eine Weile auf mich her. „In Gottes Namen, geh's an.

Setz' Dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Aermling zusammen."

So that ich — aber es ist leichter gesagt als gethan. Da staken im Kissen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnknäuel verschiedener Feine und Farbe. Und die beiden Theile des Aermlings, wie werden sie behandelt und zusammengethan? Ich warf fragende Blicke auf den Meister. Er that nichts dergleichen, als wisse er mehr als ich. So hub ich denn an. Ich fädelte ein und legte den Loden auf's Knie, und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch. Der erste Stich war mißlungen. An den Wangen tief erglühend, forschte ich der Ursache nach und kam endlich d'rauf, daß von mir vergessen worden war, in den Faden einen Knoten zu machen. Ich schlang also mit großer Mühe ein Knötlein und beschäftigte all meine zehn Finger dabei. Hierauf nähte ich mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verwand und verdrehte sich der Zwirn, es stante sich die Nadel am Finger, es verschob sich der Loden und ließ sich mit jedem Zug hoch in die Lüfte ziehen, es riß sogar der Faden.

Mittlerweile kam der alte Alpelhofer in die Stube und rief:

„Zum Dunner, jetzt ist ein junger Schneider herkommen!"

„Ja," sagte mein Meister.

Wie mir dies Wörtlein wohlgethan hat! Im Vollbewußtsein meiner Ungeschicklichkeit hatte ich von Minute zu Minute erwartet, daß der Meister mich fortschicken werde; aber dieses Ja war wie eine Anerkennung und Einsetzung.

„Das ist brav," sagte der Alpelhofer und ging wieder davon.

Als ich ein paar Stunden so herumgenäht hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hätte, und als ich endlich mit dem Aermling fertig zu sein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Jetzt trenne den Aermling wieder auf — bis auf den letzten Stich Alles auf und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt nur, daß Du den Loden nicht anschneidest."

Und als ich das mit Angst und Schmerz gethan hatte und die Theile des Aermlings wieder so dalagen, wie mir sie der Meister in die Hand gegeben hatte, ließ dieser von seiner Arbeit ab und sprach zu mir Folgendes:

„Waldbauernbub. Ich hab' nur sehen wollen, wie Du die Sach' angreifst. Just nicht ungeschickt, aber den Loden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn Du's einmal kannst, wird er wohl auch ohne Einzwängung still liegen, so wie bei mir da. Auf den Finger, mit dem Du die Nadel eindrückst — das

ist der mittlere, der lange — mußt Du einen Fingerhut stecken, sonst kriegt Deine Haut gerade so viele Löcher, als wie der Loden. Den Zwirn mußt mit Wachs glätten, sonst wird er fransig und reißt. Die Stiche mußt im Loden so machen, daß einer über dem anderen reitet, das heißt man Hinterstiche — sonst klafft die Naht. Und die Theile mußt Du allemal so zusammennähen, daß Du sie nicht wieder von einander zu trennen brauchst, wie dasmal. Und giebt es schon doch einmal zu trennen, so mußt kein saures Gesicht dazu machen, mein lieber Waldbauernbub. Empfindsam sein, das leidet unser Handwerk nicht. Jeder Ochsenknecht wird Dich meistern und jeder Halterbub wird Dich ausspotten und wird Dich fragen, ob Du wohl das Bügeleisen bei Dir hättest, daß Dich der Wind nicht verträgt, und wird, so lang' er Deiner ansichtig ist, wie ein Ziegenbock mäckern. Laß ihm die Freud' und geh' still und sittsam Deiner Wege. Ein gescheiter Mensch schämt sich nicht seines ehrlichen Handwerks, und ein Dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider studirt nie aus; jede Kundschaft hat einen anderen Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht gerade Zuschneiden und Nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Waldbauernbub. Aus dem tüchtigen Schneider ist schon manch ein hoher Herr emporgewachsen. Der große Feldherr Derfflinger, der Wiedertäuferprophet Johann von

Leyden sind Schneider gewesen; in Amerika giebt es sogar eine Gattung von Schneidern, welche Präsidenten von den Vereinigten Staaten werden. Ich hab' ein Büchel, das will ich Dir einmal zeigen, da wirst alle berühmten Schneider darin finden. Deswegen, Waldbauernbub, wenn Du in Dir wirklich die Neigung und das Talent zu diesem Stande empfindest, so bleibe da, und ich will Dir lehren, was ich selber kann."

Ich neigte dankend mit dem Kopfe.

„Du wirst Dich," fuhr der Meister fort, „von den Beschwerden des Berufes nicht abschrecken lassen. Bereitwilligkeit und Genügsamkeit ist wohl das Erste, was ich verlangen muß. Ich will Dich so halten, wie mich voreinst mein Meister gehalten hat. In der Woche arbeiten wir auf der Ster und haben dort Kost und Liegerstatt. Zum Samstagfeierabend gehst allemal zu Deinem Vater heim, der hat Dir das Sonn- und Feiertagsquartier, die Kost dazu und das Gewand zu geben. Sind wir an Sonn- und Feiertagen dort zum Mittagsmahl geladen, wo wir die Woche zuvor gearbeitet haben, so komm'. Auch in die Sonntagsschul' mußt gehen, weil Du bei Deiner Freisprechung ein Religionszeugniß brauchst. Deine Lehrzeit dauert drei Jahre; nachher — wenn Du brav und fleißig bist — laß ich Dich freisprechen und dann steht's Dir frei, wenn ich Dich brauch', für einen Wochenlohn bei mir zu bleiben, oder

in die Fremd' zu gehen. Wenn's Dir so recht ist?"

Wem sollte das nicht recht sein?

Später, als der Alpelhofer wieder in die Stube trat, um für das Mittagsmahl Suppenbrot aufzuschneiden, sagte zu ihm mein Meister: „Gelt, Bauer, Du bist schon so gut, daß ich meinen neuen Lehrburschen bei Dir da anfangen lassen darf?"

„Ja, wegen was denn nicht?" antwortete der Alpelhofer, „mich gefreut's. Wie heißt er denn, der jung' Schneider? Peter, so? Peter — liegt er nit, so steht er. Na, wenn heut' der erst' Tag ist, da müssen wir ihn ja einstallen (installiren). So, da hast einen Löffel, Peter. Schau nur zum Essen, daß Du stark wirst. Vom Waldbauern bist ein Sohn? Brav, brav. Geh, Natz, leg' weg jetzt die Arbeit, 's ist zum Essen, Schneider."

Heute noch sehe ich ihn, den guten Alten mit den blauen Augen und den grauen Haaren. Er war ein großer Mann mit etwas vorgebeugtem Haupte, auf dem einst Drangsal gelastet hatte; er war nun schon bei den Siebzigen oben, aber noch so stramm und flink und warmherzig in Allem, was er that und sprach. Seit zweiunddreißig Jahren war er Dorfrichter in Hauenstein; in dieser Zeit ist zu Hauenstein nicht Einer wegen Steuerrückstände gepfändet worden, denn der Alpelhofer zahlte allemal vorläufig Alles aus seinem Säckel. Ja, die armen

Kleinhäusler in der Gemeinde wußten oft gar nichts und erfuhren nichts davon; und erst später, nachdem man den alten Alpelhofer hinabgetragen auf den Gottesacker und daneben im Wirthshause geschwind einen Anderen zum Richter gewählt hatte, wunderten sich die paar Kleinhäusler, daß sie nun auf einmal Steuern zahlen mußten.

Als es nun an diesem ersten Tage meiner Schneiderschaft Abend geworden war und auf eine Stunde die „Lichtfeier" eintrat, fragte mich der Alpelhofer: „Petrus, was spricht Paulus?"

Als ich darauf nicht antworten konnte, weil ich es nicht wußte, gab mir mein Meister ein: „Sag' nur gleich: Paulus spricht, wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen."

Hierauf winkte mir der Alpelhofer mit gekrümmtem Zeigefinger, daß ich ein bischen mit ihm kommen möge. Er führte mich in den Keller hinab und mit einem Kerzenlicht zwischen Rüben- und Erdäpfelhaufen hindurch zu einem Holzbänklein. Dort schaffte er ein Gläschen Branntwein zu Stande, hob mir es in die Hand und sagte: „Petrus, den trink' aus. Auf Glück!"

„Auf Glück, Alpelhofer!" sagte ich und war in meinem Gemüthe sehr bewegt. Dann nippte ich von dem guten Geiste, es muß ein Wachholdener gewesen sein, der mir augenblicklich frischen Muth in's Herz goß.

„Schneider werden," sagte nun der Bauer, „wie ist Dir denn das eingefallen? Alleweil in der finsteren Stuben sitzen; in den meisten Häusern lassen die Leut' nicht einmal Luft zu den Fenstern hinein. Wenn Du meinst, daß Du für Bauernarbeit zu gefüg' bist, hättest nicht können was Anderes werden? Ein Almhalter, oder so was, wo Du auf freier Weid' wärst gewesen! Na, trink! Jetzt bist einmal Schneider, so bleib' dabei und schick' Dich, und wenn Dir das Kreuz weh' thut vom vielen Sitzen, so denk' auf Den da oben, der will's haben, daß der Mensch mit Müh' und Fleiß sein Brot verdient. Kreuzer wirst nicht in Ueberfluß gewinnen, als Lehrling schon gar nicht. Nur Alles schön mit Willen und Geduld, 's wird Dir schon einmal besser gehen. Trink, Petrus! — In meinem Haus hast heut' angefangen, so bin ich Dir der Path' für's Handwerk. Wenn Du ein Anliegen hast oder eine Klag', so komm zu mir, und nur alleweil wohlgemuth — Trink' aus, trink' aus!"

Während dieser Worte fühlte ich etwas in meiner hohlen Hand. Ich hielt es, bis wir aus dem Keller wieder heraufgestiegen kamen und das Ding in der Faust ganz warm und feucht geworden war. Ein Thalerstück war's aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia. Ich besitze es heute noch und so oft ich es anschaue, kommen mir die Worte zu Sinn: „Nur alleweil wohlgemuth."

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpelhofer auch nicht vorbringen können, denn der gute Mann ist schon fünf Wochen nach meinem Eintritt in's Handwerk gestorben.





Robinson im Schneiderhäusel.

Mein Meister — der Natz — bewohnte auf der Höhe, wo die Bauerngründe zu Ende gehen und der Almwald beginnt, ein Häuschen, welches seiner vereinsamten Lage wegen das Einschichthäusel hieß, seit unserer Einwohnerschaft in demselben aber die Schneiderkeuschen (Keuschen = Gehäuschen) genannt wurde. Ich saß zuweilen nur Werktags in demselben, wenn eine „Hausarbeit" war; der Meister brachte viele Tage und Nächte einsam in der Einsamkeit zu. Das kleine Haus war aus Holz fest gebaut, die Thür gründlich zu verschließen, und die Fenster so klein und dazu noch vergittert, daß eine Gefahr der schlechten Leute wegen nicht leicht zu fürchten war.

Und hier ist mir denn, einige Wochen nachdem ich in die Lehre eingestanden, etwas Wunderliches passirt.

Eines Montagsmorgens bestellte mich der Meister in sein Häuschen hinauf. Ich hatte von meinem Elternhause mehr als eine Stunde dahin; doch kam ich zu guter Zeit an und wir rüsteten uns zu einem Gang in's Mürzthal hinüber, wo wir auf mehrere Wochen Arbeit hatten.

Im Mürzthale waren wir Handwerker vom Gebirge stets gesuchte Leute, weil wir billiger arbeiteten und in der Verpflegung weniger anspruchsvoll waren, als die Professionisten vom Thale, die freilich immer sehr verachtend auf uns niedersahen, wenn wir vorübertrippelten, um ihnen ihre nächsten Kunden wegzufischen.

Ich freute mich immer auf das Mürzthal, es war so gut dort und der Weg dahin so schön, und Alles so fürnehm und seltsam.

Vor so langer Abwesenheit mußte Alles, was wir nicht mitnahmen, gut verwahrt und verschlossen werden. Nachdem dieses geschehen, goß der Meister Wasser auf die Herdgluth, die ihm vorher das Frühstück gekocht hatte, damit kein Funke Unheil stifte. Dann zog er die Hängeuhr auf; das war eine, die nach jedem Aufziehen vierzehn Tage lang ging. Vernimmt der horchende Dieb das Ticken der Uhr, so meint er leicht, es sei Jemand zu Hause und unterläßt das Einbrechen.

Bevor der Meister die Fensterläden schloß, sagte er zu mir: „Jetzt geh' nur voraus, 's wird herinnen

gleich finster sein. Steig' stad' an, ich komm' schon nach." Ich wußte wohl, er hatte noch den Haussegen zu beten, durch welchen er sein kleines Hab und Gut, das er hier am Waldrande zurückließ, den Heiligen des Himmels und besonders seinem Namenspatron, dem heiligen Ignatius, empfahl. Auch sprengte er Weihwasser an Thür und Fenster, um somit zum Schutze des Eigenthums Alles gethan zu haben, was ein guter Christ zu thun vermag. Dabei wollte er stets allein sein, und ich trollte mich also aus dem Stübchen, um noch eilig in der Hinterkammer für den weiten Weg eine gutbeschlagene Elle hervorzusuchen. Auch ein Bügeleisen fand ich in der Kammer, welches mir weniger unbequem schien, als der schwere Eisenblock, den ich sonst von Haus zu Haus mitschleppte und damit wohl dem steifen Loden zum Trotze, aber den Leuten zum Spotte war.

Als ich nun mit dem neugewählten Werkzeuge durch das dunkle Gelaß stolperte und über die Stiege hinab der Hausthür zu — war diese verschlossen. Dreifach verschlossen und verriegelt, und das Haus war leer, der Meister davon und hatte mich eingesperrt.

Allsogleich erhob ich ein schallendes Geschrei; ich selbst erschrak vor der Stimme, die aus mir fuhr, die gellend an die Wand schlug und die gefangen war, wie ich selber. Der Meister meldete sich nicht, er war fort. Er mußte glauben, daß ich durch den

Wald hinauf schon voraus sei. Selbstverständlich ein rasendes Rütteln an der Thür, an den Wänden, und selbstverständlich ein — vergebliches. Ich riß einen der Fensterläden auf und rief hinaus: „Meister, Meister, ich bin noch drin! Ich kann ja nicht nach. Das ist höllisch!“ Er hörte mich nicht mehr, mußte schon über den Bühel gegangen sein.

Tief unten in einem Kessel lag die Gegend, lagen die Bauernhäuser, mit ihren braunen Strohdächern fast wie Maulwurfshügel anzuschauen, stand zwischen Lärchen und Birken in winziger weißer Figur die Kirche von Hauenstein. — Da kannst schreien, wie du willst, Schneiderbub', deine Stimme ist noch leichter, als du selber, die taucht nicht in's Thal hinab, die steigt zu den Wolken auf. — Wie wird der Meister laufen und schnaufen durch den Wald und wird sich denken: Bin doch auch kein Hascherl (Krüppel), aber Der, wenn er einmal auskommt, ist nimmer zu erwischen. Hat ja so viel lange Füß'!

Bei dem vorigen Gang in's Mürzthal war ich auch so närrisch vorausgeeilt, um mir drüben in Langenwang die Scheere schleifen zu lassen, bevor wir auf die Ster rückten. — Was dieser Mensch nur allemal schleifen zu lassen hat? wird der Meister heute denken, und wird nacheilen und springen wie ein versprengter Steinbock, und der Lehrjung sitzt in der Keuschen und kann nicht nach.

Was ist jetzt zu machen?

Ausbrechen? Möchte nur wissen, wie? Das Thürschloß schwer verschlagen, die Fenster eng vergittert. Der Rauchfang? Ein Schneider kann halt alleweil noch nicht dünn genug sein, der Rauchfang ist nicht über eine Spanne weit. — Also hübsch in Geduld warten, bis der Meister wieder zurückkommt.

Ich öffnete alle Fensterläden, daß es wenigstens in meinem Kerker licht war. Ich schritt von einem Gelaß zum anderen und warf in meinem Hirn Alles drunter und drüber, ob sich denn im ganzen Haupte des Menschen — man sagt, es sei so mächtig und beherrsche die Welt — kein Mittel vorfinde, um aus der Schneiderkeuschen zu kommen. Es fand sich nichts vor. Sonst entspannen sich in dem Köpflein dieses Lehrjungen oft so gescheite Einfälle, daß die Leute sagten: Der Schneiderbub ist halb verruckt. Aber heute kam's nachgerade darauf an, mit diesem Kopf an die Wand und durch dieselbe ein Loch zu rennen.

Im Häuschen war es grauenhaft langweilig. Stiller als still kann's nicht sein, sagt man. Wenn du aber so eingeschlossen im Einschichthäusel sitzest und hörst gar nichts, als das Tick—tack—tick—tack der Uhr, welche mit ihren langsamen Schritten der Ewigkeit entgegen geht, und das Ticken ist so eintönig, daß du es schließlich auch nicht mehr hörst — so ist es stiller als still.

Es wurde endlich Mittag. Der Meister kam nicht zurück. Wohl aber war jählings eine leise Stimme

zu vernehmen — der Magen fragte höflich an, was es heute mit der Knödelsuppe wäre?

Da hub ich an zu suchen. Alle Kästchen und Laden waren verschlossen, und als ich die Schlüssel fand und die Behälter öffnete, war Alles leer. Aus Besorgniß, daß während der längeren Abwesenheit die Lebensmittel Schaden leiden könnten, hatte der Meister das Möglichste verzehrt, und den Rest zur Fankelbäuerin hinabgetragen, auf daß ihn dieselbe benütze und später mit frischen Theilen zurückbezahle. Nur ein großes Stück Brot fand sich in einer der Laden, das war aber schon so hoch betagt, daß ein ehrwürdiger grauer Bart auf seinem Antlitz wuchs. Ferner entdeckte ich in einer Papierdüte ein wenig Reis.

Um Reis zu kochen, braucht man Feuer und Wasser. Dieser Satz gehört zu jenen ewigen Wahrheiten, an denen zu rütteln eine Frechheit ist. Draußen, zehn Schritte vor dem Häuschen, rieselt der Brunnen. Ich durchstöberte alle Winkel nach Feuerzeug: die Flamme ist der beste und trauteste Gesellschafter in solcher Lage, und der über dem Dache aufsteigende Rauch konnte doch vielleicht Jemanden herbeilocken und mir Erlösung bringen. Ich fand im Kasten einige Briefe von Weibern an meinen lieben Meister Natz, in welchen sie versucht hatten, sein Herz in Flammen zu stecken. Und das war auch das einzige Feuerzeug im Gelaß. Kein

Stein, kein Schwamm, kein Zündhölzchen. Ich suchte weiter, und sehr unangenehm war es mir, als ich in einem der unverfänglichsten Winkel unter der Ofenbank, in einem Kästchen zwischen den Ziegeln eingeschoben, meines Meisters geheimste Schätze fand; einige Silberlinge, deren Werth ich kannte, aber auch verwelkte, getrocknete Rosen und Haarlocken, deren Werth ich nicht kannte. — Zuletzt, so dachte ich mir, wenn er's wahrnimmt, wie ich da in seiner Wohnung eigenmächtig herumgewirthschaftet habe, läßt er mich noch einsperren! — Aber Gott und der Hunger ist mein Zeuge, ich suchte nur nach Herdfeuer!

Da sah ich im dunklen Winkel am Ofen auf dem Boden etwas leuchten. Mein Meister hatte die Gewohnheit, Zündhölzchen als Zahnstocher zu gebrauchen, nachdem er ihnen die Köpfchen weggerissen hatte. Ein solches Köpfchen ohne Rumpf lag nun da und leuchtete in blauem, mattem Scheine, ein einziges, winziges Körnchen Feuer, noch verschlossen und kalt und nichtig, aber doch Rettung tragend im Keime, wenn es mir gelänge, ihn zu wecken und zu fördern. Als ich denn sonst nichts mehr vorfand, versuchte ich es mit dem kleinen Kopfe und legte ihn auf den Herdstein, daß ich ihn bearbeite. Aber: so viel Köpfe, so viel Sinne, und hier ging es nicht nach meinem. Wie ich in der linken Hand den Fidibus auch in Bereitschaft hielt und

mit der rechten das Phosphorköpfchen kniff, rieb und zwickte, es blieb kalt und finster. Mit einem Nadelzänglein packte ich es, um die Reibung auf dem Steine zu erzielen — da sprang es mir plötzlich davon gegen die Mauer hin, zischte dort auf, und bis ich mit meinem Fidibus nachkam, war es verlodert. Und damit war auch mein Hoffnungsstern verloschen.

In einem Fache des Kastens hatte ich des Meisters Pistole gefunden, welche er sonst draußen vor dem Häuschen häufig abbrannte, damit die Leute aller Stände wissen sollten, daß auch eine Waffe im Hause wäre. Ich fand sie scharf geladen. — Ja, mein lieber Junge, da wäre freilich Feuer d'rin. Und welches! Aber! Halte ich es gefangen, so nützt's nichts, und lasse ich es frei, so verpufft's. Das ist ein unseliges Verhängniß.

Nachmittags hub es zu regnen an. Ich hielt einen Topf zum Fenster hinaus, denn ich hatte Durst. Aber die wenigen Tropfen, die hineinfielen, machten nichts aus. Da stieg ich zum Dachboden hinan, wo es mir mit schwerer Mühe gelang, eine Dachschindel so zu verschieben, daß Wasser hereinsickerte. Darunter richtete ich nun meinen Topf auf, und so gewann ich Wasser. Fast gleichzeitig entdeckte ich im Stroh, auf welchem sonst die Gesellen zu schlafen pflegten, einige Eier. — Wer nur diese Eier gelegt haben mag? Hühner waren seit Menschengedenken nicht im

Hause. Es mußte der Meister die Eier heimgebracht und hier aufbewahrt haben, anders war es nicht denkbar.

Nun, ich trank sie aus und aß einen Bissen des ehrwürdigen Brotes dazu. Dann kamen die Gewissensscrupel: Mensch, jetzt faulenzest du da und verzehrst deinem Meister allen Vorrath, während er im Mürzthal sich muß plagen! — Nun suchte ich nach Arbeit, daß ich doch für das Essen auch was nützen könne. Es war wohl ein Stück Tuch in der Lade, aber nichts Zugeschnittenes. Hierauf visitirte ich den Kleiderschrank des Meisters, ob nicht in irgend einem Beinkleide ein Loch zu viel, ein Knopf zu wenig wäre. Einen einzigen, etwas zweideutigen Ellbogen fand ich, sonst war überall Alles recht ordentlich in Stand gehalten. Da sich hier denn nirgends Gelegenheit bot, mich dienlich zu zeigen, so begann ich in der Küche Holz zu spalten. Unter den Holzscheitern fand ich einen Hausschlüssel.

Ich sprang vor Freude in die Luft, so hoch, als nur Einer meines Zeichens zu springen vermag. — O, wie eitel sind die Freuden dieser Welt! An der Thür war ein mit starkem Eisenmantel umhülltes Vexirschloß, welches mit diesem Schlüssel, wie ich sah, nur von außen geöffnet werden konnte. — Ich begann fast zu wiehern, zu lachen vor Wuth. — Wasser war in der Nähe, und ich hatte Durst gelitten, Holz und Feuer war da, und ich fror der finsteren

Nacht entgegen, den Schlüssel hielt ich in der Hand und — war gefangen. Alles gesperrt!

Der Abend kam, unten im weiten Kessel lagen die Häuser von Hauenstein, und der Regenschleier hing darüber. Kein Mensch kam des Weges zum Einschichthäusel heran, weshalb auch? Die Leute wußten es: die Keuschen ist leer, die Schneider sind hinüber in's Mürzthal gezogen. Und der Meister kam auch nicht. Der sitzt jetzt schon im Mürzthal und flucht über den Lehrling: wo er denn heut' steckt, dieser verdangelte Bub! Alleweil zieht's ihn so in die Fremd'; am End' ist er fort, der leichtsinnig Schlingel! — Wie konnte der Mann wissen, welch eiserner Patriotismus mich daheim festhielt! —

Ich verkroch mich endlich in des Meisters Bett.

Der Schlaf war gut; auch die Träume waren nicht so übel. Ich fühlte wen bei mir, dessentwillen ich laut sagte: „Jetzt macht's mir nichts mehr, daß wir eingesperrt sind:

> Was frag' ich nach den Leuten?
> Es ist ein eiserner Riegel für.
> Komm her an meine Seiten
> Und bleib' bei mir!"

Im Traume sind nämlich alle Reime echt. Um so mißlicher war das Erwachen. Ein Geräusch an der Wand hatte mich aufgeweckt. Ich horchte; draußen pochte, grub und bohrte es. Einbrecher! Wollen sie gar die Holzwand durchstoßen? Wollen sie die Unter=

mauerung durchbrechen und zwischen den Grundfesten hereinkriechen, um das Gut meines Meisters zu rauben? Dann werde ich den guten alten Brauch wieder aufbringen, werde mich, wie jene Müllerstochter, vor's Loch hinstellen und die Räuber nacheinander köpfen. Nachher wird auch das Sprichwort von der Schneidercourage anders gemacht werden müssen. — Gern wäre ich in die Küche gegangen, um das breite Beil zu holen, mit welchem ich Tags vorher Holz gekloben hatte, aber ich getraute mich nicht aus dem Bette. — Wenn es wenigstens zu machen wäre, daß, während die hereingekrochenen Räuber bei den Kisten und Kästen sich beschäftigten, ich durch das Loch hinauskäme! Ich wollte sodann diesen Haupteingang schon geschwind verrammeln, daß die Verbrecher gefangen wären, und ich frei! — Nun wagte ich mich aus dem Bett und schlich an's Fenster. An der Ecke des Hauses stand wirklich Einer und daneben währte das Poltern und Krachen.

In Gottes Namen, ich hüte das Haus meines Meisters, und mein Leben, das gebe ich nicht wohlfeil! In diesem Gedanken bereitete ich, auf den Zehen schleichend, die Axt und die Pistole. Mit Hast warf ich noch einige Kleider um mich, murmelte jenes Gebetlein, welches mir der christliche Glaube zur Reu- und Leiderweckung an die Hand gegeben hat, machte den ernstlichen Vorsatz, falls ich aus dieser Gefahr doch lebendig hervorgehen sollte,

womöglich ein frommer Mann zu werden, nahm mir vor, auch nicht mehr allzuweltlich zu träumen, und öffnete dann leise das Fensterlein.

Dort stand der Kerl und sah gerade auf mich her.

„Sakerment, wer ist denn draußen?" schmetterte ich. Mitten in der Nacht im Einschichthaus ein solcher Ruf! Er hörte sich schauerlich.

„Schelm, ich schieß' Dich nieder!" schrie ich noch einmal und ließ krachen . . .

Das Geräusch des Einbrechens währte fort, auch der Kerl stand noch in seiner ganzen Verwegenheit da. Aber bei dem Scheine des Schusses hatte ich gesehen, wer es war. Dieser alte, gottverlassene Wicht war's am Zaun, der Baumstrunk, dem tagsüber gar die Rindenfetzen vom Leibe hingen und der Moder aus allen Spalten rieselte. Und nachtschlafend' Stund' möcht' er die Leut' erschrecken! Aber der hat jetzt genug für sein Lebtag und mich erschreckt er nimmer.

Als ich hernach kühn geworden, den Kopf zum Fenster hinausreckte, so weit es ging, gewahrte ich auch die Einbrecher. Ein paar Bretter, die an der Wand lehnten, wurden vom Wind, der gekommen war, um den Regen zu vertreiben, hin und her geschlagen, an die Wand gedrückt und wieder hintan gerissen, daß sie knarrten und ächzten.

Seine Feinde gründlich kennen gelernt zu haben, ist der halbe Sieg. Ich verschloß das Fenster und legte mich wieder schlafen.

Am anderen Morgen schien draußen die liebe, helle Sonne, daß es ein Jammer war.

„Wenn heut' auch noch Niemand kommt, so geht das nicht so gut aus, wie gestern!" sagte ich mit drohender Miene. „Unsereins möcht' einmal was Warmes essen."

Da sah ich den Feldsteig her gegen das Häuschen einen Mann schreiten. -- Also endlich! Ich legte den Schlüssel zurecht, daß ich ihn zum Fenster hinausgebe und den Vorbeigehenden bitte, mir von außen dieses malefiz Vexirschloß aufzusperren. Als jedoch der Mann näher kam, zuckte ich mit dem Kopfe vom Fenster zurück und stieß einen Fluch in die Wand hinein, wie weder vor, noch seither ein solcher hineingestoßen worden sein mochte.

Es war Gori, der blaßbraune Schustergeselle. Der war mein Todfeind. Es hätte nicht sein müssen. Wir hätten in Fried' und gutmüthiger Gegenseitigkeit Platz nebeneinander gehabt, wie nur je ein Schuster und ein Schneider hienieden nebeneinander Platz haben können. Aber wir hatten eine gemeinsame Weltanschauung, wir hielten unter allen Jungfrauen Eine und dieselbe für die Schönste und Liebenswertheste im Kaiserreiche. Und so war es gerade an einem der letztvergangenen Sonntage gewesen, daß dieselbe Eine mit ihrem Vater im Wirthshause war, daß ich mich zu ihrem Nebentische hinsetzen wollte, und daß der Gori plötzlich vor mir stand und sagte:

„Einer von uns Zwei'n ist dahier zu viel!" Der achtzehnjährige Schneiderlehrling kam gegen den fünfundzwanzigjährigen Schustergesellen nicht auf, und noch ehe ich zum Bewußtsein der eigentlichen Sachlage kam, war ich vor der Hausthüre. Zur Genugthung gereichte mir aber, daß gleichzeitig auch dieselbe Eine mit ihrem Vater das Wirthshaus verließ, „von wegen dem schandhaften Raufen allemal".

So stand's zwischen mir und dem blaßbraunen Gesellen, der jetzt am Einschichthäusel vorbeiging. Er hatte eine Tracht Leisten auf dem Rücken und nebelte mit seiner Porzellanpfeife — ein Weibsbild war d'rauf — langsam an meinem Fensterlein vorbei. Von dem wollte ich nicht befreit sein und sollte ich sitzen bleiben müssen im Einschichthaus so lang', bis mein Bart neunmal um den Ofen gewachsen!

Dieser kleine Vorgang hatte eine merkwürdige Hitze in mich gebracht; nur zu bald wurde es wieder langweilig. Es war ein und das andere Buch da und manches Blatt Papier, lesen, schreiben war ja sonst meine Passion. Doch in solchem Asyle soll's ein Anderer versuchen, mit Schöngeistigkeit die Zeit sich zu vertreiben; dem rechten Arrestanten mag's behagen, der weiß, daß Mittags der Profoß mit der Suppe kommt; und kommt derselbe Mittags nicht, so kommt er Abends.

Um die Mittagszeit sah ich einen Bettelmann sich draußen sonnen. — Der, wenn ich ihm den

Schlüssel hinauslang', ist gewiß so gut und macht auf. — Hättet Ihr's mit ihm gewagt? Und hättet Ihr nicht den Hochverrath bedacht, der an dem Meister begangen worden wäre, wenn man die Geheimnisse seines wundersamen Vexirschlosses einem Fremden, vielleicht einem Strolche, preisgegeben? — Nein, auf dieses Aeußerste kommt's noch nicht an. Bleibt der Vagabund nur noch ein paar Minuten sitzen auf dem grünen Rasen — er ist ja beschäftigt — so wird Alles gut. Rasch schrieb ich auf einen Zettel: „Thue mir die Fankelbäuerin doch wen herausschicken. Der Schneider ist eingesperrt und kann nicht aus." Das Papier legte ich zusammen, verklebte es mit Wachs, dann rief ich zum Fenster hinaus: „He, guter Freund!"

Der Bettelmann sprang auf und da sah er, daß das Haus bewohnt war, murmelte er sogleich seinen Bettelspruch. Ich reichte ihm durch das Fenster ein Vierkreuzerstück hinaus; Geld war in meinem Exil für mich ja ein werthloser Gegenstand. „Aber Ihr müßt so gut sein," sagte ich, „und dieses Briefel da zu dem Bauernhaus hinabtragen, wo sie den Waschkessel vor der Thür haben, und es der Bäuerin geben. 's ist eine kleine Post, und ich hab' nicht Zeit, daß ich hinablauf'."

Der Mann versprach's von Herzen gern und torkelte mit meinem Nothsignal abwärts gegen den Thalkessel, wo die Menschen leben in Gesellig-

keit und ihren Ueberfluß und die großen Güter nicht zu würdigen wissen.

Nun verging Stunde um Stunde, und es kam Niemand. Ich durchspähte nochmals alle Vorrathsräume und genoß zur Jause Pfeffer und Salz, ein Nahrungsmittel, welches gestern noch verschmäht worden war. Als der Abend nahte, begann ich wild zu werden. Ich rüttelte furchtbar an der Thüre, ich versuchte, ob denn nicht doch die Dachbretter zu durchbrechen wären. Vergebens. Der Spaß fing an gefährlich zu werden.

„Schneider!“ hörte ich auf einmal draußen schreien. Ich stürzte zum Fenster. Der Tausend, das auch noch!

Fankelbauer's Mariechen stand draußen ....

„Aufmachen soll ich?“ fragte sie.

„Sei so gut, Dirndl. Da ist der Schlüssel. Mein Meister hat mich unversehens eingesperrt.“

„Der ist drin!“ rief sie aus. „Jetzt haben wir gemeint, der Meister, und deswegʼ hat mich die Mutter heraufgeschickt. Den Brief haben wir schon Nachmittag kriegt, wir sind auf dem Feld gewesen und haben nicht Zeit gehabt. Hättʼ ich aber gewußt, daß Du's bist, so wärʼ ich jetzt auch noch nicht heraufgegangen.“

„Hast was gegen mich, Marie?“ fragte ich beklommen.

„Gar nit. Du wirst wohl wissen, wegen was.“

„Du thust alleweil so stolz gegen mich!?"

„Mir tragt's den Stolz nicht. Aber Dir stund's besser an, Du thätest anders."

„Möcht' wissen, wie Du das meinst?"

„Was hast Du mich bei den Leuten in Schanden zu bringen?" sagte sie und schluchzte in ihre Schürze hinein.

„Um Gotteswillen, Marie, was hast denn? Wieso bring' ich Dich in Schanden? Geh' her da, zum Fenster geh' her und sag' mir's, wieso bring' ich Dich in Schanden?"

Anstatt mir zu nahen, ging sie noch einige Schritte vom Fenster hinweg. Ihr lichtes, weiches Haar war lose, ihr junger Busen war bewegt, wie der See im Sturm. Ich war so aufgeregt, daß ich mich mit aller Gewalt zwischen dem Gitter hinauszuzwängen suchte.

„So!" sagte sie nun, „das ist keine Schand', wenn Du über mich Gedichter machst, daß ich so viel fein und sauber wär', und daß ich Dein Schatz sollt' sein, und lauter so närrische Sachen! Und giebst es allen Leuten zu lesen, daß man sich schamen muß, bis unter die Erden hinein."

Das war ein Schlag für mich.

„Mirzerl," sagte ich endlich, „wenn Du nur ein bissel thätst hergehen. Mach' auf und komm'. Es wird Dich doch nicht verdrießen, wenn man sagt, daß Du schön bist!"

„Wenn man den Leuten das erst muß aufschreiben, daß sie's glauben, nachher ist es schon schlecht genug."

„Aber schau, mein Herz, man redet doch gern davon."

„Willst reden, Du Lapp, so weißt, wo Du mich findest. Was brauchen denn andere Leut' zu wissen, daß ich Dir gefall'!"

Das schreibe ich heute zur Belehrung für Poeten, welche da glauben, Alles und noch ein Uebriges zu thun, wenn sie ihre Mägdlein besingen. — „Du weißt, wo Du mich findest," hatte Mariechen mir gesagt.

„Komm' nur einmal herein, wir werden uns schon ausreden," lockte ich und streckte den Arm aus. „Aber aufmachen mußt. — Da hast den Schlüssel."

Sie lachte hell, lachte unter Thränen des Aergers: „Ich werd' mich hüten, daß ich Dich heut' auslaß. So einen Wolfshunger, wie Du hast! Da geht kein Mensch sicher!"

„Willst mich umkommen lassen? Bin ich Dir denn gar nichts lieb?"

„Bist ein ungeschickter Bub', sperrt der Schlüssel von auswendig, so wird er von inwendig auch sperren. Probir' nur einmal."

„Probirt hab' ich schon. Es ist ein Vexirschloß."

„Bist selber Schuld, wenn Du Dich vexiren (narren) laßt. — Ist untenauf keine Stiften beim Schloß?"

„Freilich wohl, mit der es festgenagelt ist."

„Bei dieser Stiften druckst an, nachher drehst den Schlüssel um — nachher gehst heraus."

Mit Macht mußte ich arbeiten, daß ich meinen verklemmten Kopf und Arm vom Fenster zurückbrachte; sie schaute so schalkhaft auf mich her, daß ich bei mir dachte: Das Ding geht besser aus, als ich hab' vermeint.

Dann versuchte ich noch einmal, und zwar nach ihrer Weisung, das Schloß zu lösen und die Thüre war offen.

Offen war sie in weiten Angeln, und vor mir lag die Freiheit und das Abendroth — und das Mägdlein lief, was es laufen konnte, davon — davon.

Was soll ich noch sagen? Als ich von der Verfolgung zurückgekehrt war, stellte ich die Wohnung in Stand und verschloß, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Niemand mehr im Hause sei, mit überaus großer Sorgfalt die Thür.

Hernach eilte ich dem Hofe meiner Eltern zu.

„Jetzt ist Der da," sagte die Mutter, „bist denn nicht im Mürzthal drüben?"

„Was zu essen möcht' ich," war meine Antwort.

„Semmelstrauben hab' ich heut' keine," sagte sie, „und sonst nimmst mir ja nichts."

„Mir ist Alles recht."

So aß ich, und dann schlief ich, und am nächsten Tage ging ich in's Mürzthal und suchte meinen Meister auf. Der brummte und lachte; aber die Tantalusqualen, welche ich im Einschichthäusel erlitten, habe ich ihm nur zu halb erzählt.





Ein reisender Handwerksbursch.

Auch der lange Christian muß aus alter Erinnerung hervorgeholt werden.

Der schob eines Tages die Thür unserer Meisterstube so weit auf, daß er seinen kleinen Kopf hereinstecken konnte: „Ein reisender Handwerksbursch bittet gar schön . . ."

Der Meister steckte alle zwei Hände in die Hosentaschen und fragte: „Was ist Er denn?"

„Ein vacirender Schneidergesell', bitt' ich."

„Wesweg steht Er nicht in Arbeit ein?" sagte der Meister, und die rechte Hand fuhr unverrichteter Dinge aus dem Sacke zurück.

„Ich bitt', weil ich keine krieg'. 's ist schon überall Alles voll Schneidergesellen."

Jetzt kam auch die Linke des Meisters, auf die alle Hoffnung gesetzt war, leer aus der Tasche, und der Meister sprach: „Wenn Er will, bei mir hat Er

gleich Arbeit. 's ist der Winter da, die Leut' brauchen Gewand."

Der Handwerksbursche sah, daß er aufgenommen war, mit saurem Gesichte trat er in die Stube; er war länger, als dem hereingesteckten Kopfe nach vermuthet werden konnte, und es hing an dem ältlich und gutmüthig aussehenden Kopfe ein ziemlich zerfetzter Schneider. Der Meister selbst schien von dem Aussehen seines neuen Gehilfen etwas überrascht zu sein. Das Wanderbuch war aber befriedigend, es stand zwar wenig Arbeit d'rin, aber diese wenige war durchaus belobt.

„Wo hast denn Deinen Ranzen, Christian?" fragte jetzt der Meister.

„Meinen Ranzen? Warum?" versetzte der Geselle mit Befremdung, „brauch' keinen."

„Du wirst doch eine gute Kluft (guten Anzug) bei Dir haben?"

„So weit ja," sagte der Andere und blickte an sich hinab bis zur Zehe, die aus dem Stiefel hervorguckte, „bin zufrieden, bin alleweil zufrieden."

„Ruck', Lehrbub, daß er sich setzen kann!" Diese Worte des Meisters waren zu mir gesprochen, und einige Augenblicke später saß der schlottrige Geselle an meiner grünen Seite und sah den Meister ungewiß an, als wollte er fragen, welcher Hausbrauch hier herrsche, ob der Lehrjunge gelegentlichenfalls bei den Haaren oder bei den Ohren zu fassen wäre. —

Als er später die gutherzige Weise merkte, in welcher mein Meister mit mir verkehrte, fing auch er an, genossenschaftlich zu sein, heißt das, er bemängelte mir gegenüber die Pflege, welche man uns angedeihen ließ und belustigte sich über den Meister, wenn dieser abwesend war. Ich war für solche Beweise des Vertrauens dankbar, hütete mich aber, dieselben zu entgegnen, sondern that, wie einem Lehrjungen geziemt: hielt die Ohren offen und den Mund zu.

Nur die Nächte waren nicht ganz ohne Zwiespalt. Zuerst hieß es, ich möchte mit dem neuen Gesellen mein Bett theilen; nur zu bald stellte es sich heraus, daß er nach Gutdünken mit mir theilte, aber so, daß der größte Theil mit Leintuch, Decke und Kopfkissen ihm zufiel. Er lag an der Wand, nur zu Regenzeiten tauschten wir die Plätze, weil an der Wand das Wasser herabrann.

So lange ich wachte, beschied ich mich, aber während ich schlief, thaten Arme und Beine im Kampf um's Dasein Manches, was hernach von Seite des langen Schlafgesellen ein anderer, ganz unschuldiger Theil des Körpers arg entgelten mußte.

Trotzdem waren wir stets gut Freund, was mir um so erfreulicher schien, als die Erhaltung dieses schönen Verhältnisses ganz in meiner Hand lag. Gab ich in Allem nach, so war ich gesichert, und er verlangte nichts Unbilliges von mir, denn im Leben eines Lehrjungen ist Alles billig. Zudem besaß der

lange Christian einen unschätzbaren Vorzug, nämlich er log — und log, daß es eine Passion war. Wer nie sein Brot als Schneider aß, wer nie die halben Winternächte bei Loden und beim Zwirne saß! — — Was da ein gutes Plaudermaul für ein Kleinod ist! Der lange Christian hatte den Krimkrieg mitgemacht, hatte bei der Revolution eine Rolle gespielt und das keine kleine, denn er war Kossuth's Stiefelwichser gewesen. Denn warum? Er hätte es zu ganz was Anderem bringen können, aber der Kossuth hatte gesagt: „Loß ich nicht aus, Schwob. Brauch ich zum Wichsen."

„Sei jetzt still und thu' nah'n!" verwies ihm der Meister bisweilen solch' biographische Darstellungen.

„Warum soll ich's denn nicht sagen?" meinte hierauf der Christian immer, „es ist ja so Alles nicht war."

Und hub wieder von neuem an.

„Und wenn ich auch hätte dabei sein können," fuhr er fort, „ich hätte nicht einmal mögen. Da mag Einer sagen, was er will, mir geht das Reisen über Alles. Das Reisen als Schwalier, natürlich."

„Jetzt sei still und thu' nah'n!" gebot der Meister streng.

Da war er still und that nähen, und ich ermaß traurig, wie hier die schönsten Reisen und alle Weltwunder schnöde unterdrückt wurden. Ein Gefühl der

Bitterkeit wurde in mir gegen den Meister wach. Wenn dieser aber abwesend und wir in der Werkstatt uns selbst überlassen waren, dann wurde Alles nachgeholt; bald wurde ich inne, daß der lange Christian auch bei der Entdeckung Australiens dabei gewesen war.

Auf einem Luftballon wären sie hingekommen. — „Geht auf einmal nieder. Auf den Bäumen lauter Schlangen und Paradiesäpfel; Weinberge, wo auf den Reben die Kaffeebohnen wachsen und der Wein rinnt in Brunnen unter der Erde heraus. Löwen und Tiger, selbstverständlich alle besoffen, darum sind die australischen so gefährlich. Und sind auch große Pappeln, denen auf und auf die Wolle wächst und müssen im Frühjahr und im Herbst geschoren werden. Das ist die Baumwolle. Und lauter so! Die Leut' sind alle schwarz über und über und brauchen daher keine Kleider. Was ist denn das für ein Land? fragen wir. Antwortet ein Schwarzer: I bitt', das ist Australien."

Als ich anfangs an Einzelnem zweifelte, rief er: „Na ja freilich, bei Euch heißt's allerweil: erlogen, erlogen! Das bissel erlogen wird Dich doch nicht geniren! Wenn's d'netta Alles wahr sein sollt', na bedank' mich, da möchtest saubere Sachen hören. So tapfer wie der Christian, der itzo neben Deiner schneidert, hat Keiner gefochten!"

„Soldat?"

„Soldat! Gott sei Dank, nein. Ein Fechtbruder bin ich gewesen und wollt', ich wär' es heute noch!" Er seufzte und zog melancholisch einen langen Faden vom Zwirnknäuel.

Meine Bemerkung darauf mußte der Stimmung des Augenblickes nicht ganz gerecht gewesen sein, denn er beugte sich weit gegen mich vor und sagte nachdrücklich genug: „Du bist ein junger Lecker, daß Du's weißt!"

Ließ ihm's gelten, und so waren wir wieder einig.

„Bist du erst ausgelernt, wirst es auch treiben," versicherte der Christian, „was ein ordentlicher Handwerksbursch ist, der geht fechten. Blitzdumm seid's ihr Jungen anfangs schon dabei, das ist richtig, und wenn man Euch nicht aus Erbarmen zeitweilig was thät schenken, Ihr müßtet verhungern wie die jungen Kälber, wenn sie nicht genudelt werden."

„Möcht' wissen, wesweg man euch Alten was schenkt, wenn nicht aus Erbarmen!" erlaubte ich mir zu bemerken.

Er krähte laut auf und rief dann: „Das kostet mir einen Lacher! Uns aus Erbarmen, wie einem Bettler! Junge, Dir fehlt es an Unterricht! Wenn wir Handwerksburschen fechten, so heißt das nagelfest nichts Anderes, als wir heben unsere Gebühr ein. Es ist ein Recht von altersher. Sie alle, die Herren Professionisten, die heute prächtige Häuser stehen haben an den Straßen, sie alle haben einst-

mals gefochten, und tüchtig gefochten. Und wenn Du nicht weißt, wozu sie an ihren vornehm geschnitzten Hausthüren die Klinken haben, so will ich Dir's sagen: daß Unsereiner d'raufdrucken kann, so wie's neuzeit Haustelegraphen giebt, wo der Herr nur zu drucken braucht und die Dienerschaft steht da. Wenn wir dabei den Hut in der Hand halten und freundlich bitten, so ist das Höflichkeitssache, denn der Fechtbruder muß Schwalier sein!"

„Redlich gesagt aber," fuhr der lange Christian fort, „die Professionisten, die selbsten haben schnallendruckt, das sind die schmutzigsten. Zu hart Kräften ein ganzer Kreuzer, wenn sie keinen halben im Sack finden, und verstatten sich des lumpigen Kupferlings wegen schon das Recht, das Wanderbuch eine Weil' durch ihre feisten Finger zu wutzeln, oder gar etlich' Sottisen loszulassen, als wär' ein ehrlicher Bursch just ihrer Grobheiten willen auf der Länderpassier. — Ueberhaupt, Lehrbub, merk' Dir's: was an der Straßen steht, heißt nicht viel. In die Seitendörfer muß einer sich schlagen, in die Berggräben muß man hinein, das lohnt sich. Kannst das Mundstückel brauchen, machst den Weibern was vor — lebst wie ein Prinz. Aber nur nicht vergessen, den Finger schön in's Weihbrunnkesserl tauchen, wenn Du bei der Thür hineingehst. Steht vor dem Hause, wo die Leut' vom Fenster hinsehen, ein Crucifix, oder so was, nur fleißig den Mund d'raufdrucken. Fromm-

heit lohnt sich immer. Bleibst über die Nacht und sitzest auf der Ofenbank, so verzählst was; je größer die Lug ist, desto lieber glauben sie's, desto gewisser laden sie Dich zu ihrem Nachtmahl ein. Mit dem Bauer hebst für's Erst' vom Wetter an; ist trockene Zeit, so giebt's guten Kornbau, ist Regenwetter, so geräth das Futter für's liebe Vieh. Der Köchin vertraust, Du hättest auch schon Etwelches verkostet auf dieser Welt und wüßtest, was gut sei, aber so ein Schmalzmus, oder was es eben ist, wär' Dir bislang noch nicht in den Mund gekommen. Wirst sehen, nach solcher Red' wird Dein Essen zusehends vermehrt und verbessert. Sind Knaben im Haus, so machst ihnen Vogelfallen, Fischfangen und so was. Mit den Mädeln, und sind sie auch erst halbgewachsen, kann man vom Heiraten reden. Rastest Dich tagelang aus und wirst sehen, wie erträglich die Zeit vergeht."

Darauf erwiderte ich einmal dem langen Schneider: „Freilich vergeht die Zeit, wenn der Reisende so von der Straße abweicht, aber wann kommt er nachher an's Ziel?"

Er ließ die Nadel stecken, wo sie stak und fragte: „An welches Ziel?"

„Wo er Arbeit kriegt."

Jetzt stützte er seinen spitzen Ellenbogen auf's spitze Knie und sagte: „Was glaubst denn Du eigentlich von einem Handwerksburschen? Meinst er passirt die Länder, daß er Arbeit sucht? Für was stünd' er

denn drei Jahr' und länger in der Lehr' und ließ sich zum Fußhadern brauchen, wenn er nachher kein reisender Handwerksbursch' werden wollt'? Jetzt haben wir die Eisenbahnen. Nichts leichter, als an's Ziel zu kommen und Arbeit zu finden. Aber kannst Du Dir einen reisenden Handwerksburschen denken, der auf der Eisenbahn fährt? Für was, möcht' ich bitten, werden denn neben den Eisenbahnen hin die alten kostspieligen Landstraßen erhalten, als wie für den Handwerksburschen? — 's ist ein Plaisir, kann ich Dir sagen, wie kein zweites auf der Welt. Und schon gar in einem Ort, wo an jedem End' die Tafel steht: Hier ist das Hausiren verboten! — Wie sich's da ficht! Lehrbub, Du weißt noch nichts."

„Weshalb ist denn der Christian hernach bei uns eingestanden?"

„Das ist's ja!" flüsterte er, „hab' ich's vor der Thür wissen können, daß ich vor einer Schneiderwerkstatt steh'? Nicht einmal ein Schild! So g'scheit wäre ich schon gewesen, daß ich alsdann als Tischler oder Schuhmachersgesell angekloft hätt'. Und just dasmal ist's nicht erlogen gewesen, accurat, daß ich ein Schneider muß sein! Dein Meister hat mich frei so viel, als in meinen eigenen Worten gefangen. Anderstheils weil jetzt Winter ist und der Mensch seinem Brot nicht gut nachkommen kann, will ich's auf etliche Wochen gleichwohl aushalten. Ein rechter Bursch' muß Alles probiren auf der Welt."

— Auch das Arbeiten! hatte er in Gedanken sicherlich beigesetzt. Uebrigens war der Christian in der Arbeit flink, wenn auch zuweilen ein kleiner Schlendrian mit unterlief. Letzteres rügte mein Meister eines Tages auf Umwegen, indem er sagte: „Lehrbub, für Geschwindigkeit nimm Dir ein Beispiel an Christian, für Genauigkeit an mir."

Abends während der Lichtfeier — das ist die Stunde der Dämmerung — war der lange Christian unsichtbar. Erst knapp vor dem Lichtanzünden erschien er wieder und ging mit frischer Lust an die Arbeit.

Da stupfte einmal der Bauer, bei dem wir auf der Ster saßen, meinen Lehrmeister an der Seite, er möge so gut sein, ein „Randel" mit in's Nebenstübel zu kommen, er habe ein klein wenig was zu reden. Und im Nebenstübel soll denn der Arbeitsgeber zum Meister folgenderweise gesprochen haben: „Wenn euch Schneidern bei uns die Kost zu schlecht ist, so thut es mir nur sagen, ist mir lieber, als wie wenn ich vor der Nachbarschaft zu Schanden gemacht werde."

„Wie denn das?" entgegnete der Meister und sah den Bauer groß an, „die Kost zu schlecht? Bei Dir? Doch gar keine Red' von so was. Alles gut und genug."

„Ja," sagte der Bauer, „zuweg geht denn nachher Dein Gesell zwischen der Lichten in die Nachbarschaft betteln?"

Der Meister wurde ganz blaß vor Schreck.

„Sie reden schon überall davon, daß der Niederberghofer seine Schneider verhungern ließe, und der Gesell, wenn's dunkel wird, mit dem Brotsack ausschleiche. Wenn's so ist, habt Ihr bei mir aufgearbeitet."

Ohne ein Wort der Entgegnung rief der Meister den Christian in's Stübel.

„Möcht's frei wissen, Christian, was Du zwischen der Lichten allemal machst?" fragte er mit düsterem Ernste.

„Ich? — Ein Bissel in der Nachbarschaft geh' ich um, daß ich mich nach dem langen Sitzen eppas ausspring'."

„Und trägst den Leuten das Brot stückweis aus dem Haus!" sagte der Bauer.

„Warum denn nicht," antwortete der lange Christian, „ich bitt' ja schön d'rum und nachher verschenk' ich's wieder. Bei Dir, Niederberghofer hab' ich's Gottlob nicht von nöthen."

„Zu was thust es denn nachher, Du alter Steinesel?" rief der Meister mit allem Zorne, dessen er fähig war.

„Weil's mich g'freut," sagte der Geselle, „und wenn's dem Meister nicht recht ist, so kann er sich's recht machen. Wir sind nicht zusammen verheiratet. Ich mach' mich fremd."

Mit diesen Worten sagte er die Arbeit auf.

Voller Innigkeit nahm er von uns Abschied, nachdem er mich noch eingeladen hatte, mitzukommen. Ich begleitete ihn vor das Haus und sah ihm nach. Schon an der nächsten Thür drückte er die Klinke nieder und mit einem Gesichte, das vom Glücke erhellt war, murmelte er sein: „Ein reisender Handwerksbursch' bittet gar schön . . .“





Noch Eins vom langen Christian.

Ja, der lange Christian! Der will mir nicht aus dem Kopf. Auch er mußte uns in lieber Erinnerung halten, weil er so bald wieder zu uns zurückkehrte. „Das Fechten," sagte er, „nimmt das Gewand zu viel her. Und wenn Du nachher nur so einen zerrissenen Kerl vorzustellen hast, alsdann halten dich die dummen Leut' für einen Vagabunden und wollen dich in den Kotter thun."

Also hatte sich das ritterliche Fechtgenie und der gewaltige Auf-Schneidergeselle aus Furcht vor dem „Standarn" wieder einmal zur Arbeit geflüchtet.

Der Christian war kein schlechter Schneider! Mein Meister vertraute ihm und mir manche Ster an, an der ihm nicht viel gelegen war, und wir thaten dann gewöhnlich auch unsere Schuldigkeit, ihn wirklich um die Ster zu bringen. Unser Nebenbuhler jenseits des Baches, der „ungarische Schneider",

soll insgeheim ein Gelübde zu Maria in Zell gethan haben: er opfere einen wächsernen Handwerksburschen, halb so lang als der Christian, wenn dieser bewußte Christian Jahr und Tag beim Schneider Natzl — wie mein Meister benamset war — verbleiben sollte; und der Christian verblieb trotz seiner angebornen Neigung zum Länderpassiren und zum Fechten, und trotz manchen zweideutigen Achtungserfolges in den Bauernhäusern bei uns, als ob er vom „Ungarischen" heimlich dafür bezahlt worden wäre.

Da war's einmal, daß der Christian und ich auf die Ster beim Stixenbrunner einrückten. Das Stixenbrunnerhaus war keine gesuchte Kundschaft, da hüpften die Katzen auf dem Herd, die Hühner auf dem Tisch und die Ratten im Bett um. Dem Christian war das nicht übel; so große Thiere, meinte er, genirten ihn nicht. Umsomehr die Katzen aus der Schüssel fräßen, umsomehr brächten die Hühner anderartig auf den Tisch, und die Ratten wären — so lange sie nicht durch ein Nadelöhr zu kriechen vermöchten — im Bett ziemlich unschuldig. Das weitaus Schlimmste war: das Stixenbrunnerhaus hatte keine Hausfrau.

Wer je einmal Schneider war, der weiß, was das heißt: eine Ster ohne Hausfrau. Das ist wie ein Baum ohne Frucht, wie eine Kirche ohne Gott, wie eine Nacht ohne Stern, kurzum — wie ein hungriger Schneider.

Der Stixenbrunner, ein Mann in den Jahren, wo man den besten Appetit hat, empfand ihn auch, den Mangel eines hegenden, kochenden Wesens im Hause, und eben darum ließ er eilends die Schneider kommen, daß sie ihm das Bräutigamsgewand machten.

„So geh' her, Bauer, und laß Dich einmal messen," forderte ihn der Christian und drehte den ersten Knoten in den Maßfaden. Er verstand es gut, sich als Meister zu gehaben.

Der Stixenbrunner stellte sich mit gespannten Gliedern auf, und während der Christian die stattliche Wesenheit nach allen Richtungen abmaß, fragte ihn der leutselige Bauer: „Ehevor wir zum Schneider-Natzl kommen sind, wo haben wir denn gearbeitet?"

„In Amerika!" antwortete der Schneider, denn das war ja der Christian mit der göttlichen Phantasie.

„So so, gar in Amerika," versetzte der Bauer, ohne weiters überrascht zu sein, denn es muß doch auch das Amerika seine Schneider haben. „Wie tragen sich denn dort die Leute?"

„Lauter häutene Hosen," berichtete der Christian. „Braucht Keiner sein Lebtag mehr als ein Paar."

„Du lugst 'leicht doch, Schneider!" warf der Bauer lächelnd ein und zog mit beiden Fäusten sein Beinkleid stramm.

„Wer lugt?" fragte der Christian. „Ich? — Willst sie länger haben die Hosen, als die? — Lugen

meinst, daß ich thät'? — Und einen doppelten Träger dazu, daß sie Dein Weib nicht so bald abkriegt. — Weißt, das ist das Gute in Amerika, haben dort auch die Weiber ihre häutenen Hosen, daß sie denen der Männer nicht nachstreben."

„Ja, was sind denn das nachher für Leute?" rief der Bauer aus.

„Wilde sind's!" sagte der Christian.

„Und die brauchen Schneider?"

„Wieso?" fragte der Christian.

„Ja, weil Du bei ihnen gearbeitet hast!"

„Als Schneider," entgegnete der Christian — „aber was Du schon für ein Bäuchlein hast, Stixenbrunner! Nein die ganze Hosenläng'! 's ist die höchste Zeit. — Als Schneider werde ich dort nicht gearbeitet haben, das kannst Dir wohl denken. — Hast die Säckel gern tief? Ist im heiligen Ehestand nicht nöthig, bleibt so wie so nichts drinnen. — Porträtmaler bin ich gewesen in Amerika. Dort, muß ich Dir sagen, malt man nicht auf die Leinwand, herentgegen auf die lebendige Haut."

„Wie sich bei uns in Europa die Weiber selber anmalen," rief ich erläuternd dazwischen.

„Schau Du auf Dein Zwirnabhaspeln, Lehrbub', und sei still," wies mich der Geselle zurecht. — „Den Brustfleck doch ein wenig ausbandeln, Bauer? Nicht? — Leutanfarbeln heißt man's. Wie bei uns jeder Stand sein Gewand hat, so hat in Amerika jeder

seine Farb'. Das Kind wird schwarz angestrichen; junge Männer, die vor den Feind müssen, karminroth, weil diese Farbe schießt; die alten Jungfrauen grün und gelb, die Ehemänner blau. — Brauchst auch einen Uhrsäckel, Bauer?"

Der Stixenbrunner zog seine dickleibige Taschenuhr heraus, um zu sehen, wie lange der Schneider an ihm schon herumthue.

„Die kenne ich," sagte der Christian, „diese Uhr kenne ich. Ist's nicht der Adam-Rosel ihre?"

„Kennt er sie, der Schneider, die Rosel?"

„Mag schon sein, daß er sie kennt, der Schneider, die Rosel."

„Ist recht gescheit, nachher ist auf's Jahr, wenn der Schneider mit Gottes Willen wiederum kommt, die Bekanntschaft mit der Stixenbrunnerin schon da." —

Auf diese freundliche Bemerkung war mein Christian verstummt. Und als der Bauer endlich die Stube verlassen hatte und der Christian auf dem Haustisch das schwarze Tuch ausbreitete und auf demselben mit der Kreide die Formen zu zeichnen begann, sah ich, daß letzteres ganz ohne Beihilfe des Maßfadens geschah. Er zeichnete das Haupt eines sehr gutmüthigen Wiederkäuers mit langen Ohren.

„Was macht denn der Christian?" fragte ich beklommen.

„Porträtmalen," antwortete er.

Plötzlich schlenderte er die Kreide auf den Fußboden, daß sie in mehrere Stücke auseinandersprang, schritt rasch an mich heran, der ich auf einem Dreifuß hockte und über meinen ausgespreiteten Knien den Zwirn abhaspelte, und zischelte mir sehr leise und sehr nachdrücklich in's Gesicht: „Jetzt heiratet mir dieser erz=kreuz=sakermentische Bauer meine Schöne weg!"

Mir glitt vor Schreck der Strehn vom Knie, daß in den Fäden eine arge Verwirrung entstand.

„Aber!" hauchte er und sprang einen Schritt zurück, daß er auf die knisternde Kreide trat, „ich räche mich, wie sich vor mir noch kein Schneider gerächt hat!"

„Wir schleichen uns davon!" rieth ich, um Schlimmerem vorzubeugen.

„Nein, Du einfältigster aller Lehrbuben! Wir bleiben da, wir machen dem Nebenbuhler das Bräutigamsgewand — aber wie!"

Es war eine bange Stunde. Der Christian zeigte mir — mich gleichsam zum Mitschuldigen machend — den Maßfaden mit den vielen Knoten.

„Er ist schön gewachsen, das läßt sich nicht leugnen," sagte der fürchterliche Geselle, „aber an diesem Faden hängt seine Schönheit! Die innere Hosenlänge mache ich zur äußeren, die Bauchweite zur Knieweite, die —"

„Christian!" rief ich empört drein, „denk', daß ein Gott im Himmel lebt!"

„Der wollt' mir nicht bange machen," sagte der Heide, „aber der Meister auf Erden! Den Wochenlohn abziehen, das Gesellenbüchel verschandiren — oh nein, meine schöne Rosel! So hoch dich estimiren, die Freud' thu' ich Dir nicht an."

Er begann zu arbeiten, und zwar ganz regelmäßig, d. h. ein wenig flink, ein wenig flott und ein wenig schlampig.

„Der Christian," so fuhr er nun halb für sich, und ich denke doch auch halb für mich, fort, „der Christian, meine Schöne, der hat schon ganz Andere fahren lassen, als Du bist! — Im Sachsenland ist's gewesen, auf der Länderpassir, daß ich auf der Landstraße dahermarschirt bin, fein und aufrecht, wie mich Gott erschaffen hat, und ein Liedel dazu. Fährt eine Herrschaftskalesch daher. Vier Rösser, zwei Diener und eine Frau. Eine Frau! Ich sag' nichts weiter, als daß ich mir gewunschen hab': Wär ich der Kaiser Napoleon, die müßt' ich haben! — Die Frau, mich sehen und die Kutsche halten lassen, ist Eins. Ein so ein schöner Mann! sagt sie und zu ihrer Seiten thäte Platz sein, wann ich wollt' mitfahren. — Gnädige Frau Gräfin, sage ich, oder was Ihr seid! und mach' meine höfliche Verbeugung. Wie wir in's G'schloß kommen, ein sehr ein schönes G'schloß! muß ich mit ihr Nachtmahl essen und die

Lakeln (Lakaien meinte er) haben nur einmal Augen gemacht. — Ich sollt' nur zum Trinken schauen! sagt sie, und der Wein! Ein sehr ein guter Wein! Und das verliebte Gesichtel von ihr! — Durchlauchtigste Fürstin, sag' ich, oder was Du bist. Und nach dem Essen, da zieht sie das Seidenmantill aus und ich sollt' —"

„Aber thu' der Christian doch nicht gar so stark lügen!" war an dieser Stelle mein Einwand.

„— und ich sollt', sagt sie, d'ran das Futter anheften, das sich losgetrennt hätt'! — So, sage ich, zum Flicken hast mich mitgenommen, Majestät, Frau Königin, oder was Du bist! — Auf der Stell' hab' ich zusammengepackt und bin auf und davon in der kohlrabenfinstern Nacht. Eine sehr eine finstere Nacht!"

„Langer Christian!" versetzte ich und legte den aufgewickelten Zwirnknäuel auf den Tisch, „daß ich mich selber so anlügen wollt', das thäte ich nicht."

„Ich lüge ja nur Dich an!" rief er lachend, „und jetzt, da hast ein Vordertheil, kannst die auswendige Naht machen."

Auf solche Weise ist dieselbige Ster angegangen. Und sie hat sich alsbald zur schönsten Poesie entfaltet, denn der Stixenbrunner hatte ein großes Faß mit gut gegohrenem Holzapfelwein im Keller, und davon brachte er uns jeden Vor- und Nachmittag einen großen Krug voll auf den Tisch.

„Den Holzäpfeln,“ sagte da der Christian einmal, während er sich nach einem Zug, der so lang war als er selber, den Mund wischte, „den Holzäpfeln, wie sie höllisch hart und sauer auf dem Schlehenbaum wachsen – –“

„Auf dem Holzapfelbaum, will der Christian sagen,“ redete ich drein.

„Das mag bei Deinem Vater daheim der Fall sein,“ entgegnete er entrüstet, „anderswo, wenn Du in der Welt herumgekommen wärest —! Kurz und gut, den Holzäpfeln möchte man's nicht ansehen, daß so viel süße Teufelei drin steckt. — Die vordere Naht wird gesteppt. Keine Seiden ist nicht da? Nachher paspulir mit Spagatschnüren!“

Ich merkte, der Wein hatte seine Feindseligkeit gegen unseren Arbeitgeber noch nicht ganz ertränkt. Wie konnte das noch werden? Und wie wurde es?

Eines Abends war der Stixenbrunner im Sterben! Bei Bräutigamen ist der Brauch, daß sie während ihres Brautstandes täglich eine Messe hören. Man trifft da mit der Braut zusammen, führt sie in's Wirthshaus, wo ihre Zeche mitunter schon auf's Kerbholz der Hochzeitsgäste kommt, begleitet sie ein Stück Weges nach Hause und übt sich ein wenig auf den heiligen Ehestand ein.

Von einem solchen Kirchgange war der Stixenbrunner krank nach Hause gekommen. Er mußte sich

in's Bett legen, klagte über Kopfschmerz, Durst, Frost und Hitze, und am Abende war er im Delirium. Mein langer Christian war überaus aufgeregt, trug Crucifix, Weihwasser und Sterbekerze zusammen und war unermüdlich in Aufzählung von Personen, denen er bereits sterben geholfen. Der Bauer wollte aus dem Bette springen, und da man ihn in demselben festhielt, schrie er mit heller Stimme: „Schneider Christian, Du bist ein Ochs!"

„Gottlob!" sagte der Christian, „kennen thut er mich noch."

Hierauf lief er um's Bügeleisen, das er an der Herdgluth heiß machte; er wollte Essig drauftropfen und verdampfen lassen. „Der Essigdampf," sagte er, „ist das allerbeste Mittel, hat auch dem Kirchberger Bader geholfen, wie ihm das Hirn im Kopf ist schimmelig worden."

Aber die Magd, welche die Haushälterin machte, beklagte es, daß kein Tropfen Essig im Hause sei.

„Holzapfelwein thut's auch!" rief der Schneider.

Als der Kranke das Wort hörte, klagte er über Durst.

Doch der Christian versteckte das Trinkglas und trug den Hausleuten mit heiligem Ernste auf: „Nur keinen Wein geben! Das wäre Scheidewasser — scheidet Leib' und Seele augenblicklich auseinander."

Als Schlafenszeit war, stand der Christian noch lange im Stübel des Bauers und blickte tiefster

Wehmuth voll den blassen schlummernden Kranken an.

Als wir, der Christian und ich, hernach in der Vorstube in unserem gemeinsamen Bette lagen, vertraute mir der Geselle: „Ich habe schon Abschied genommen vom Stixenbrunner für diese Welt. Das Bräutigamsgewand legen sie ihm morgen an für die Reise in die Ewigkeit. — Mich gefreut bei der ganzen Geschicht' nur die Rosel."

Und in solcher Freude und Trauer ist er sanft eingeschlummert. Ich befahl in meinem Nachtgebet Alles, was da lebt und liebt und leidet und stirbt nach gewohnter Weise der Gnade Gottes, und dann war auch ich nicht mehr.

Ich weiß den Traum nicht, der mich in derselbigen Nacht geängstigt; es war diesmal auch nicht der Arm des Christian, der mich beklemmend sich sonst so gern über meine Brust schmiegte, weil der Traum dem Gesellen im Schlafe das that, was er im Wachen Anderen — er log ihm was vor. Mir war's diesmal doch ein Anderes, das mich plötzlich aufweckte und noch im Wachen unbeschreiblich ängstigte. Es mochte um Mitternacht sein, in der großen Stube war ein seltsamer Schein und an der Wand glitt langsam ein Schatten hin. — Ich wollte den Christian wecken, aber ich vermochte keinen Laut von mir zu geben. Und siehe — jetzt schwebte im blassen Gewand eine schlanke Gestalt, in der rechten Hand eine Urne

tragend, durch die Stube — deutlich sah ich das fahle Antlitz des Stixenbrunner. Bevor mir's noch gelang, mich zu einem Lebenszeichen zu ermannen, war die Erscheinung wieder verschwunden.

Schauernd und schluchzend weckte ich jetzt den Genossen.

„Kränken thut's mich, Rosel, daß Du mir nicht willst glauben," lallte er noch im Traume.

„Wach' auf, Christian! Der Bauer ist gestorben!"

Da war er munter.

„Wer hat's gesagt?" fragte er.

„Ich," war meine Antwort.

„Nachher kann's wahr sein."

Wir machten Licht. Die Stube war wie sonst.

„So werden wir ihn nu halt einmal auf die Bank legen gehen," sagte der Geselle, „aber nicht so, wie der ungarische Stuhlrichter seinen Mann — auf den Bauch. Dieselbige Stellung ist sonst immer noch beliebter, als die entgegengesetzte, wo die meisten nicht mehr aufstehen können, wie ein Hirschkäfer, der auf den Rücken fällt. Und just so wollen wir den Stixenbrunner legen. — Wo hab' ich denn meine Socken?"

„Auf den Füßen, Tollpatsch."

„Du hast recht, Jüngling. Und jetzt hübsch traurig sein, wir gehen zum Todten."

Hierauf zogen wir uns an und weckten ein paar Hausleute.

Gingen dann an die Thür des Sterbezimmers und öffneten sie leise. Da saß er mitten in seinem Bette aufrecht und hielt mit beiden Händen den großen Schneiderkrug an den Mund und trank. Und trank unaufhörlich.

Er bemerkte uns nicht und der Christian zog die Thür zu und murmelte etwas eintönig: „Jetzt können wir wieder schlafen gehen."

Die Geistererscheinung war nun auch erklärt: Der Bauer hatte sich aus dem Keller den Krug Wein geholt und der Weg hatte ihn durch unsere Stube geführt.

Am nächsten Morgen ging er nicht in die Kirche, aber gegen Mittag kam er aus seinem Stüblein hervor, setzte sich zu uns an den Tisch, schaute dem Christian zu, der den Mitteltheil der Hose auf eine Tischecke stülpte, stopfte eine Pfeife an und rief: „Einen solchen Herrn hab' ich mir schon lang nicht heimgetragen, als wie gestern."

„Bist ihn jetzt los?" fragte der Christian, ohne ihn anzublicken, hieb dabei aber mit dem Bügeleisen so derb auf die Kreuznaht, daß das Haus erbebte.

„Die größten Räusche," sagte der Bauer mit der Würde des Spruches, „die größten muß man sich wieder heraussaufen."

„Mein größter," erzählte der lange Christian, „hat siebenundzwanzig Tage gedauert. Und noch zur Sommerszeit, wo die Tage lang sind."

„Und in den Nächten?"

„Hab' ich mir ihn allemal nachgebessert, so lange, bis die väterliche Erbschaft nach der Vaterlehre bis auf den Pfennig verwendet war. — Mein Sohn, hat er gesagt, mein guter Vater, viel ist's nicht, was ich Dir hinterlassen kann. Vergeude es nicht, auf geistige Genüsse verwende es, das ist der beste Gebrauch. Ich bin ein höllisch leichtsinniger Mensch, aber das kann ich mir in der Sterbestunde sagen: Des Vaters letzten Willen habe ich redlich vollführt."

„Ich meine, Schneider, von Dir läßt sich was lernen," versetzte der Bauer und ging nun langsam seiner Arbeit nach.

Der Christian bügelte weiter und war nachdenklich. Mehrmals legte er den Finger an die Nase, kraute sich hinter dem Ohr, sann und bügelte.

„Ein bayrisches Gröschel wollte ich geben," murmelte er endlich, „wenn ich wüßte, ob das mit dem siebenundzwanzigtägigen Rausch auch wahr ist!"

„Das wird wohl der Christian selber am besten wissen," meinte ich.

„Gehört," sagte er und warf das fertige Kleidungsstück auf die Bank hin, „gehört habe ich's schon sehr oft, und aus meinem eigenen Munde gehört! Ich sehe auch Alles so klar vor mir, das Wirthshaus, das Liegen im Stall bei den Rössern, das Kopfweh und wieder das Trinken und das Hinausfliegen bei

der Thür, wie der Wirth mit dem rechten Fuß nachhilft — das Alles sehe ich bumfest vor mir stehen. Aber wenn ich anderseits halt bedenke, mein Freund, wie mancher Mensch aufschneiden thut . . .!"

So log der Christian denn mitunter so lange, bis er's selber glaubte, und glaubte es so lange, bis er sich's zu Gemüthe führte, daß es Niemand als er selber gesagt habe. Als der Stixenbrunner Hochzeit hielt und die Braut den Christian, der seines überschlichten Anzuges wegen hinter den Musikanten stand, im Vorübergehen so wunderlich anlächelte, schlug er die flachen Hände zusammen und rief: „So ist's doch wahr, daß wir Zwei einmal in einander verliebt gewesen sind! Mir selber hätt' ich's nicht geglaubt."



Vom Gesellen Wenzelaus.



Ein andermal hatten wir einen Gesellen, der hieß Wenzelaus Kragerl — sein Name stehe nun einmal schwarz auf weiß, da er doch so oft weiß auf schwarz stand — an der Tafel beim Hauerwirth, beim Kreuzwirth, beim Goldenen Löwen, beim Grünen Baum u. s. w. Der Wenzelaus Kragerl war ein Kiselak der Wirthshäuser.

Er arbeitete bei meinem Meister über ein Jahr; er war ein geschickter und fleißiger Kleidermacher; der Meister überließ ihm oft das „Zuschneiden". Er konnte wochenlang, selbst ohne Unterbrechung an Sonn- und Feiertagen, auf Einem Fleck sitzen und arbeiten; wenn es ihn aber doch einmal drängte, eine heilige Messe zu hören, so verfehlte er gottsunselig die Kirche, kam in's Wirthshaus hinein und blieb auf Einem Sitz tagelang d'rinnen, bis der letzte Kreuzer vertrunken war. Er trank Wein, zuerst ohne,

später mit und schließlich wieder ohne Wasser; ganz zum Schlusse versickerte die Sache in Schnapsgläschen, zu deren Frommen, wenn es darauf ankam, er sich seines Taschenmessers, seiner Sacktücher, seiner Halsbinde und dergleichen überflüssigen Dinge entäußerte. Hernach suchte er wohl wieder die Werkstatt auf und war an den ersten Tagen etwas mißmuthig, man wußte nicht recht, ob über das vertrunkene Geld, oder über das vermißte Weinglas. Indeß munterte ihn die Arbeit und dadurch die neue Anwartschaft auf neue Freuden bald wieder auf, er war leutselig, stets zufrieden mit Kost und Pflege und oft, während der gute Meister wegen mißlicher Zubereitung der Speisen über verschiedenerlei innere Beschwerden ächzte, sang und erzählte der Geselle Kragerl die lustigsten Possen. Und so wußte sich der brave Schneider beim Wirth und bei den Arbeitsgebern beliebt zu machen und Alle, die ihn kannten, ehrten ihn ob seiner Beharrlichkeit.

Eines Montags Früh schickte der Meister den Gesellen und mich zum Bauer unter der Alm. Das war das letzte Haus oben auf dem Berge, es stand wie ein Wärzchen auf hoher Stirne, darüber filzte sich schon das braune Gelocke des Gezirms und noch weiter oben breiteten sich die Glatzen der kahlen Kuppe vom Stuhleck. Von diesen Höhen nieder war mancher Schrund, manche Schlucht durch Wetter und Wasser in den Erdboden gerissen und das Haus

unter der Alm stand unheimlich eingefriedet von solchen Gräben und Riesen, in welchen Wässerchen rieselten. Im Hause selbst war es recht wohnlich, und die Leute empfingen und behandelten uns — die wir aus dem Thale kamen, aus der Weltgegend, wo eine Kirche stand und ein ganzes Dorf voll aller Herrlichkeiten — mit Ehrfurcht und suchten uns mit Allem, was sie vermochten, zu entschädigen dafür, daß wir aus der großen Welt in die Einöde hinaufgestiegen wären, um ihnen Hosen und Joppen zu machen. Und da sagte Wenzelaus Kragerl einmal zu mir: „Lieber im letzten Häusel der Erste, als im ersten Dorfe der Letzte sein!“ Er hatte nämlich zur selben Stunde bereits Erkundigung eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß gegen die Rättenegger Seite hin, eine Stunde von unserer Ster ein Holzmeisterhaus stehe, in welchem Tabak, Wein und Branntwein zu haben wäre. Er gedachte zur Stunde vielleicht kaum, mit dem Hause in Verbindung zu treten, doch die Nähe und Möglichkeit beseelte ihn, das äußerte sich im schönen Schwunge, welchen er in den Zuschnitt der Lodenkleider legte.

Zur Zeit der Lichtfeier ging ich gern um's Haus herum, erstens, um mit den Augen die Punkte der Häuser aufzusuchen, an welche sich Erinnerungen knüpften, zweitens, um mir die Höfung des Almhauses zu betrachten, mit irgend einem Jungen zu rangeln, eine Magd zu necken, oder ähnliche Ergötz-

lichkeiten eines halb übermüthigen, halb schwärmerischen Schneiderlehrlings zu treiben. Auf solchem Rundgange um das Haus bemerkte ich eines Tages oben auf dem Dache einen großen hölzernen Hammer, welcher durch Schnüre mit einem der Wassergräben in Verbindung stand. Ich fragte den Bauer, was diese Vorrichtung bedeute.

„Das ist der Nachtwächter," antwortete der Bauer, „wenn's ein Gewitter giebt, so haben wir, seit da oben die Lahn ist abgeruscht, allemal Wasser; ja ein' solchen Laster, man glaubt's nicht! Seit ich beim Haus bin, hat's uns zweimal den Stall weggerissen. Nachtig Stund' ist's da; bis das Gebäude kracht, daß man's wahrnimmt und in die Hosen findt und zu Hilf' kommen kann, ist schon Alles g'fahlt. So hab' ich mir da ein Z'sammg'richt gemacht. Dort oben im Wassergraben ist eine Wehr und gleich wie das Wasser ein Eichtl höher steigt, als wie für gewöhnlich, richtet's ein Radel an, die Schnur zieht und der Hammer auf dem Dach hebt rechtschaffen zu klöckeln an, daß wir munter werden. Auf solches Wecken sind wir auch noch allemal früh genug hinauskommen, eh' der Schwall ist dagewesen, und daß wir geschwind haben können vorarbeiten."

Leuchtete mir ein. Das Handwerkerbett stand auf dem Dachboden, gerade unter dem Hammer; somit schienen wir vor der Gefahr des nächtlichen Ertrinkens im Schlafe gesichert zu sein.

„Eh weh, das Wasser," bemerkte der Geselle Kragerl, „das hab' ich ohnehin im Magen, daß ich's gar nicht sagen kann und allerweil kommt's mir vor, die Wasserschen wird noch einmal mein Tod sein."

Eines Tages ging ihm der Tabak aus. Gegen Abend sagte er zu mir, daß er gehört habe, drüben im Holzmeisterhause sei Tabak zu bekommen und er wolle sich welchen holen. Ich erschrak unwillkürlich über dieses Vorhaben und bot mich an, ihm um die Lichtfeierzeit Tabak holen zu wollen. Er entgegnete, daß er diesen Dienst nicht annehmen könne, da er wisse, daß ich — ohnehin nur eine einzige Stunde des Tages frei habend — dieselbe gern mit dem Hausgesinde auf dem Anger oder in der Scheune zubringe; zudem fühle er sich selbst durch das viele Sitzen so verkrümmt und eingetrocknet, daß ihm das kleine „Sprüngel" zum Holzmeisterhause hinüber gar nicht schaden werde.

Solch doppeltem Beweggrund widerstand ich nicht. Der Wenzelaus ging und kehrte nicht zurück. Ich schlief dieselbige Nacht allein unter dem Hammer und schlief die folgende Nacht allein. Des Tages über nähte ich mit Fleiß, wurde aber von Stunde zu Stunde trübsinniger.

Man fragte, wesweg der Geselle nicht da sei? Ich theilte meine Vermuthung mit und arbeitete. Man legte der Abwesenheit keine Bedeutung bei und

überhäufte mich, den treulich Verharrenden, mit um so größeren Auszeichnungen. Sie ahnten nicht, daß diese Auszeichnungen für mich von Stunde zu Stunde drückender wurden; sie ehrten in mir den Vollendeten und ahnten nicht, wie nahe ich der Grenze meines Wirkens stand. Das Zugeschnittene war fast aufgearbeitet; sollte ich es gestehen, daß ich noch Lehrling sei, der zum Zuschneiden weder berechtigt noch befähigt ist? Oder sollte ich gehen, den Wenzelaus zu holen? Aus Erfahrung wußte ich, daß letzteres nicht thunlich sei. Einst, als mich der Meister geschickt hatte, den Gesellen aus dem Wirthshause zu bringen, hatte mich der Mensch anfangs zwar mit Jubel empfangen und zu seiner Tränke treiben wollen, dann aber, als er mein Begehren hörte, mich davongejagt. Er wußte eben keinen Raum auf Erden, in welchem er sich als freier Mann, ja als Herr fühlen konnte, als das Wirthshaus; und so war er im Zeichen des Weinzeigers ein gar rabiater Geselle. Demnach entschloß ich mich, wenn der Wenzelaus am Abende des zweiten Tages nicht komme, dem Herrn Arbeitgeber höflich zu gestehen, daß ich mit der zugeschnittenen Arbeit fertig und somit petschirt wäre. Der Abend kam, der Wenzelaus nicht; so habe ich denn meine Mittheilung gemacht.

„Hu — hu!“ stieß der Bauer unter der Alm hervor und machte ein recht saures Gesicht, „das ist rar.“

Ich machte wohl den Vorschlag, daß ich's versuchen wolle, irgend ein Stück zuzuschneiden, wenn sich Ein's wollt' anmessen lassen.

„Ist halt eine zuwidere Sach'," meinten sie Alle, „von einem Lehrjungen was zuschneiden lassen; wenn der Loden verschnitten, der Janker vermacht wird — wer steht mir gut dafür?"

Was ich dazumal litt! Wie ich den Gesellen verfluchte — selbst meine eigene, so unselige Existenz verwünschte!

Da war ein Mädchen im Hause — ein schon betagtes — welches meine innere Pein geahnt haben mußte.

„Wenn er keine andere Arbeit mehr hat, der jung' Schneider," sagte es, „ich bin froh, wenn er mir mein Jöppel anmißt und macht; wird schon recht werden, ein Faltel mehr oder eins weniger, da bin ich nicht so heikel."

Wahrlich, in demselben Augenblicke hatte ich auch dem Mädchen alle Fältchen verziehen, die auf seinem so wohlwollenden Gesichte tagten. Kann nicht sagen, wie dankbar ich war. Ich maß ihr das Jöppel an und verständigte mich mit ihr in schönen Ehren, in welcher Form, wie weit, wie lang sie das Ding haben wolle. Darnach machte ich im Meßfaden meine Knöpfe, achtend darauf, daß ich später auch wisse, was jeder Knopf zu bedeuten habe. Denn möglich wäre es bei einem solchen Lehrling mit

einem solchen Faden an einer solchen Joppe für einen solchen Kunden — daß das gottverlassenste Zeug zu Stande käme.

Dann nahm ich die große Meisterscheere des Gesellen zur Hand und schnitt im Namen Gottes in den Loden.

Daß ich die nächste Nacht kaum ein Auge schloß, ist denkbar. Ich fühlte mich gedrückt und gehoben zugleich von der Wucht der Aufgabe, die ich auf mich genommen hatte. Die Theile waren geschnitten, das Los gefallen, aber morgen erst sollte es sich zeigen, in welcher Weise. Als ich endlich einschlummerte, hatte ich die schrecklichsten Traumbilder. Ich sah das Mädchen, das betagte, mit der neuen Joppe. Ein Ungeheuer war's. Dem reihten sich noch andere Bilder an, sehr verschiedenen Gehaltes, das eine ängstigte mich, das andere versöhnte mich wieder. — Plötzlich hub es über meinem Haupte an zu hämmern, daß es hallte und schallte. Ich sprang auf und rief laut: „Leute, eilends, eilends! Das groß' Wasser ist da!"

„Was hat denn heut' der dalkete Schneider?" sagten die Leute aus ihren Winkeln, „wie wird jetzt ein groß' Wasser sein, ist ja draußen schöne, sternhelle Nacht!" Dieweilen hörten sie aber auch selbst das Hämmern und standen doch auf und gingen, um nachzusehen, was denn vom Poltern des Hammers auf dem Dache die Ursache sei.

Und haben diese Ursache auch gefunden.

Oben in der Wehr lag der Wenzelaus. Der hatte durch seinen Körper den gewöhnlichen Abfluß des Wassers verhindert und das Signalrad geleitet. Und der gute Hammer auf dem Dache pocht nicht allein, wenn Wasser kommt, sondern auch wenn ein Schneider in den Bach fällt. Bald war der Schneider aus dem Wasser gezogen. Es war kein Leben in ihm. Der Bauer knetete ihm den Magen, rieb mit aller Gewalt an der Herzgrube, stellte ihn auf den Kopf, und das war dem Wenzelaus denn doch zu arg. — Er kam zu sich und war sehr erstaunt, daß er heute gleichwohl so viel Wasser getrunken habe. Mittlerweile war auch der Rausch, der ihn auf dem Heimwege in den Bach geworfen hatte, verflogen, und er war wieder ein Schneidergeselle wie vor und eh, nur daß er noch ein paar Tage gepflegt werden mußte.

Endlich war meine Joppe fertig geworden. Klopfenden Herzens half ich nach, als sie das Mädchen anprobirte; sie war gerathen, nur — und das that mir selbst am meisten leid — über dem Busen war sie zu weit.

„Dafür kann der Schneider nichts,“ sagte Wenzelaus. Und mit diesem Worte hat er meine Verzeihung, meinen Respect und meine Liebe wieder erobert.



Der versteigerte Schneider.

Nun wieder ein Anderer.

Wir hatten ihn gern, den blonden, vierschrötigen Gesellen. Von außen war er lauter Ernsthaftigkeit, im Innern war er voller Späße und Possen.

Er kam uns eines Tages — wildfremd wie er war — in's Haus geregnet. Er hielt eine weite Lodenhülle umgeworfen; das Wasser rann ihm von allen Seiten auf den Fußboden hinab, daß er auf demselben eine schwarze Straße hinter sich herzog von der Thür bis zum Tisch, wo mein Meister und ich die Werkstatt aufgeschlagen hatten. Er schaute uns so possirlich in's Gesicht, daß wir lachen mußten, er bat in fremdartiger Sprechweise um trockene Kleider. Aber es war Keiner im Hause des Firstinghofes, dessen Hosen und Leibeln dem Goliath nicht viel zu enge und zu kurz gewesen wären.

So hüllte der in die Stube geregnete Mensch, während sein Anzug trocknen sollte, ein Leintuch und eine rothe Bettdecke um sich und spazierte wie ein König im Purpurmantel würdevoll den Fußboden auf und ab; fragte auf einmal den alten Firstinger, ob nicht eine gut gestopfte Tabakspfeife zur Hand wäre, er hätte Zeit und Weil zum Rauchen.

Mein Meister konnte keine Leute leiden, von denen er nicht wußte, was sie wären und in welcher Weise sie beitrügen, die Welt zu fördern. Er richtete daher an den Großen kecklich die Frage: „Wer sein mer denn?"

„Bis ich trocka bi, will ich's schon säga," entgegnete der Fremde und setzte seinen gemessenen Gang fort und blies den Tabakrauch in einer Art von sich, daß der alte Firstinger uns zuflüsterte: „Gott weiß, wer der Mensch ist! Wie vor zwei Jahren der Graf Schildberg auf der Jagd da ist gewesen, hat er den Rauch just accurat so herausgeblasen. Und schon an der Ausssprach merkt man, daß er von fürnehmen Stammen ist."

Wir kamen ihm höflich entgegen; er that höflich Bescheid. Der Firstinger lud ihn artig zum Nachtmahle und zur Herberge ein, er nahm es freundlich an. Er bekam dasselbe Bett, in welchem zwei Jahre früher der Graf Schildberg geschlafen hatte.

Am anderen Morgen waren die Kleider trocken. Wir sahen, dieselben waren nicht allzu vornehm, doch

schien er sich darin recht behaglich zu fühlen. Draußen war noch immer schlechtes Wetter. Der Fremde setzte sich an unseren Tisch und förderte durch sein sinnendes Zuschauen unsere Arbeit.

„Ihr schaffet auch mit Hinterstich," sagte er plötzlich, „ischt auch besser bim Loda. Daß ma hernach halt gut ausklopfa muß, Jung'!"

Das letzte Wort war an mich gerichtet; der Meister aber legte seine Faust auf's Knie, wie er immer that, wenn er einen gewichtigen Ausspruch plante und versetzte: „Versteht der Herr auch was von der Schneiderei?"

„Wega was soll ich denn nicht?" sagte der Fremde, „bin ja sel' ein Fädlezieher."

So hat er sich zu erkennen gegeben. Mein Meister warb ihn. Er antwortete, daß er zwar auf Lustreisen sei. Geboren, geschopft und freigesprochen zu Appenzell, sei er auf der Reise durch die Welt; aber so lange Sanct Petrus Bärte wasche, stehe er gern in Arbeit ein, wisse aber nicht, ob man mit ihm auskommen könne, er sei manchmal ein wüster Querkopf.

Der alte Firstinger, der vor lauter Krüppelhaftigkeit nicht mehr arbeiten konnte und stundenlang an unserem Tische saß, fragte noch, ob das Appenzell in Böhmen stehe; denn er hielt jede fremde Mundart für böhmisch.

„Schwizer, Schwizer!" sagte der Fremde.

„Ja, ja," meinte der Bauer, „'s ist auch schon wieder heiß."

So war der Hans Aettinger zu uns gekommen. Neun Wochen lang zog er mit uns um; es war ein fleißiger, vorzüglicher Arbeiter, und immer wieder voll Humor und Possen.

Weil er so groß und sauber gewachsen war — der schönste Schneider in unserer Gegend vielleicht seit Erschaffung der Welt — so hatten es die Weiber auf ihn heiß. —

Eine der ersten Begebenheiten war, daß ihm am heiligen Magdalenentage die Schleiferdirn nachlief und ihn flehentlich bat, er möge sie doch beschützen vor den Nachstellungen der Burschen; nur zu ihm habe sie das Vertrauen. Die Mannsleute ließen ihr um und um keine Ruhe und wollten ihr immer den Schnurrbart in die Wangen reiben; neulich hätte sie aber in ihrem Zorn so fest in einen gebissen, daß der Bursche ihr bei allen Heiligen versprochen, sie nicht mehr zu verfolgen, wenn sie auslasse. Als sie hernach ausgelassen, sei er doch vor ihr stehen geblieben und hätte gesagt, das wäre nicht übel gewesen und sie solle nur noch einmal tapfer hineinbeißen. Sie habe ihn aber davongejagt, und nur zum Hans Aettinger habe sie das Vertrauen.

Worauf ihr der Mann aus dem Schweizerlande antwortete: „Hätt' insowit wohl mi Vertraua zu Dir; fürcht' nur, daß eme Maidle, das sich schon

einmal in en Schnurrbart verbisse hätt', möcht licht a Haar zwischen de Zähne stecke blieba si. Und so a Härle thut ke Gut meh. Gott behüt' Dich, Schlifer=maidle!"

Die traupperte fort, aber was geschah? Das Spreitzer Veferl ging auf ihn zu und fragte, was er denn mit dieser Schleiferdirn zu sprechen hätte? Ob er nicht wisse, was am vergangenen Sonntage geschehen sei — im Wirthshaus unten?

„Was wird denn gscheha si, Närrle? Ein Schoppa han ich mit Dir trunka."

„Und meinst, Du wirst mir den Krug geben und einer Anderen den Wein?" so fragte das Veferl gar bitter und war gelb im kleinen Angesicht vor Zorn und Aergerniß. —

Aehnlich erging's dem guten Hans Aettinger mehrmals. So überaus überlegen er mir war, hatte er gegen mich doch nicht den Gesellendünkel, den arme Lehrlinge so oft erfahren müssen. Er gab sich mit mir ab, er meinte, ein Lehrjunge wäre so=zusagen doch auch eine Art von Menschenkind; — und deß gedenke ich heute noch mit dankbarer Rührung. So sagte der Schweizer eines Tages — spät Abends im Bett war's, und der Meister nicht zugegen —: „Bischt denn Du gar nichts werth, Bürschle, daß sie All' mich gern hant? Bin jetzund drei Wocha vorhande und zähle fünf oder sechs Wibsbilder, die mir nachlaufa. In dieser Gegend

versaure will ich nicht; so lange ich aber da bin, mag mir schon Eine tauga. Nur frag' ich mein Herrgöttle: die Welch'?"

An der Stelle seines Herrgöttles antwortete ich: „Die Schönste."

„Ja, die Schönste," lachte er, „Lehrjung', itzt glaubst, weiß Gott, was Du Gescheites gsait häscht. In a paar Wocha, spätestens in ema Monat bin ich fremd und lauf um a Ländle weiter. Wärest Du der Tropf und kunntst die Schönste verlo (verlassen)?"

„Da ist leicht gerathen," meinte ich, „nimm die Häßlichste, wird Dir das Scheiden weniger Mühe kosten!"

„Wird's ihr um so schwerer. Sie verlo, versetza in Spott, daß sie sich blind thät zahna und ihr Lebe lang meina, der groß' Schwizer hätte sie um ihr Glück betroga — das will ich nicht. — Das Bescht wird si, ich mach' es, wie zu Bludenz in Vorarlberg. Bludenz wirscht Du doch kenna. Nicht? Ei, schon so groß und nicht in Bludenz gsi! Sechs oder sieben Tagsprüngli hin — für ema Schneider ist das keine Weite. Aber, 's ischt mir Spaß und Ernst auch, ich mach' es, wie zu Bludenz, ich laß mich versteigera."

Hierauf hat er mir die ganze Geschichte erzählt. In Bludenz bei einem Balle wäre es gewesen; der Tanzboden voll von Weibsbildern, denen alle Pfeifen und Geigen in die Beine gefahren, und zwei oder

drei Stück Mannsleute. Die Zwei hätten Jeder seine Gewisse gehabt, der Dritte — und das sei der Schweizer Hans selbst gewesen — wäre von den Weibern umworben worden, wie eine Methbude auf dem Jahrmarkt. Sie wären ihm Alle lieb gewesen, er wollte Keine verschmähen, daher konnte er Keine nehmen. Da kam ihm der Gedanke: versteigern! Die das Mehrste giebt, die hat ihn, mag sich mit ihm die Füße abtanzen bis zu den Strumpfbändern — und der Erlös gehört den Musikanten. Sind einverstanden gewesen und die Sauberste unter Allen thut zuerst den Mund auf und bietet einen alten Batzen. Sie wird überboten, es ist ein Gehetz und Geschrei; im Nu jagen sie die Batzen hinauf bis zu achtzehn — zwanzig. Dann kommen die Ohrgehänge dran, die Fingerringe, und wie die Weiber schon hitzig sind, wenn's um einen Mann geht, reißt die Eine ihr neues, rothseidenes Busentuch herab, hält es hoch in die Lüfte wie eine Siegesfahne und schreit: „Das gebe ich! Wer giebt mehr?" — Ueber ein seidenes Busentuch konnte Keine mehr. Der Schweizer wurde ihr zugeschlagen, und wer ist sie gewesen?

„Wer sie gsi ischt?" berichtete der Hans, „die allerältest' Vettel ischts gsi! — — Drei Tänzle hab' ich mit dersele Buß than und bi d'rauf nächtig verschwunda."

„Und nun willst es noch einmal versuchen, Hans?"

„Bi miner Schniderseel, das Späßle mach ich noch einmal. Was kann mir denn gscheha? Sind lauter subere Maidle, die mir nachjage — ich laß mich versteigera.“

Der Jacobitag wurde dazu bestimmt. Mir fiel die Aufgabe zu, es unter dem Weibervolke lautbar zu machen, daß an diesem Tage nach der Messe beim Hansteinerwirth der schweizerische Schneider versteigert würde. Ich sollte den Hammer handhaben und den Ausrufer machen.

„Mit fünf Groscha fanga mer an,“ unterwies er, „und das Geld vermach ich für ein Armeslent=hus.“

Als wir so sprachen, that sich nebenan ein alter Knecht aus seinem Stroh hervor, der sagte: „Einen Capitalspaß giebt das, Schneider, aber ich rathe Dir: paß' auf! Wenn's an's Männerversteigern geht, da bleiben die Jungen weg und just die alten und häßlichen Creaturen kriechen aus ihren Höhlen her=vor und bieten das Meiste. Du meinst, Du bist findig, mein lieber Hans, aber das sage ich Dir: Einer Alten, wenn sie nur ein Haar von Dir erwischt, der kommst Du nimmer aus!“

„Ischt nicht in den Wind zu schlaga, die Red',“ meinte der Hans.

„Ich will Dir aber einen Gefallen thun,“ sagte der Knecht, „ich schicke meine Alte hin, die thut mit — hockt in einem Winkel und hat allemal zu

überbieten, so oft eine Garstige obenauf ist. Bleibst meiner Alten in der Hand, so brauchst Dich deswegen nicht zu kränken; laß't Ihr heimlich das Geld nach, denn sie hat kein's, zahlst Ihr ein Schlückel Wein, dann geht sie gern ihres Weges."

So wurde es verabredet. Am nächsten Tage theilte der Hans das Unternehmen dem Meister mit. Der Meister schüttelte den Kopf — der war damals schon grau — und sagte, mit solchen Sachen treibe man kein Spiel; wolle der Geselle eine Mannin haben, so solle er es so machen, wie es braven Männern ansteht, sich frischweg Eine aussuchen und anheiraten.

Jetzt war's, als der Schweizer das merkwürdige Wort sprach: „Eine ischt mir z'viel und Keine isch mir z'wenig."

„Und zur Halbscheid giebt's nit," setzte der Meister d'rauf. Alle Drei waren wir nun still und nadelten, und als der Meister zum Bügeln kam, schlug er das heiße Eisen mit großer Entschiedenheit auf den Loden, als wollte er dergestalt sein Wort besiegeln. Wie er dann in die Küche ging, um den Stahl wieder in die Gluth zu legen, murmelte der Hans: „Und das Späßle mach' ich doch."

Am Vorabende des Jacobitages gingen wir — der Schweizer Hans und ich — über die Felder, um die Einzelheiten der morgigen Versteigerung noch einmal zu besprechen und festzustellen. Ich hatte

schon Leute dazu geworben und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir eine recht schöne Gesellschaft haben würden.

„Werden denn die Schönen sich einstelle?“ fragte der Schweizer.

„Alle kommen. Viele nehmen es gar für Ernst. Ich habe gehört, daß die Schleiferdirn seit gestern ihre Kuh mitsammt dem Kalb zum Verkauf ausbietet. Wie die ihre Vieher anbringt, nachher — Hans — nachher geht sie weit mit, nachher bleibt sie obenauf.“

„Die Schliferdirn wäre das größt' Unglück noch nicht,“ meinte er.

Noch erinnere ich mich, daß an demselben Tage ein Weib fragen kam, ob verheiratete Frauen auch mitlicitiren dürften.

„Warum nicht,“ beschied der Schweizer, „wenn ihnen ihre Männer das Geld dazu gent!“

„Der Meine,“ klagte sie dann, „der ist halt gar so viel zuwider auf mich. Ist sonst ein guter Lapp, aber wenn ihm was über die Leber kommt, so laßt er an mir seinen Aerger und Zorn aus.“

„Lieb's Wible,“ versetzte mein Hans, „ischt recht schön von Euch, das Ihr Eurem Mann lauter Gutes nachsäget. Aber, müssent Ihr wisse: Wenn der Ehemann einmal zerfahre heimkommt und er will sein bitteres Herzli usgießa, vor wem soll er's denn thua, wenn sein treues Hälftli nit sagt: gieß' nur her,

wenn Dir nachher leichter ischt — mag's willig ertraga? Bei gutem Humor ischt der Mann überall gern g'seha, aber wenn's weh thut da d'rina und trüb ischt und kalt ischt, da braucht er das gutherzig Frauli."

Sie ging und ließ sich nicht mehr blicken; vielleicht hat sie die Rede des Schweizers bedacht.

Als wir an demselben Abende gegen den Wald hinkamen, blieb der Hans stehen und drückte mit dem Daumen aus einer Kornähre mehrere Körner, die davonspritzten.

„Den Buer, den dieses Kornfeld angeht, söllt ma ein Bitzele auf ema Bock spanna," sagte der Hans.

„Warum?"

„Ischt die heilig' Gottesgab' schon zitig bis zum Abfalla und der Strolch thut nicht ein Fingerspitzle dergliche, als ob er sie einmal wöllt schnida."

„Ja, das ist anders," belehrte ich den Gesellen, „dieses Kornäckerlein gehört der armen Lehmbacherin, die dort unter den Bäumen ihr Häusel hat. Der ist vor etlich Monaten ihr Mann verstorben und seither kränkelt sie selber und kann ihr Korn nicht schneiden."

Nach diesem Bescheide kam der Mund des großen Schweizers ganz nahe an mein Ohr: „Was gilt's Jung', mir Zwei stelle heut noch was an?"

Wieso er das meine?

„Mir schnidend der armen Witib hüt Nacht s' Korn!"

„Wir zwei Schneider?"

„— schnidend ihr 's Korn und verratha's nicht. Wird ein Späßl si, morga Früh, wenn sie aufschaut und sieht ihr Korn in Schöberla steha."

Allein, das Kornfeld war nicht allzuklein, und es gehörten für eine Nacht wohl vier oder fünf Schnitter dazu. Der Mond versprach zu leuchten, er reckte sein weißes Gesichtlein schon über die Berge herauf. Der Gehilfen wegen sprach der Hans im großen Wandegghofe vor. Der Wandegghofer saß eben bei seinem Jausenkrug, schnitt sich Weißbrot dazu und fuchtelte, indem er sprach, mit dem Messer hin und her. „Was das wieder für Narrheiten sind," sagte er, „könnte mir nicht einfallen. Habe selber noch viel Getreide auf dem Feld und brauch' meine Leut' morgen Früh wieder ausgerasteterweis'. Gaulen ohnehin viel nächtig herum in der Nachbarschaft — ginge die Dummheit mit Eurem Kornschneiden just noch ab."

„Der arma Witfrau z' Lieb' wollt' ich's doch vermeina, daß der reich' Wandegghofer —"

„Das käme mir gerade recht auf," eiferte der Großbauer, „daß man den Schluckern bei der Nacht die Feldfrucht heimse! Und sie selber thäten liegen auf der faulen Haut und sich des Morgens in die Faust lachen, wenn die Arbeit gethan wäre. Müssen Andere auch hart arbeiten, wenn sie was haben

wollen. Wer schneidet denn mir die sieben großen Felder, die in der Reife stehen —"

„Wohl wahr, wohl wahr," sagte mein Schneider sanftmüthig, „wöllt's der Wandegghofer nur bedenka: Das Wibl ischt krank."

„Hab' ihr genug geschenkt!" rief der Bauer, „mit Händen und Füßen lauft alles Bettelvolk zu mir zusammen. Kurzum, ich geb' nichts und ich thu' nichts. Schneid' Er selber das Korn, braucht's nicht nächtig Weil, wie zu einem Schelmenstuck und —"

„Schon gut, schon gut, Wandegghofer," unterbrach ihn der Hans, „krieg ich kei' Schnitter, so bedank ich mich auch für de guta Rath."

Wir gingen davon. „Das ischt auch Einer, der da drinna," der Hans klopfte sich auf das Brustblatt der Herzgegend, „ena Geldsack hänga hat!"

Zehn Minuten vom Hause begegnete uns der junge Fanker-Michel. Den ging ich gleich an, ob er uns in dieser Nacht helfen wolle, der Lehmbacherin das Korn zu schneiden.

Der Michel zog mich etliche Schritte bei Seite, daß es der Hans nicht sollte hören können, was er mir vertrauen wollte. Und hierauf gestand er, wie er den Spaß gern mitmachen möchte, schade nur, daß er sich für diese Nacht schon versprochen hätte.

„Kann mir's denka," sagte hernach mein Schweizer, „was Der Dir hat in's Ohr geblasa: Der hat Säezeit jetzund und ischt zum Ernte nicht zu haba."

Noch wollten wir zu einem andern Bauer gehen, da begegnete uns auf der Straße ein Kobelwagen, der von zwei Maulthieren dahergezogen wurde. Mein Schweizer rief durch ein Loch der faßartig aufgespannten Plache hinein: „Künnen Se Kornschnida?"

Da wurde es drinnen lebendig. Zuerst kroch ein junger Mann hervor, dann ein alter, dann guckte ein Weib heraus und im Gezelte wimmelte es von Kindern. Die Männer erboten sich; Kornschneiden das könnten sie. Der Hans war in Freuden und versprach eine Maß Wein zu zahlen — ob nachher, ob im vorhinein — je nach Wunsch. Er rieb sich die Hände: „Das giebt ein Späßle, das giebt ein Späßle!"

Ich trieb Sicheln auf. Der Hans fand noch eine alte Kräutlerin. „Wenn Sie Korn schnida hilft, so kann Sie morga mitlicitira!"

So waren wir — eine wunderliche Rotte mit glitzernden Messern — versammelt im Walde, zunächst am Lehmbacherhäuschen, und erwarteten den Einbruch der Dunkelheit.

Als es auf dem Hausteiner Kirchthurme unten zehn Uhr schlug, verlosch im Häuschen der Witwe der Fensterschein; bald darauf gingen wir still an unser Geschäft. Die Sicheln schimmerten im Mondscheine, aber sie rauschten viel zu sehr, sie rauschten weit lebhafter, als am hellen Tage.

Ich — der ich auf meines Vaters Hofe das Kornschneiden regelrecht gelernt hatte — stellte mich auf Anordnung des Schweizers voran. Hernach kam der alte Mann aus dem Kobelwagen, hierauf folgte die Kräutlerin, nach dieser stand der junge Mann aus dem Kobelwagen und endlich war der Hans.

Der Hans ging uns scharf auf die Fersen und er war es auch, der die tiefsten Einschnitte machte und die größten Garben band. Dabei flüsterte er fortwährend: „Nur voran, Leutle und keinen Lärm macha!"

Da that die Kräutlerin plötzlich einen Schrei, der drei- und vierfach im Walde wiederhallte.

„Ihr Leut', was ist denn das," rief sie, „da ist was aus dem Korn gesprungen — ein wildes Thier und just auf die Hand her! Eiskalt über und über — Jesses, Jesses, da ist es schon wieder!" Und sie sprang und tänzelte wie toll auf den Halmen herum.

„Geh' mach' keine G'schichta net!" brummte der Hans, „von wegen ema Fröschle da! Wenn das Hupferle sich vor Dir erschreckt, so mag ich's eher glauba."

Nach diesem Auftritte kauerten wir eine Weile am Korn und regten uns nicht. Erst als wir uns überzeugt hatten, daß unten im Lehmbacherhäuschen und weiter hin in den Höfen Alles ruhig blieb, begannen wir wieder zu sicheln. — Die Heimchen wisperten, die Halme waren thauig.

„Was das für a fröhlichs Schnida ischt in der kühle Nacht!" sagte der Schweizer ermunternd, als er merkte, wie an unseren Helfern Lust und Muth zu erlahmen begannen. Als es zwölf Uhr schlug, gab er das Zeichen zur Rast. Wir setzten uns auf die Garben und trockneten den Schweiß an unseren Häuptern. Drüben im Steghofe schlug der Haushund an.

„Es scheint, dort drüben schläft nicht Alles, was liegt," bemerkte der Alte aus dem Kobelwagen. Ueber dem Himmel strich dort und da eine Sternschnuppe.

„Die Engel thue Steinle werfa," sagte der Hans, „und wir werden jetzt wieder Korn schnida."

Damit ging die Arbeit von neuem an. Allzufein sah es auf den Stoppeln nicht aus, doch der Hans sammelte während des Schneidens und Bindens unabläßig die zerstreuten Halme und steckte sie in die Garben. Er war der Emsige und Unermüdliche und Eifrige und Alles „des Spaß's wega, wenn die Wittib morga uffschaut und meint, das ganze Korn wär' ihr g'stohla".

Um drei Uhr waren wir fertig und die Garben standen in einer Reihe von Schöberchen, hübsch geschichtet zum Trocknen und wohlgeborgen gegen Regen.

Die Gehilfen entlohnte der Hans nach seiner Weise, sie sollten sich beim Hausteinerwirth einfinden

zum Weine und im Uebrigen glaube er, der liebe Gott würde das, was er im Schweizerlande thue, auch in Steiermark nicht lassen, es wäre ja sein Geschäft, gute Werke zu belohnen. Und ein solches wäre dieses Kornschneiden wohl gewesen, was aber seinen — des Schweizer Hans — Theil am Lohn betreffe, so verzichte er darauf zu Gunsten der vier Gehilfen, ihm selber sei es nur um „das Späßle" zu thun gewesen. „Aber fein schweiga!" schärfte er noch Jedem ein, „der Witib ihr Seliger ischt mit eme Schock Engela dageweſe — was soll mer weiter noch reda!"

Als wir Beide unserer Wohnung zugingen, stand schon das Morgenroth am Himmel. Wir mochten ein wenig verschlafen dreinlugen und ich gab dem Hans meiner Besorgniß Ausdruck, daß sein schläfriges Aussehung der Versteigerung nicht zum Vortheile sein dürfte.

„O Herrgöttle von Mannheim!" schrie der stämmige Bursche jetzt auf, „hüt werda mer ja versteigerat!"

Der Schelm hatte darauf vergessen.

Das Erste, was er jetzt that, war, daß er sich im Kaltbache, der auch zur Sommerszeit bisweilen über Nacht seine Eiszapfen spann, das Gesicht wusch. Wer kennt die Wirkung des frischen Wassers nicht! Er war roth und frisch und schaute so munter in die Welt, daß ich ausrief: „Hans, und wenn's ihre

Seelen gilt, sie überbieten sich zu Tod um Dich, Du prächtiger Hans!"

„Du dummer Buab!" —

Drei Stunden später machten wir uns zur Kirche auf. Der Hans sah aus wie ein Bräutigam.

„Fünf Grosche zum Erschta!" rief er lustig in den Tag hinaus. Da stand an der Thür auf einmal die Lehmbacherin. Sie war noch jung und fein, sie war sonst blaß und abgehärmt, weil man ihr ja den Gatten begraben hatte; aber jetzt waren ihre Wangen fast roth wie zwei reifende Aepfel und aus ihren Augen sprang ein ganz merkwürdiges Feuer, als sie uns Beide anfaßte, mich mit der linken, den Hans mit der rechten Hand, und die Worte sagte:

„Ihr kommt am besten draus, wenn Ihr's ganz offen gesteht!"

„Was sölle mer denn gstoh in Gott's Morgafrüh, kaum Einer die Aeugla ufmachet!"

„Na, na, Ihr habt Eure Aeuglein heut schon lang offen," sprach das Weib lebhaft, „Schneider, Ihr habt mir in dieser Nacht mein Korn geschnitten!"

„Kunt mir nit infalla! In der Nacht Korn schnida! Nit im Traum, nit einmal denka!" So rief der Hans unwirsch und wie er jetzt einen Blick auf sie warf, da trat er fast erschrocken einen Schritt bei Seite und murmelte: „Potz dusig, ischt Die noch so jung!"

„Ich kann mir's nicht deuten," sagte die Witwe, „soll ich Euch schelten oder soll ich mich bedanken, ich weiß nicht, wie es gemeint ist. Ich bin kränklich und hätte die Frucht noch lange nicht vom Stoppel gebracht. Und heute, wie ich zum Fenster hinausschau, erschrecke ich hell, da kommt schon die Müllnerin daher und schreit mir's zu, wer es gethan hätt'. Gleich bin ich auf und davon und weiß ich selber nicht, wie leicht ich da bin hergekommen. Schneider, Ihr seid verrathen. Es dank' Euch zu tausendmal Gott, ich kann es nicht!" Sie schluchzte in ihr Vortuch hinein und setzte sich erschöpft auf die Thürschwelle.

Der Hans zupfte mich am Aermel, daß ich mit ihm hinter die Bodenstiege komme. „Du Bürschli," sagte er dort, „mach' mir de Gefalla, gang in's Wirthshus: sie sollet sich selber nach ema Späßla umthua, versteigera laß i mi nöt."

Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und weil die Stube schon besetzt war mit lustigen Burschen und Dirndln, so wollte ich den Spaß auf eigene Rechnung üben. — Für den Lehrjung' fünf Groschen zum Ersten! — Wer giebt mehr? —

Keine Einzige bot, und so bin ich mir geblieben.

Anders der Schweizer Hans. Der hat an jenem Jacobitage die junge Witwe bis an ihr Häuschen begleitet. Vor der Thür wollte er umkehren; sie aber meinte, er hätte sich nach solcher Nacht wohl ein Morgensüpplein verdient.

Wir haben es noch an demselbigen Tage gesagt: „Dieses Kornschneiden führt zu einer Heirat.“

Und richtig war's.

Bis zur Hochzeit hat der Schweizer Hans noch bei meinem Meister gearbeitet, dann verkauften sie das Lehmbacherhäuschen und wanderten dem Schweizerlande zu.

In einem Dörfchen bei Appenzell haben sie ihr kleines Heim mit einer Schneiderwerkstatt und einem Kornfeld. Dort habe ich die Leutchen im Jahre 1870 besucht. Der Hans war noch ganz der alte, nur um ein Erkleckliches dicker. Wir wurden heiter und wehmüthig in der Erinnerung an vergangene Zeiten; aber einen kleinen Jungen hatte er, den schaukelte er, hob ihn mit beiden Armen hoch in die Lüfte und rief: „Mit so ema Burscha da! Ob's uf der Welt noch ein finer Späßli giebt, will ich fraga!“





Der heiratslustige Schneider.

Mein Lehrmeister hatte fast immer unglückliche Schneidergesellen. Sie waren sonst zumeist gesund, wohl gewachsen und nicht ohne Fähigkeiten, aber jeder — wollte heiraten.

Zumeist, wenn der reisende Handwerksbursche bei uns Arbeit nahm, stand sein Entschluß fest: In dieser Gegend setze ich mich an, werde Meister — es ging damals gerade die neue Gewerbefreiheit an — und heirate eine Dasige. Als ob Einer ohne Eheweib nicht Meister werden könnte! „Ja freilich nicht," belehrte der Schuster Simon, „mit einem Eheweib auszukommen, das ist eben das Meisterstück!" Kaum so Einem aber etwas über die Leber lief — war's nun ein nachdrückliches Wort vom Meister oder ein unausgekochter Knödel von der Sterbäuerin oder auch nur ein „kropfiger" Zwirn in der Arbeit — allsogleich machte er sich fremd, packte seine sieben

Sachen, wenn er deren soviel hatte, zusammen und athmete auf: Gott sei Dank, daß ich dahier nicht verheiratet bin!

Nichtsdestoweniger wollte Jeder, so lange er fest= saß, sich auch einwurzeln. Und sie machten Ansprüche. „Jung und schön muß sie sein," sagte der Eine, „denn alt und häßlich machen, das kann ich schon selber." Ein Anderer wollte das Heiraten als Neben= erwerb betrachten und forderte daher Eine mit Geld. Ein Dritter machte auf Bildung Anspruch, damit er gleich gebildete Kinder kriege. Just Einer war dabei, der Jüngste unter den Handwerksgesellen, die auf dem Kirchweg derlei einmal erörterten; dieser Jüngste sagte gar nichts; er wurde daher schief be= fragt, was denn er zu den Weibern meine?

„Ei, schwatzen wir von was Gescheiterm!" war von dem die Antwort. Es ging nicht ein Jahr um, so war der Junge verheiratet — und die Anderen alle noch ledig.

Da hatte mein Meister einmal einen Gesellen, den hießen die Leute den Mehreren. Er war eigent= lich weniger als manch Anderer, denn er war blos ein Gehilfe, war niedlich und etwas zartknochig, bewahrte aber stets eine feine Haltung seines Körpers und trug sich in der Kleidung, in der Frisur seines Haares und Bartes und im ganzen Gehaben so, daß, wenn er nicht in der Schneiderbude saß, ihn Jeder für was „Mehreres" halten konnte, als für

einen Schneider. Uebrigens nannten wir ihn den „Mehreren" vorzüglich deshalb, weil er aus Mähren gebürtig war.

Dieser Mehrere nahm die Welt wissenschaftlich. Er betrachtete Alles von einem höheren Standpunkte aus, wußte über Alles zu sprechen, daß es seine Art hatte, und in der Geschichte der edlen Schneiderzunft konnte er geradezu als Professor gelten. Das Erste in der Cultur der Menschheit ist der Schneider pflegte er zu sagen, und das Letzte ist wiederum der Schneider, wenn er strikt. Er führte den Schneider vom Feigenblatte der ersten Eltern aus durch die Geschichte der Juden, der Assyrer, Perser, Aegypter, Griechen und Römer. Da fragte ihn der Meister einmal, ob in der alten Geschichte der Zunft ein Schneider bekannt sei, der einen unteren Hosenrand in's Aermelloch der Joppe geworfen? worauf der Mehrere frech entgegnete, in der alten Geschichte stehe in der That kein solcher, wohl aber in der neuen! Denn der in der neuen stand, das war er selber, weil es ihm mitunter wohl passirte, daß er vor lauter Nachdenken seine Handarbeit vergaß und Mancherlei verkehrt machte.

„Ihr Zwei könnt's miteinandergehen!" sagte der Meister. Der Zweite mit den tiefen Gedanken und der Zerstreutheit im Handwerk —?

„Und wir werden auch miteinandergehen," sprach hierauf der Geselle zu mir, „Du wirst frei,

dauert nicht lang', und ein Ehrenmann, reden kannst auch, schweigen ebenfalls. Dich kann ich brauchen."

Damit hatte der Mehrere aber was Besonderes im Sinne. Es muß erzählt werden, daß nicht gar weit von uns ein kaiserlicher Gutsverwalter und Oberförster haushielt, der fünf erwachsene Töchter hatte. Diese Töchter waren jede einmal auf längere Zeit bei einer Tante in Wien gewesen und so fürnehm geartet, daß sich kein Mensch an sie herangetraute. Bei Einer kam zur Würde der Stellung und Erscheinung auch schon die des Alters in Betracht.

Da sagte nun aber der Mehrere zu mir: „Junggeselle, mit dem kaiserlichen Verwalter wag' ich's! Eine nehm' ich ihm ab. Ich bin des ewigen Simulirens über's Heiraten satt, und ob man wohl die Rechte erwischt, und wie's nachher sein wird, und das häusliche Elend und wieder die Neugier dabei — ich trag's nimmer länger, sein muß es doch einmal, weil's menschliche Bestimmung ist. Ich laß Dir's gelten, man kann's bereuen, wenn's geschehen ist; aber so lang' Du ledig bist, hast auch keine Rast und Ruh, heißt's: Hätt' ich ein Weiberl, wie schön kunnt's sein! Seit die weibliche Menschheit auf der Welt, ist halt die männliche schlecht dran — man kann's wenden wie man will. Darum mach' ich's wie Jener, der aus lauter Angst vor dem Naß-

werden in's Wasser gesprungen ist. Ich pack' frisch=weg an und heirate eine kaiserliche Verwalters=tochter."

Ueber eine solche gut kaiserliche Gesinnung war ich erfreut, und doch mußte ich Zweifel hegen, die der Mehrere aber folgendermaßen behob: „Der Herr Verwalter, mein vielgetreuer Bruder, der Verwalter hat zwei Gattungen von Töchtern; einmal solche, die ich gern nehme, und dann solche, die er gern gäbe. Kriege ich von der ersteren Gattung keine, mein Gott, so werde ich eben von der letzteren eine auf=heben. Aber daß Du ihm's nicht gleich sagst! Denn Du wirst mir morgen brautwerben helfen."

Nach einigem Wortwechsel sah ich, daß es wirk=lich sein Ernst war, und ich fühlte mich getragen von meiner Aufgabe, zu der ich mich voreilig genug verpflichtet hatte.

Zum selben Abend um die „Lichtfeier" gingen wir Beide am Bachesrand entlang und führten fast schreiend ein Gespräch, das man sonst nur flüsternd zu halten pflegt — denn es rauschte der Bach. Der Mehrere theilte mir mit, daß er fürderhin bei seinem Schwiegervater im Schloß wohnen werde, daß er überhaupt nicht die Absicht habe, den kaiserlichen Verwalter und Oberförster zum Vater eines Schneiders zu machen, daß er dem wackeren Mann jedoch einen Gelehrten oder gar Politiker, der sich später um ein Mandat bewerben werde, zum Tochtermann geben

wolle. Vorläufig befasse er sich, und das reime sich für einen jungen schwärmerischen Ehemann am besten, mit Botanik: Veilchen, Vergißmeinnicht, Himmelsschlüssel, brennende Liebe, Herzenstreu und derlei Zeugs, wie es die Weiber gern hätten. Geblümel, meinte ich, das wäre schon das Rechte, und später, wenn Eins dem Andern, oder die Schwiegereltern ein Stein des Anstoßes würden, könne er zur Mineralogie greifen.

„Der Witz ist gut, aber ich lache nicht," sagte mein Genosse, „in meinem Haupte gehen ehrwürdige Dinge vor, mein Lieber! Du wirst mich morgen kennen lernen, Du wirst staunen, wie ich mich verhalten werde. Er wird Manches fragen und mir auf die Zähne fühlen, ob da drinnen wer zu Hause ist!" er klopfte auf die Stirne. „Ich werde nicht viel reden, aber ich werde viel sagen! Verstehst mich?"

Da ich ihn verstand, so wollte er meine Meinung darüber wissen, welche Fragen derlei Leute bei solcher Gelegenheit zu stellen pflegten.

„Ich hätte," so beiläufig gab ich darauf zur Antwort, „all meiner Tage noch keinen Menschen um die Tochter angegangen, also könne ich den Hergang nicht wissen, dächte aber mindestens, daß folgende zwei Cardinalfragen gestellt werden würden: Erstens: Was haben Sie für einen Erwerb und sind Sie im Stande, Weib und Kind zu ernähren? Denn — mußt Dir denken — da ist allemal auch

schon vom Kind die Red'. Und zweitens: Haben Sie schon mit meiner Tochter gesprochen?"

„Die erste Frage fürchte ich nicht," sagte der Mehrere, „wohl aber die letztere. Und wenn erst die Rede davon sein sollte, welche von den fünf Töchtern ich haben möchte? Ich kenne keine einzige mit Namen. Ich verlange auf gut Glück die jüngste. Die Aelteren, werde ich sagen, finden immer noch leicht ihre Verehrer, weil sie die Gescheiteren sind."

„Ein solches Brautwerben ist gefährlich," war mein Bedenken. Ich war klüger, als es für einen zwanzigjährigen Springinsfeld anständig ist und doch nicht so klug, um mich von dem Unternehmen des unbedachten fürwitzigen Gesellen abzusondern. Er brachte, als der Bach leiser wurde und der gewöhnliche Stimmenaufwand auch einen gewöhnlicheren Gedankengang erzeugte, ganz vernünftige Dinge vor und ich dachte, wenn er sich zusammenstiefelt und sehr wenig spricht, so wäre es wohl immerhin möglich, daß bei einem leichten Schütteln der Baum die reifste Birne abwürfe. Ich habe hernach den Mehreren allein gelassen, damit er sich für den wichtigen Schritt gebührend vorbereiten konnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Nach dem Gottesdienst begaben wir uns in's Schloß, das auf seinem Berge ruinenhaft dasteht und in dessen Wirthschaftsgebäuden der Verwalter wohnte. Der Mehrere hatte eine Nelke im Knopfloch, ich eine Kornblume,

die damals an der Weltgeschichte noch so unschuldig war, als ich es heute bin. Wir sprachen nicht viel miteinander und ich vermuthe, daß uns Beiden verflucht schneiderhaft zu Muthe war.

Wer der Redner sein sollte, war ausgemacht. Selbst ist der Mann. Ich sollte nur neben stehen als feierliche Zeugenschaft, daß er's wirklich selbst ist. Ich sollte in meinem Festgewand wohl auch einen Schmuckgegenstand bilden; der Freier hatte seine rothe Seidenschleife am Hals, seine goldenen Ringlein im Ohr und seinen zierlichen Schneider an der Seite. Für den Nothfall mußte aber meine Geistesgegenwart bereitstehen, um zu bestätigen: Keinen Bessern für die Tochter kunnt der Herr nit kriegen . . .! So war's ausgemacht.

Als wir in den Schloßhof eintraten, kam eine Meute von Hunden auf uns los; wir standen regungslos wie zwei Zaunstecken, denn „sich nicht rühren, das ist das Beste!“ So ließen wir, arg für unsere unteren Partien bangend, das drohende Gebelle über uns ergehen, bis eine hochaufgebaute Dame in himmelblauem Schleppkleid und mit langen, gelösten Locken im schönsten Feuerroth aus der Thür trat und den Bestien Ruhe gebot.

Der Mehrere trat rasch an sie hin, und da ich sah, wie er zu ihr emporblickte, war mein Gedanke: Schneider, wie ihr Zwei nebeneinandersteht, ist *sie* die Mehrere!

Trotz des wahrhaft stattlichen Wuchses der Dame war ihr Angesicht derart, daß ich zuversichtlich wurde. Nicht so sehr weil es huldreich lächelte, als vielmehr weil es — nichts weniger als schön war. Ich könnte das näher beschreiben, ich thue es aber nicht; die seelischen Häßlichkeiten eines Menschen darf man lächerlich machen, die körperlichen nicht, denn für solche kann Niemand.

Der Schneider wußte ihr auf einem Athem viel Reizendes zu sagen und als sie nun gar ihr weißes Taschentüchlein fallen ließ, hielt ich Alles für gewonnen. Er hob es rasch auf, und an der Ecke die eingewirkten Buchstaben bemerkend, flüsterte er: „Das ist wohl der werthe Namenszug!"

Als wir hernach die Stiege hinaufgingen, raunte mir der Mehrere zu: „Ich weiß genug, das Ungeheuer heißt Thusnelda. Ihre jüngeren Schwestern Sophie und Hermine."

„Wenn wir sie nur schon gesehen hätten!" seufzte ich.

„Ich bin gefeit," war seine Antwort.

Bald darauf standen wir in der großen Stube. Wir gaben uns eine dem Freier gebührende Stellung, vereinigend die bittende Demuth mit dem begehrenden Stolze.

„Wenn man abergläubisch wäre!" flüsterte ich, auf die vielen Hirschgeweihe rings an der Wand deutend.

Nun trat der kaiserliche Verwalter ein. Das war ein alter Recke mit rother Stumpfnase und grauem Vollbart. Er knurrte uns lachend an, was wir wünschten?

Jetzt begann mein Mehrerer eine Gemenge von Redensarten, Sprichwörtern, Titulaturen und dergleichen herzusagen, in denen ihn der Verwalter nach einer Weile unterbrach: „Ah Ihr wollt Gefällholz! Gar keinen Anstand weiters, nur auf die frischen Bäume Acht haben!"

Da glotzten auf einmal ihrer Zwei jämmerlich drein.

„Jesus Maria!" sagte endlich der Mehrere, „jetzt haben wir uns nicht verstanden." Und weil er entgleist war und doch in heiliger Noth was gesprochen werden mußte, so ergriff er das Nächstliegende, nämlich die nackte Wahrheit und sagte, daß er Jaroslaw Votschka heiße, annoch das Schneidergewerbe ausübe, übrigens zu was Besserem geboren sei und in Ehren um die Hand der Tochter Hermine bitte.

„Ah ja so!" rief der Verwalter lachend, „meine Tochter! Na, da müssen wir doch ein Glas Wein miteinander trinken."

Ich erschrak ordentlich über die unheimliche Leichtigkeit, mit der das ging. Mein Genosse kneipte mich heimlich in den Arm. Auf den Wein schien das Haus gut eingerichtet zu sein, rasch war er zuwege mit allem Zubehör und wir saßen dabei.

„Also die Tochter!“ knüpfte der Verwalter das Gespräch wieder an, dann drohte er mit dem Finger: „Haben hinter meinem Rücken wohl schon Alles mit ihr abgemacht! — Nicht? Na, thut nichts. Es plangt Jeder schon um einen Mann, und ein so netter Bursche da —!“

Der Mehrere trat mir vor Wonne auf die Zehen.

„Daß Sie in Ihrem Gewerbe sehr tüchtig sind —“ der alte Herr würzte die Bemerkung, indem er uns frischen Wein nachschenkte, „das ist wohl ohne Zweifel.“

„Man befleißigt sich stets auf der Höhe der Zeit zu stehen,“ sagte nun der Mehrere, sich leicht verneigend, „denn unser Gewerbe hat in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich große Fortschritte gemacht. Ich will von den Nähmaschinen nicht sprechen, nicht von dem neuen amerikanischen Repasseur, welcher im Stande ist, in dreißig Minuten die Pantalons einer halben Armee zu glätten; ich rede vielmehr erstens von den großartigen Dimensionen, welche besonders in Holland die Tuchfabrication genommen, mithin unserer Kunst durch Hunderte von Fabriken stets feinster Stoff zugeführt wird, sowie von der unbehinderten Entwicklung derselben durch die Gewerbefreiheit und viele neue technische Einführungen auf dem Gebiete des Messens, Taillirens und Coudrirens, welche besonders in der französischen Hauptstadt Paris —“

„Und können Sie auch lodenriffeln?" unterbrach ihn der Verwalter schnarrend.

„Ah, Sie meinen das Drapiren des Stoffes?"

„Ich meine das Lodenriffeln."

„Das allerdings — liegt einem wissenschaftlich gebildeten Kleiderkünstler — wenn ich mich so ausdrücken darf — etwas ab, weil solcherlei ordinäre —"

So der Mehrere und das war gefehlt.

„Sie sind Schneider und können nicht lodenriffeln!" rief der Verwalter, „alsdann kann ich Ihnen meine Tochter nicht anvertrauen. Ich bitte schon um Entschuldigung, ich bin nicht besoffen, aber das muß ich sagen, ein Schuster, der nicht lederklopfen und ein Schneider, der nicht lodenriffeln kann, der ist nicht weit her, und selbst wenn er von Mähren wär'."

„Aber kaiserlicher Herr Verwalter und Oberförster!" stotterte der Mißhandelte.

„Es ist noch Vormittag und ich weiß, was ich sage!" fuhr der Verwalter fort, „ich habe meinen Töchtern oftmals vorgehalten: Wenn eine von Euch einen fleißigen Handwerker kriegt, so kann sie sich alle zehn Finger ablecken. Jetzt kommt Einer und kann schön reden. Aber mit der Zungen verdient der Handwerker sein Brot nicht, sondern mit der Hand. Weiter geht's mich nichts an. — Was giebt's Neues, meine Herren!"

Der Mehrere stieß mich mit dem Ellbogen: „Weißt was, so sag' ihm's Du, ich gehe zum Kukuk!"

Wir trollten uns Beide davon. Im Hofgarten an den Blumenbeeten standen in hellen Farben und reizvollem Geflüster miteinander fünf Frauengestalten. Wir schossen an ihnen vorüber, und erst draußen, weit draußen im Buchenwalde blieb mein Genosse stehen, trocknete sich die Stirn und sagte: „So, das wär' auch vorbei."

Mich dauerte das Herz, ich sann nach Balsam.

„Richtig für Ernst hat er's gehalten, der Alte!" rief ich und brach in ein unbändiges Lachen aus.

Der Mehrere verstand mich und haben wir es in unserer Niederträchtigkeit so verdreht, als hätten wir den Verwalter mit der Brautwerbung nur gefoppt. Aber innerlich verwand er's doch nicht, der gute Jaroslaw. Er ließ wohl das Großsprechen sein, aber seine Arbeiten wurden nicht besser, sondern begannen in der stummen Sprache ihrer Wesenheit nachgerade das Handwerk zu verhöhnen. Und eines Tages sagte ihm der Meister, während er ihm in den glänzendsten Silberzwanzigern, die ich je gesehen, den Wochenlohn auszahlte: „Mein lieber Jaroslaw, man kann Dir nicht feind sein, denn Du bist soweit brav und alleweil bei Humor, aber Dein Arbeiten ist nicht viel nutz. Probir's einmal wo anders."

Der Mehrere war fremd. Er warf sich in sein elegantes Gewand und machte bei allen Bekannten die höflichsten Abschiedsbesuche und hat als manierlicher Mensch überall den besten Eindruck zurückgelassen.

Vier Jahre später sahen wir uns in Wien. Er lief mir nach und hatte tüchtig zu thun, sich mir wehmüthig lachend als der Mehrere vorzustellen, denn er war überaus verändert — herabgekommen. Er erzählte mir sein Unglück und daß auf der Welt keine Gerechtigkeit sei. Trotz all seiner Talente und seines höheren Strebens, das Gewerbe zu veredeln, stehe er da, wo er stehe!

Weil Du Eins übersehen hast: Die einfache Arbeit! — Das wollte ich ihm sagen. Da mahnte mich eine innere Stimme: „Sag's nicht, sondern zahle ihm ein Mittagmahl."

Bei demselben wurden wir Beide lustig und er erkundigte sich nach dem kaiserlichen Verwalter und Oberförster.

„Den zieht's schon arg in die Krumme, und seine fünf Töchter haben ein so gutes Herz, daß noch keine den mühseligen Vater verlassen hat."

„Kommst einmal zum Herrn Verwalter," sprach nun der Mehrere und faßte meine Hand mit der seinen, die ganz kühl war, „kommst zu ihm, so sag', ich ließe ihn grüßen, und er hätte schon Recht gehabt."

Er goß den Rest des Weines in seine Gurgel und verließ mich.



Philosophen in der Werkstatt.

Der Toni – das war derselbe, der das Sprichwort hatte: „Ich möcht' mir sonst nichts wünschen, wie daß ich bei meiner Leich' als kleiner Bub' hinten nachlaufen kunnt."

„Du bist närrisch, Toni," sagten ihm hierauf die Leute und Andere meinten: „Du bist nicht gescheit, Toni." Nur Einen kannte ich, der ihm auf sein Sprichwort stets entgegnete: „Ja, Toni, das glaub' ich, daß Du bei Deiner Leich' als kleiner Bub' hinten nachlaufen möchtest." Und dieser Eine war ich. Wir saßen beisammen und nähten mitsammen, und auch beim Schwätzen ging uns der Faden nicht aus. Und wollte er schon mitunter ausgehen, so verstand der Toni das Anknüpfen. „Ja," berichtete er, „deshalb spar' ja ich meine Sach' zusamm', daß ich eine schöne Leich' krieg'. Werdet's schon finden unter meinem Kopfpolster, das Testament. Nur nichts Trauriges,

das ist langweilig. Die Musikanten müssen was Lustiges aufspielen; Walzer nicht, die schicken sich nicht auf dem Freithofweg; den Radetzkymarsch, oder so was, daß es recht klingt im Wald und die Leut' mit Tact traben können. Und daß sie mir nur das Sacktuch mit in die Truhen geben. Alsdann nach dem Begräbniß eine gute Tafel, daß ein Schippel Leut' mitgeht."

„Glaubst Du denn, daß sie Dich zur Tafel lassen werden, wenn Du als Gassenbub' hinten nachläufst?" Diesen Einwand machte ich.

„Ist mir auch nichts d'rum, ich laß sie essen und geh' meinem Schneerutschen nach, oder ist's in anderer Jahreszeit, dem Krebsenfangen oder dem Vogelnester-Ausheben; ein Schlingel bin ich, ein Schlingel bleib' ich und ich mag tausendmal auf die Welt kommen."

Er arbeitete gern, der Toni, aber stets nur mit größeren Unterbrechungen. Er hatte einmal ein schwarzes Röcklein aus feinem Tuche halb erworben, halb geschenkt bekommen, und wenn er das trug, war es, als dehne sich der Mann schlank in die Länge. Man konnte nicht sagen, an dem Toni sei ein feiner Weltmann verloren gegangen, der feine Weltmann war ja doch da und zeigte sich, wenn er Schnaps trank oder betteln ging, voll jovialer Herablassung seiner Umgebung. In das gewöhnliche Gespräch der Leute mischte er sich nicht gern, er verlegte

sich nur auf die Philosophie. Und da sagte Mancher von ihm: „Ewig schade, daß Der nicht studirt hat, der hat was im Kopf!"

„Haben die Apostel studirt?" fragte er. „Wem's angeboren ist, was braucht denn der noch zu studiren! Gebt Acht, was ich das nächstemal thue!"

Mit dem nächstenmale meinte er das neue Leben, wenn er wieder auf die Welt käme; denn es erging ihm, wie es allen Optimisten ergeht, sein Wunsch war ihm zum Glauben geworden.

Einer Bettlerin Kind war der Toni gewesen, hatte sich durch vierzig lange Jahre heraufgedarbt und heraufgelitten bis zum Bauernschneidergesellen, der länger auf der Wander ist als in der Arbeit und dessen Ideal in einer „schönen Leich'" besteht, als ob das Sterben nur so eine Art Jubiläum wäre, welches Jeder, der seine Sach' ehrlich durchgemacht, etwa von siebzig zu siebzig Jahren einmal das Recht hat, zu begehen. Und in diesem Manne die Sehnsucht nach Wiederholung seines Lebens! Wie gefällt Euch, Ihr sauertöpfischen Weltverleumder, diese Weltfreudigkeit? — Der ganze Toni wird nicht wahr sein, meint Ihr? Oh, der ist wahr bis auf den letzten Zoll, der arme Kerl war voll Lebenslust bis in die Fingerspitzen hinaus, so daß es selbst für Andere eine Lust war, seinem flinken Nähen zuzusehen. Der Mann ist wahr bis in die Zehenspitzen hinab, mit denen er seine Wege hüpfte und hopste,

als wäre die Erdscheibe ein Tanzboden. Der Toni ist wahr bis in die Spitze seiner Zunge hinaus, mit der er unabläßig heitere Lieder sang, fröhliche Sprüche wußte, lustige Schwänke zum Besten gab. Noch mehr, der Mann ist naturwahr, er ist eine Type des Menschen, der — er mag Euch tausendmal zum Leide geboren sein — der Lust zustrebt. Draußen in den Dörfern, auf den Bergen, in den Wäldern findet Ihr die Wesen, die sich nicht genug leben können, deren Klage auf dem Todtenbette immer wieder lautet: „Ach, muß ich fort von dieser schönen Welt!" die in ihrem achtzigsten Jahre von neuem wieder anfangen möchten. Und ich meine, es wird wohl auch in der Stadt solche geben, sonst müßte man ja die Städte vom Erdboden vertilgen, als die giftigen Nester einer Menschenabart, die nicht leben kann und nicht sterben will.

„Ei, geh," würde mir mein Geselle in die Rede fallen, „die Städter können ganz curios leben! Da giebt es Leute dabei, die in einem Monat mehr Geld für Vergnügungen ausgeben, als mancher Kohlenbrenner im Walde sein Leben lang in die Hand kriegt. Ja, das glaub' ich! Aber langweilen thun sich solche Leut', das ist schad'!"

Er hat ein loses Maul gehabt, der Toni.

„Ein Mittel wüßte ich schon, daß Du als Bübel hinter Deinem Sarg d'reinlaufen könntest," sagte ich ihm einmal, „heiraten."

„Narr!“ rief er, „da lauft ja das Weib hintendrein und sucht sich unter den Leidtragenden den Zweiten.“

„Und meinst nicht, daß auch ein kleiner Bub' da sein kunnt?“

„Ein halb Dutzend können da sein, und Mädeln auch so viel, das sag' ich Dir! — Aber halt eine Sach' ist zu bedenken. — Ich weiß nämlich nur Eine, die ich möcht'.“

„Eine ist ja genug.“

„Ganz gewiß auch. Aber nehmen will sie mich nicht. Für Einen, sagte sie, wäre ich ihr zu gescheit und für Zwei zu dumm. So foppt sie mich.“

Ich war damals schlecht genug, darauf zu entgegnen: „So foppe Du sie auch!“ worauf er mir in's Ohr flüsterte: „Sie läßt sich aber nicht foppen.“

Seine Angebetete war eine schöne Wirthstochter zu Mürzzuschlag — „die ehr- und tugendsambste Jungfrawen im Land Steier“, wie er sie in Anwendung alter Leseart gern bezeichnete.

Sonst soll ihm seine Mutter gesagt haben, ein Handwerk müsse er lernen, damit er einstmals einen Hausstand gründen könne. Und jetzo war ihm just dieses Handwerk im Wege, denn „keinen Schneider nimmt sie nit“.

„Deswegen,“ sagte der Toni schwermüthig, „wenn ich noch einmal auf die Welt komm', kein Schneider werd' ich nimmer.“

„Wirst es aber vergessen haben, mein lieber Toni," entgegnete ich in würdigem Ernste der Weisheit, „wirst es vergessen haben, daß Du schon einmal ein Schneider gewesen bist und daß Dir der Stand nicht gefallen hat!"

„Desweg' sag' ich ja, daß sie mir ein Sacktuch mit in die Truhen geben sollen. Siehst Du!" und er zog sein Tuch aus dem Sacke, „schon jetzt mach' ich einen Knoten d'rin, daß ich nicht vergeß' d'rauf."

„Und was willst Du nachher werden?"

„Ein reicher Stadtherr, der nichts als wie gut essen und trinken, spazieren fahren, feine Cigarren rauchen und auf dem Federbett liegen kann."

„Da wär's wohl schad' um den Knoten," meinte ich.

„Und was wirst Du werden?" fragte er.

„Es ist nur das, Toni," antwortete ich, „daß doch keine rechte Gewißheit ist, ob wir noch einmal auf die Welt kommen. Wenn's sollt sein und ich hab' die Wahl, so komm' ich als ein recht armes Kleinhäuslerkind auf die Welt. Bleib' ich's, nun so kann ich nichts verlieren. Vielleicht aber richte ich mir's so ein, daß ich mit sieben Jahren ein gesunder Bauernbub', mit zwanzig Jahren ein sauberer Almbursch, mit zweiundzwanzig Jahren ein frischer Soldat, mit fünfundzwanzig Jahren ein lustiger Student, mit fünfunddreißig Jahren ein herlebiger Stadtherr, mit vierzig Jahren ein berühmter Staats-

mann und mit fünfundvierzig Jahren ein Baron bin. Auf solchem Wege sauert man nicht ein und hat den meisten Spaß. Bin ich anfangs schon hoch oben und bleib sitzen, so wird Einem das Ding langweilig. Und trifft's zu, daß man gar niederwärts geht, nachher ist's des Teufels. Desweg sag' ich allemal, Toni, lieber herunten anfangen, als oben."

„Da denkst ganz gescheit," sagte der Toni, „ganz gescheit denkst. Und jetzt möcht' ich Dich nur fragen, ob Dir's auch so ist; ich hab' so Augenblicke, wo es mir vorkommt, als ob ich schon einmal auf der Welt gewesen wäre."

„Du," entgegnete ich und ließ die Nadel ruhen, „mir kommt's auch bisweilen so vor. Das ist merkwürdig!"

„Wenn man nur wüßte, was man gewesen ist. Ich muß in einem Lande gewohnt haben, wo die Sacktücher nicht Brauch sind, sonst hätte ich sicherlich —"

„Geh, geh, mit Deinem Knoten! Das ist ein Spaß für einmal, dann laß gut sein. Wenn ich so nachsimulir' über die Sach' von wegen ehemals und es zuckt mitunter so ein Licht'l auf — grad' so wie ein Licht'l möcht ich sagen — so däucht mich, ich bin derselbig' Tropf gewesen, wie jetzt."

„Meinst? Ja, nachher ist's vielleicht doch so, daß wir als kleiner Bub' mit unserer Leich mitrennen."

„Ja, Du Toni, was glaubst denn! Wenn das alleweil so fortginge, wann käme so ein armer Schneider hernach in den Himmel?"

„Weißt," antwortete der Toni und stützte den Ellbogen auf das Knie, „der Himmel! Mich lust's nicht gar so stark nach dem Himmel. Hab' ich mein Stückel Brot zu essen und mein Glasel Branntwein, nachher laß ich's gut sein."

Und wirklich, er ließ es gut sein, der Toni. Und es *war* gut. Und es ist heute noch gut. Vielleicht seid Ihr ihm auf irgend einer Straße schon begegnet.

Das ganze alte Kerlchen, welches sich heute noch so innig des irdischen Sonnenscheins erfreut, daß sogar die Zehen aus den staubgrauen Stiefeln hervorgucken in die lichte Welt. Er geht schon recht bucklig, aber behendig wie ein Wiesel. Sein Bart ist viel weißer als die Pfaid, die ihm am Ellbogen hervorschaut. Der Mann trägt fast nichts mit sich, als ein Spazierstöckchen, das er ganz fein zu schwingen versteht und das sich hinwiederum mächtig biegt und baucht, so oft er sich d'rauf stützt. Nicht wahr, er ist Euch schon begegnet? Und ist Euch nicht sein rascher, zierlicher Gang aufgefallen? Er muß ja auch sein Käppchen gelüftet und Euch gegrüßt haben — flink und lustig gegrüßt und gütig dabei, als wollte er Euch was schenken. Seht, der ist's, das ist mein spintisirender Toni.

Ich zweifle nicht, er wird sterben, der Toni, aber er wird nicht aussterben, er wird immer ein ärmliches Leben führen, er wird immer possirliche Hirngespinnste weben, er wird sich im Gegensatze zu Ahasver immer nach ewigem Leben sehnen, wird auf all seinen Wegen und Stegen hüpfen, hopsen und tänzeln mit leichtem Fuß, alleweil guten Muth's, alleweil ein wenig windig, kurzum — der ewige Schneider.





Beim predigenden Schneider.



Zur Zeit dieses Schneiders war ich selbst eigentlich noch keiner. Das macht aber nichts. Das Capitel gehört doch in's Buch. Der „Predigende" gehört so gut wie der „Aufschneider", der „Heiratslustige" und der „Philosoph" in meine kleine Gallerie der Schneideroriginale.

Das Thal mit seinen hundertzwanzig Einwohnern — ich machte das zehnte Dutzend voll — war wie ein Kloster. Wir hatten zwar nicht einmal eine Kirche; dafür bekränzten wir zur Sommerszeit die hölzernen Crucifixe, die vor den Häusern und an Wegscheiden standen, und wir verrichteten zu den Sonnabenden davor unsere Andachten, und was die Hauptsache war, wir führten alle Hundertzwanzig ein sehr eingezogenes Leben. Strenge Arbeit und magere Nahrung thäten die weltliche Begier in uns ersticken und uns mit Eifer den Himmel wünschen lassen, wo man

nichts arbeitet, wohl aber gut ißt und trinkt, und Alles haben kann, was das Herz verlangt. Aber der Himmel ist ohne Frommsein nicht zu erlangen — daher wußten wir Alle, was wir zu thun hatten. Freilich gab es Stunden, in denen uns jüngeren Leuten die Erde lieber war, als der Himmel. Solch weltlichem Sinne wurde wacker entgegengewirkt.

Ein alter Schneider lebte in Fischbach, der hielt zuweilen Predigten, weswegen sie ihn auch den predigenden Schneider hießen. Er hatte seinerzeit einer Jesuitenmission beigewohnt, und seither ging ihm das Leutebekehren nicht mehr aus dem Kopfe. Er hatte Rednertalent in sich entdeckt; hatte anfangs dasselbe geübt, wenn er allein in der Werkstatt saß und später auf dem Oberboden seines Häuschens, oder draußen im Erlenbusch. Schriftgelehrt war der Meister von jeher gewesen und gewandt in der Auslegung der Bibel.

Als in späteren Tagen seine Augen so trübe geworden waren, daß er mit der Fadenspitze das Nadelöhr nicht mehr traf, sich hingegen seine Rednergabe mächtig entfaltet hatte, fühlte er sich erkoren, den Fischbacher- und Alpelbauern ein Apostel des Heiles zu werden. Er ging eines Tages höher in die Wildniß der Berge hinauf, kehrte jedoch nach sehr kurzer Zeit wieder zurück und begann sein Predigeramt.

Er war nun fast blind an seinen leiblichen Augen, hatte indeß ein geistiges Gesicht; er sah den Himmel

offen, ja bisweilen, wenn er an etwas Aergerniß nahm, auch die Hölle. Er sah die ganze Ewigkeit, die wir Anderen uns nicht einmal genau zu denken vermochten, in leibhaftiger Gestalt. Er hat mir, seinem besonderen Liebling, die Sache einmal durchgreifend erklärt. Ich weiß nicht bestimmt, ob ich die Darstellung des blinden Sehers recht aufgefaßt habe, ich erinnere mich nur, daß ich mir die Ewigkeit gedacht hatte als einen weiten und sehr langen Stollen in die Erde hinein, welcher mit rothen Wachskerzen beleuchtet ist, und in welchem die Seelen der Abgeschiedenen in Leichentüchern dahinwandeln. Wie lang dieser Stollen eigentlich ist, davon hatte der alte Schneider folgendes Bild.

„Wenn," sagte er, „die ganze Weltkugel ein Zwirnknäuel von feinstem Zwirn wäre und es thät' Einer kommen, den Faden abwickeln und damit die Ewigkeit messen, so wäre, meine lieben Christen, der Maßfaden viel zu kurz!"

Ein so klarer und bündiger Redner mußte selbstverständlich großen Anhang gewinnen. Und so oft es hieß: „Heut' predigt der Schneider wieder!" versammelten sich des Abends die Leute in seinem Häuschen.

Ich war dabei stets einer der eifrigsten Predigtbesucher, war auch schon baß so hoch emporgewachsen, daß ich in der vollgedrängten Stube meinen Vormännern über die Achseln lugen konnte und hatte

nur darauf zu achten, daß mir Keiner auf die Zehen trete. Gern stellte ich mich daher zu Nachbarn, die — wie ich — keine Schuhe anhatten, und so konnte ich meine volle Aufmerksamkeit dem Prediger zuwenden.

Anfangs, wenn wir in die Stube traten, war der Schneider stets abwesend; doch hörten wir auf dem Dachboden über der Stube ein Murmeln, Seufzen und Aechzen, ein Pfustern und Räuspern, da wußten wir schon, daß der Mann in seiner Vorbereitung, oder gar in einer Verzückung war. Unsere anfangs lauten, zumeist ganz weltlichen Gespräche wurden immer leiser, und allmählich zog ein heiliger Geist ein in unsere Seelen.

Endlich stieg er die Sprossenleiter nieder. Es war, so viel man da sah, eine Knochenfigur zum Erbarmen. Das klapperte nur so, bis das Männchen herunten auf dem Boden stand. Uns, dem „Volke", war dieses Klappern anstatt eines Predigtliedes, wie solches sonst in der Kirche vor der Betrachtung gespielt und gesungen zu werden pflegt; es versetzte uns in die nöthige Stimmung.

Hierauf schritt der Schneider zum Tische hin und stieg dort auf einen Schemel. Dann legte er seine Arme kreuzweise über die Brust, schloß die Augen und stand so etliche Minuten unbeweglich da. Sein Haupt war fast kahl, seine Backen waren glatt rasirt; einen schwarzen Ueberrock hatte er um sich geschlagen, um das priesterliche Ansehen her=

zustellen, aber mir — ich konnte nichts dafür — fiel es ein: „Du schaust halt doch aus, wie ein zaundürrer Schneider." Ich sandte sofort ein Stoßgebet zum Himmel, daß der mich vor ähnlichen lasterhaften Gedanken bewahren möge, denn deß war ich zutiefst überzeugt: der Schneider ist ein heiliger Mann.

Bevor er noch die Augen öffnete, that er den Mund auf und hub an mit langsamer und dumpfer Stimme, wahrscheinlich nach einer Erinnerung von der Jesuitenmission, so zu reden: „Der ewige Herrgott hat mich zu Euch gesandt. Der ewige Herrgott schickt durch mich sein heiliges Kreuz, seine drei Nägel, seine blutige Kron'. Das Evangeli ist geschrieben mit rosenrothem Gottesblut. Thut die Ohren auf, denn so spricht der Herr."

Und hierauf begann er seine Predigt, die sich je nach einem Festtag, nach der Jahreszeit, nach irgend einem Ereigniß, nach dem Stande der Zuhörer, oder auch wohl nach seiner persönlichen Laune richtete.

Die Zuhörer schluchzten oder kicherten dabei; ich war stets tief versunken in den Vortrag, denn — und das dachte ich nicht damals, das schreibe ich heute — wenn die Gedanken des Redners auch noch so verrückt, es waren immerhin Gedanken und insofern bei uns daheim ein rares Ding. Die phantastischen Bilder, die der Schneider als Beispiele d'rein gab, wollte ich heute noch nicht verachten; ich

habe sie seither mehrmals auf alten Gemälden vom guten Höllenbreughel wieder gefunden.

Mit uns Alpelleuten war der Meister Brotschimmel — so hieß er, hat's auch im Testament nicht verboten, seinen Namen zu nennen — im Ganzen recht zufrieden; nur ein klein bischen zu viel fluchen thäten wir. In Erwägung jedoch, daß das Fluchen dem Aelpler im Geblüte liege, daß wir dieses Laster also unser Lebtag nicht lassen würden, empfahl er uns, die gottlosen Ausdrücke wenigstens in etwas umzumodeln und dadurch zu mildern. So sollten wir z. B. anstatt „sackra" sickra sagen, anstatt „Teufel" Teuxel, anstatt „verflucht" verflixt, anstatt „verdammt" verdangelt oder verdankt ausrufen; und das „Himmelsherrgottskreuzdonnerwetter" sollten wir ganz dem lieben Gott überlassen, da wir es ohnehin nicht zu handhaben wüßten.

Die Fluchreformen sind richtig durchgeführt worden, und kein Mensch in Alpel wird heutzutage in einem gelinden Zorn noch das heilige Wort „Crucifix" ausstoßen, sondern stets „Kruzitürken" oder „Kruziadaxl" rufen. Nur in Momenten höchster Wuth greifen die Leutchen noch zu ihren wuchtigen Ausdrücken zurück.

Das waren indeß so ziemlich die ganzen Erfolge der Mission des Meisters Brotschimmel. Auch neue Gebete und Litaneien wollte er aufbringen, da unter-

brach ihn ein rußiger Kohlenmann, wir hätten an den alten vollauf genug.

Der Schneider predigte anfangs selten, später jedoch wöchentlich ein= oder zweimal. Bisweilen geschah es, daß irgend ein Fremder, der zufällig im Thale anwesend war, sich in's Häuschen des Meisters einschlich, um aus Neugierde und Fürwitz den seltsamen Apostel zu hören. Das war stets vergebens, der Schneider merkte nur allzubald den Bock unter den Schafen und predigte nicht.

Einmal kamen drei Ingenieure in die Gegend, um die Höhen der Berge, die Tiefen der Gräben und die Weiten der Matten und Wälder auszumessen. Wir alle miteinander hatten nicht viel Vertrauen zu diesen Leuten, und meinten, daß sie unsern Grund und Boden messen und schätzen, bedeute gewiß nichts Gutes. Aber es ging an, die Herren brachten Geld in die Gegend. Mich, den halberwachsenen Jungen, pachteten sie bei meinem Vater für sechs Tage um zehn Gulden, daß ich ihnen die Werkzeuge mit herumtrüge und auf den Wipfeln der Bäume schneeweiße Holztäfelchen befestige.

Es waren eigentlich ganz verrückte Arbeiten, die sie trieben. Da gingen sie herum, wo gar keine Wege und Stege waren, steckten ohne allen Anlaß Fahnen und bunte Tafeln auf die Bäume und auf die Bergspitzen, schlugen Tische auf mitten im Weideplan, und aßen doch nichts d'rauf; durch lange Röhren

guckten sie, mit Stäben zielten sie, als wollten sie schießen, mit den Zirkeln tanzten sie auf dem Papier herum, schrieben allerlei Ziffern und Buchstaben dazu, und des Abends, wenn sie in's Haus zurückgekehrt waren, wußten sie die Höhe und Breite der Berge.

Diese Art zu messen kam auch zu den Ohren des Schneiders, der sonst gewohnt war, mit dem Faden ängstlich alle Körpertheile seiner Kunden zu prüfen und trotzdem die Hosen und Joppen zu verschneidern.

„Sickra, sickra!" rief er eines Tages in seiner Predigt, „diese Ausmesser, das sind Teuxelsleut'! Jetzt rechnen sie dem Herrgott seine Welt schon vor; aber Geduld! Wie sie ausmessen, so wird ihnen eingemessen werden!"

Was Wunder, daß die Ingenieure, die alles Gute und Merkwürdige in der Gegend auskundschafteten, endlich auch den Wunsch hegten, unseren Prediger zu hören. Der Mann war nach und nach vollständig erblindet, und so konnte ich, als der Führer der Herren, es wagen, sie eines Abends in das Schneiderhäuschen einzuschmuggeln. Doch siehe, schon in seiner Einleitung stockte der Prediger, bald unterbrach er sich und sagte laut:

„Heut' sind fremde Leut' da!"

„Bei Leib' nicht, Meister, bei Leib nicht!" betheuerte ein alter Knecht.

„Du!“ drohte der Schneider, „der Teuxel wird Dir glühende Kohlen in den Mund stecken für Deine Lug'! — Stadtleut' schmeck' (rieche) ich!“

Leider waren die Fremdlinge so unvorsichtig gewesen, beim Eintritte ihre Cigarren nicht auszulöschen! So war dem Blinden ihre Anwesenheit kund und die Predigt unterblieb.

Von dieser Zeit an war Meister Brotschimmel vorsichtiger. Er hatte ein junges Mädchen, armer Leute Kind, in's Haus genommen, das er nach seinen Grundsätzen zu erziehen und vor den Fallstricken der Welt zu bewahren trachtete. Das Mädchen — Marianne Schober ließ es sich schreiben — war gar eingezogen und sittsam. Die Marianne nun mußte immer vor den Predigten an der Thür stehen und Jeden zurückweisen, der ihr nicht als Einwohner unseres Thales bekannt war.

Ich war mit dem Mädchen schon früher ein wenig vertraut worden. Wir waren bei der Predigt häufig nebeneinander gestanden, weil es, wie ich, keine Schuhe trug. Das einemal nun hatte ich — zufällig — die Marianne auf die Zehen getreten; das anderemal war ihr Pfötlein auf das meine gestiegen; und so hatten, während wir oben den Worten des Propheten lauschten, unten unsere Zehen miteinander Bekanntschaft gemacht. — Später nähte mir Marianne einmal während der Predigt ein am Halse herausgesprungenes Hemdhäkchen ein; und ich guckte mir

dabei ihre feinen, falben Locken und ihre blauen Augen etwas näher an. — Ich freute mich stets die ganze Woche auf die Erbauungsstunde beim Meister Brotschimmel und gab mir bei solchen hierauf öfters Mühe, das Hemdhäkchen wieder herauszusprengen.

Mein jüngerer Bruder ging auch mit Vorliebe zur Schneiderspredigt. Derselbe hatte hinter dem Kachelofen sein Winkelchen und konnte dort eine ganze Stunde lang seinen Uebungen obliegen. Er „lernte" damals nämlich just das Tabakrauchen, was daheim streng verpönt war. Da in der Predigt auch Andere schmauchten und der Vater selten anwesend war, so kann man sich die Vortheile meines jüngeren Bruders wohl denken.

Eine Besonderheit war es, daß die älteren Leute des Thales sich den Vorträgen des blinden Schneiders allmählich entzogen. — „Wir wissen's ja schon, was er sagt," meinte einer der Aeltesten, „und thäten in der engen Stube Anderen nur den Platz wegstehlen; den jungen Leuten thut es 'leicht nöther, als uns, daß sie fleißig in die Predigt gehen."

So sind wir junge Leute denn eifrig verhalten worden, an den stillen Feierabenden in's Schneiderhäuschen zu wandern, um dort das Gotteswort zu vernehmen. Als der Prediger wußte, seine Zuhörerschaft bestünde zumeist aus jungem Volke, dem das Blut erst warm zu werden beginne, da zog er andere Saiten auf. Wir hörten manch Erfreuliches von

heiligen Jünglingen und Jungfrauen, aber auch allerlei Seltsames von den Begierden und Anfechtungen des Fleisches, von den Folgen derselben und von den höllischen Werkzeugen, womit die Gefallenen gezwickt, gekratzt, geschunden, geschmort, zerstückt und auf alle erdenkliche Weise gepeinigt werden. Wie gut wäre es gewesen, wenn auch der unglückliche Pöll mitunter in seiner Jugend so eine gute Lehre hätte hören können.

Wenn uns bei den Darstellungen ersterer Art bisweilen das Herz ein wenig warm und rührselig wurde, so waren die letzteren Betrachtungen wie eiskaltes Wasser darauf. Doch der Mensch wird Alles gewohnt; bald verloren die Vorträge jegliche Wirkung. Wir ergötzten uns im Stillen nach unserem eigenen Geschmacke.

Die Predigt begann stets um sechs Uhr und endete — es mochte was immer für ein Gegenstand in Behandlung sein — regelmäßig, sobald die braune Schwarzwälderuhr, die in der Stube hing, auf ihre Metallschelle die siebente Stunde schlug.

Es war dem Schneider ein Gesetz, die Lehre mußte eine Stunde währen, denn so lange hatten auch die Missionäre gesprochen. Zum Stundenschlag aber wurde der Vortrag plötzlich mit einem kräftigen Amen abgehackt. —

Und eines fröhlichen Samstagabends im Frühherbste gingen wir wieder in's Haus des blinden

Schneiders zum christlichen Unterrichte. Da traf es sich, daß wir Zuhörer aus lauter jungen Leuten bestanden, aus Burschen und Mädchen von zwölf bis fünfundzwanzig Jahren, wovon nur das Bachreuter-Maidle mit ihren dreiundfünfzig Jahresringen um die Augen eine schöne Ausnahme machte.

Das Bachreuter-Maidle hinderte uns aber gar nicht, im Gegentheile, wir waren froh, daß wir es unter uns hatten, denn, wo das dabei war, da gab es unterschiedliche Schwänke und Possen allerwege. Wenn den tollsten Jungen nichts Uebermüthiges mehr einfiel, so war gewiß noch das Bachreuter-Maidle die Anstifterin irgend einer Schalkheit, eines ausgelassenen Stückchens. Wie ein Bub' konnte es springen und johlen und balgen, das Maidle; wenn es aber still war und seinen kurzen Hals einzog zwischen die hohen, spitzigen Schultern — da gab's gar noch das Aergste zu fürchten oder zu hoffen — da kam sicher bald ein rechtes Schelmenstücklein heraus.

Es war bislang ohne Mann geblieben, das Maidle, und die Thalbewohner riethen schier, es sei bei der Taufe desselben eine Irrung geschehen und das ganze Thal um ein Bachreuter-Büble betrogen worden. Das Maidle hielt sich so brav, daß Niemand von der Haltlosigkeit obiger Annahme überzeugt war. Nun freilich hatte es schon die Runzelchen und etliche graue Haare, aber der Possenreißer in ihm war jung geblieben.

Dieses Maidle hatten wir Jungen unter uns, als an jenem Samstagabend der Schneider zu predigen anhub. Ich, als einer der zuletzt Erscheinenden, hatte meine barfüßige Pförtnerin mit in die Stube genommen und mich mit ihr auf ein Bänklein gesetzt, unter welchem die Hühnersteige war. Die Hühner saßen schon geruhsam auf ihren Stangen, nur der Hahn schlug bisweilen noch Eins mit den Flügeln. Auf der Ofenbank, auf dem Gesiedel und in anderen Winkeln saßen Andere, wie sie sich eben beliebig gesellt hatten. Etliche Jungen dampften aus mächtigen Tabakspfeifen; andere strichen sich mit Kohlen Schnurrbärte an; wieder andere schnitten allerlei Gesichter und drehten dem Schneider Nasen. Der Schneider aber stand auf seinem Schemel und predigte. Er predigte von der großen Tugend der Abtödtung. Er führte alle Heiligen an, die sich kasteit, gegeißelt, mit härenen Kleidern gekratzt, ausgehungert und auf alle andere, oft unsaghafte Weise gepeinigt hatten. — Und die Jungen drehten dem Prediger Nasen, oder kauerten in einer Ecke und spielten Karten. Und Einer war dabei, der schrieb Spottliedchen auf den Schneider und vertheilte die Papierstreifchen. Eines derselben lautete:

„Der Schneider, der Schneider,
Wie ein Zahnbrecher schreit er,
Und Maidle in der Still'
Thut doch, was sie will!“

Ein Anderes, das mir noch in Erinnerung:

„Der Schneider Brotschimmel
Fährt heut' noch in Himmel,
Morgen ist's zu spat,
Weil ihn der Teufel g'holt hat."

Natürlich geschah das Alles in gehöriger Ruhe, denn diese Gelegenheit, in Gemeinschaft Hallodria zu treiben, durfte für heute und die Zukunft nicht zerstört werden.

Am trautsamsten selbstverständlich ging es dorzu, wo sich zu Maid und Bursch' die Pärchen ver sammelt hatten.

Zu solcher Stunde nun, es mochte dreiviertel auf sieben, und die Auflösung der Gesellschaft also nahe sein, schlich das Bachreuter-Maidle auf Zehenspitzen zur Schwarzwälderuhr hin und häkelte von der Schlagwerkschnur den Gewichtklumpen ab. Die Uhr tickte wie vor und eh, und das Maidle huschte auf seinen Platz zurück und that fein andächtig horchen auf die Predigt, insgeheim frohlockend über die Wohlthat, die sie der ganzen Gesellschaft erwiesen hatte. Es war dabei ja auch betheiligt, denn ihm zur Seite saß ein rothlockiger Bursche, mit dem sich das Maidle nicht ungern im Fingerhäkeln übte.

Und der Schneider predigte und predigte. Schon schien sich ihm manchmal der Stoff zu verflachen, aber die Uhr schlug nicht sieben. Noch erzählte er die Legende vom heiligen Aloisius und erklärte die

Bedeutung der Lilie, und sprach von den himmlischen Freuden der Frommen — aber die Uhr schlug nicht sieben. Einmal setzte er ab und horchte. Die Versammlung schien in tiefer Andacht zu sein, und die Uhr tickte und tickte. So ließ er sich nun auf die ewigen Strafen der Gottlosen ein.

Ich saß auf dem Bänklein, hielt meinen rechten Arm um den feinen Hals der Marianne Schober geschlungen, und mein Lebtag war mir nicht so wohl, als zur selben Stunde, in der die Uhr nicht sieben schlug. Nur der Hahn war zuweilen etwas unruhig unter dem Bänklein. Der flatterte mit den Fittichen und ließ die Hühner nicht schlafen.

Es war allmählich dunkel geworden. Ein oder der andere Zuhörer räusperte sich dann und wann, mancher vertuschte zur Noth ein Kichern. Das Maidle neben dem Nothkopf war die Ernsthafteste. Die Kartenspieler unterschieden ihre Trümpfe nicht mehr genau, und die Pärchen waren wo möglich noch näher zusammengerückt.

Noch einmal unterbrach sich der Prediger und horchte. Es war ihm so ein schmatzender Ton aufgefallen; — es war aber nichts weiter, er fuhr fort, hielt es jedoch nicht gerade für überflüssig, noch mehr Scheiter in das höllische Feuer zu werfen, in welchem die weltlustigen Sünder gebraten werden.

Bei solcher Wärme war es naheliegend, daß ich heimlich die Frage an mich stellte: Wenn alle An=

deren um Dich herum heute ihr Mädchen küssen, warum sollst das Ding nicht auch Du versuchen?
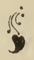
Ich faßte daher mit meiner linken Hand die Marianne fester denn bisher am Arm, schlang meine rechte Hand noch enger um ihren Nacken, zog ihren Busen an meine Brust, beugte mein Haupt auf ihr Gesichtchen nieder — und wie ich meine Lippen ausbiege nach den ihren, da kräht unterwärts der Hahn.

Erschreckt emporgefahren sind wir Beide von unseren Sitzen. Der Prediger aber brach ab und rief: „Wie? Mein Hahn kräht niemals vor dreiviertel auf acht! Morgen ist schlechtes Wetter, und heut' hat die Uhr einen Narren gemacht. Geht daher, meine lieben Zuhörer, eilends nach Hause und seid wachsam, denn Ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. Amen." Nun war plötzlich unser Eden aufgelöst. Das Bachreuter-Maidle kicherte und trillerte, von Burschen umjohlt, davon.

Am anderen Tag sind in der Stube des Apostels Spielkarten gefunden worden und ein paar beschriebene Papierstreifen, die nichts weniger als Ehrfurcht gegen den Prediger an den Tag legten. Darüber war der Meister Brotschimmel derart empört, daß er ausrief: „Nie wieder, daß ich diesen Heiden des Herrn Wort verkündige: Diese verfluchten Ausmesser haben unsere jungen Leut' verdorben. Der Teufel soll sie holen! Was hilft bei so einem vermaledeiten Volk das Predigen?!"

„Freilich, Meister," antwortete ihm die Marianne, „das Predigen hilft nichts, sonst wär' der Meister selber bekehrt und thät' nicht so mörderisch fluchen."

Der Schneider ist nicht ein einzigmal mehr auf den Schemel gestiegen. Die jungen Sünder des Thales haben sich allmählich zerstreut in alle Welt; — etliche davon sind bereits alte Sünder geworden.





Als ich meinen Lehrmeister nicht bestahl.

Wenn am jüngsten Tage darüber Rechenschaft gegeben werden muß, warum ich in meinen Schneiderlehrjahren so wenig gelernt habe, so wird sich mein Meister deswegen nicht zu melden brauchen. An ihm war keine Schuld. Er hatte weder ein Weib, das für die Küche bedient, noch ein Kind, das gewiegt, weder eine Kuh, die geweidet, noch eine Ziege, die gemolken werden mußte. Sollte das einzige Paar Stiefel, welches ich an den Sonnabenden für meinen Meister zu wichsen hatte, in die böse Wagschale fallen, so wollte ich mich eilends auf die gute setzen und rufen: Herr, wenn Du auf mich Schneiderlehrling noch einiges Gewicht legst, so sei versichert, ich that's in meiner freien Zeit, ich that's aus freiem Willen, ich habe damit nichts versäumt!

Die Lehrmeister pflegen es allerdings so einzurichten, daß der Lehrling nach seinen vollendeten

drei Lehrjahren nicht als Meister, sondern als Geselle hervorgeht. Sie lehren ihm das A-B-C ihrer Kunst, aber das Wörterbilden lassen sie ihn selber erfinden. Ich kannte alle Buchstaben, ich verstand das Fadenmachen, das Nähen mit Vorderstichen, mit Hinterstichen, mit Ueberwindlingstichen, das Steppen, das Säumen, das Heften, das Passepoiliren, das Locheinfassen, das Knopfeinhängen. Ich verstand das Lodenaufkrauen und das Bügeln, das Einlassen und das Ausschweifen, obwohl mir mein Meister in Bezug auf letzteres einmal den Vorwurf machte, meine Hosen wären über den Stiefelrist nicht ausschweifend genug. Kurz, ich machte alle Theile des Rockes, aber ich machte keinen ganzen Rock.

Das Zuschneiden betrieb mein Meister nach Papiermustern. Solche, welche in Form von Aermlingen, Hinter-, Vordertheilen u. s. w. geschnitten waren, legte er auf den ausgebreiteten Stoff, erweiterte oder verengte sie mit Hilfe des Maßfadens, zeichnete sie mit der Kreide nach und schnitt sodann aus dem Stoffe die Theile heraus. — Das ist sehr einfach und leicht, besonders für Den, der's kann; mir jedoch hat einmal Einer den Spaß gesagt, ich hätte das Aufschneiden fortweg besser verstanden als das Zuschneiden. Solche Späße kosten per Elle einen Pfennig.

Der Meister übte seine Kunst stets vor meinen Augen aus, doch sagte er einmal, und zwar schon

im ersten Jahre: „Wenn der Meister zuschneidet, so hat der Lehrjung auf seine eigenen Finger zu schauen, die Gesellen pfuschen den Meistern ja noch früh genug in's Handwerk. Zuschneiden ist Meisters Sache. Mein Lehrmeister hat mir's auch nicht gezeigt."

Trotzdem habe ich bisweilen ein wenig auf des Meisters Zuschneidemuster gelugt, aber nicht so sehr ihrer Form, als vielmehr ihres Inhaltes wegen; denn die Muster waren aus alten Zeitungen geschnitten, und noch heute erinnere ich mich deutlich an den Friedensschluß von Villafranca, der auf dem Schulterzwickel einer Weiberjoppe stand.

So kam es auch, daß ich einmal mit meiner Nadelspitze nach einem Rockschößlingzuschnitt hindeutete und sagte: „Das ist ein schlechtes Muster."

Der Meister blickte mich auf dieses Wort starr an. Ich wiederholte: „Das ist ein schlechtes Muster."

Sagte endlich mein Meister: „Das wäre mir schon auch was Neues. Seit wann meistert der Lehrbub?" — Rasch unterbrach ich ihn: „Aber so schau der Meister doch, was da drauf steht! Die neue Gewerbefreiheit."

Er starrte das Papier an.

„Du höllischer Wisch!" murmelte er endlich und machte sein schalkhaft-lustiges Gesicht dazu, „deswegen also strauben sich alle meine Rockschößeln auf, wie ein Ferkelschwanz! Weil von dieser vertrackten Ge-

werbefreiheit lauter Unglück kommt! Wart' Du, mich foppst nimmer!"

Und das Muster war vernichtet.

Im zweiten Lehrjahre erzählte mir eines Nachmittags, da alle Leute des Hauses draußen auf dem Felde waren und die liebe Sonne ihre Fenstertafel auf unsern Arbeitstisch legte, mein Lehrmeister von seinem Lehrmeister, der zu jener Zeit längst heimgegangen war.

„So viel kann ich Dir nicht sein, Peter," sagte er, „als mein Lehrmeister mir ist gewesen. Mir und Anderen wohl auch. Zu seiner Zeit hat die Kathreiner Pfarr' noch keinen angestellten Schulmeister gehabt; so hat mein Lehrmeister gesagt, wenn die Kinder alle Tag auf ein Stündlein zu ihm in's Stübel wollten kommen, er hätte beim Nähen wohl Zeit, daß er ihnen ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen beibringe, so viel er halt in seiner Einfalt selber verstünde. Da sind die Kinder von der Nachbarschaft in unser Häusel zusammengekommen und mein Meister hat's allemal so eingerichtet, daß zur selben Stund' nichts zuzuschneiden und nichts zu bügeln gewesen ist, so daß er beim ruhigen Nähen sich mit den Kindern hat abgeben können. Ich sehe ihn heute noch, den Meister mit seinem schneeweißen Haar, wie er dasitzt und nadelt und dabei die Kinder unterrichtet. Und wie nach der Schul' die Kleinen der Reihe nach zu ihm hingehen und ihm

ihre kleinen Hände geben und sagen: Behüt' Euch Gott und vergelt's Euch Gott! — Ja, Peter, das ist sein ganzes Schulgeld gewesen und er hat kein anderes verlangt, hat sich selber noch schier bedankt bei den Kindern, daß sie so gern zu ihm gekommen sind und so fleißig gelernt haben. Ich hab' mein Lesen und Schreiben auch von ihm. Er hat mir Alles gethan, was er hat gekonnt, hat mir Alles gegeben, was er hat gehabt, hat mir Alles gelernt, was er hat gewußt. Nur Eins nicht. Nur ein Einziges nicht. Das Zuschneiden hat er mir nicht gezeigt; das ist nicht der Brauch und man muß den Lehrling selber witzig werden lassen. Ich hab mich auch nicht lang' besonnen, hab' mir gedacht: ein tüchtiger Handwerker will ich werden, und in meinem zweiten Lehrjahr hab ich schon alle Muster von meinem Lehrmeister heimlich nachgeschnitten gehabt."

Und schon an einem der nächsten Tage nach diesem Gespräche war es, daß mich mein Meister in jenem Hause bei einer vorgerichteten Arbeit allein ließ und auf eine andere Ster zog. Er nahm stets Alles mit, was man zur Arbeit bedarf, diesmal aber vergaß er seine Muster, die er nach dem Zuschneiden auf das Winkelkastel gelegt hatte. Da lagen nun die Werthpapiere und ich — als ich sah, wie ich ganz mit ihnen allein war — ich nahm sie, legte sie auf dem Tische auseinander und begann —

zu lesen, was auf dem beschnittenen Zeitungspapiere stand. Freilich waren gerade die interessantesten Sachen mitten durchgeschnitten, aber ein halber Satz war mir lieber als gar keiner und ich stückelte ihn aus Eigenem an. Wirklich fatal war mir das nur bei einem Attente auf den König von Italien, dessen Ausgang ich auch inne geworden wäre, wenn man damals die Frauenmieder nicht so weit ausgeschnitten getragen hätte.

Kurz, ich benützte die Gelegenheit und als später mein Lehrmeister wieder kam und die Muster in etwas verkehrter Ordnung zusammengelegt fand, schmunzelte er ein wenig.

Als ich aber im dritten Lehrjahre in Abwesenheit des Meisters für den kleinen Almjackel-Buben ein Beinkleid derart verschnitt, daß es der alte, halbblinde Almjackel selber unternahm, vor meinen Augen das Höslein wieder auseinanderzutrennen, mich aber damit zu entschuldigen, daß er sagte: „Gott dem Herrn gerathen nicht alle Leute und dem Schneider nicht alle Hosen" — da stellte mich denn mein Meister etwas unwirsch darüber zur Rede.

So redete ich denn und sagte, das Zuschneiden, das verstünde ich nicht.

„Warum verstehst das Zuschneiden nicht? Hosenmachen habe ich schon in meinem ersten Lehrjahr können."

„Aber der Meister hat mir ja das Zuschneiden nicht gezeigt.“

Jetzt stützte er seinen Ellbogen auf's Knie, schaute mich mit einem säuerlichen Lächeln an und versetzte: „Also, auf das Zeigen wartest Du?“

Da mochte ich ihm einfältig in's Gesicht gestarrt haben. Er sagte:

„Armer Mensch, auf solche Art wirst Du's nicht weit bringen.“

„Es ist halt eine harte Sach', das Zuschneiden,“ meinte ich.

„Ja, leicht ist es nicht!“ rief er. „Daß Du's ohne Muster nicht zuweg bringst, kann ich mir denken.“

„Aber Muster, die habe ich nicht.“

Da sagte er: „Machst Dir doch so gern mit Papier zu schaffen, warum hast Du mir die Muster nicht nachgeschnitten?“

Auf diese Frage antwortete ich, daß ich keine Erlaubniß dazu gehabt hätte. Jetzt that mein Meister einen schrillen Lacher. Nichts als einen Lacher, dann war er lange still. Er nadelte scharf, daß schier der Faden pfiff. Mir wurde ganz unheimlich. Nach einer langen Weile hielt er mit großer Gelassenheit folgende Rede: „Ich habe meiner Tag' allerlei Lehrjungen gehabt, brave und unbrave, gescheite und andere — aber so — so ehrlich wie Du, ist keiner gewesen. Der Riegelberger Zenz ist zur nachtschlafenden Stund' aufgestanden und hat mir die Kleidermuster

heimlich nachgeschnitten. Der kleine Simmerl hat sie mir kurzweg gestohlen; und am gescheitesten hat's noch der Tonel getrieben, der ist mit meinen Mustern abgefahren und hat mir falsche dafür zurückgelassen, mit Fleiß verschnittene Muster, daß ich alles Gewand hätte verschneidern sollen und er meine Kunden bekommen hätte. So ein Spitzbub da! Aber was wirst machen? Jeder schaut, wie er obenauf kommt und gefreuen muß es mich doch, wenn Einer, der bei mir gelernt hat, ein tüchtiger Meister wird. 's ist eine recht schöne Sach' um die Redlichkeit, Peter, aber gar viel Ehre werde ich mit Dir nicht aufheben, das sehe ich schon. Jetzt wartet er Woch' um Woch' auf das Freimachen und hat seinem Lehrmeister noch kein Muster gestohlen."

Sagte das, war zornroth im Gesichte und nadelte weiter.

Heilig habe ich mir zur selbigen Stunde vorgenommen, das Versäumte demnächst nachzuholen, aber der Meister gab nun die Muster nicht mehr aus der Hand und bewahrte sie mit Sorgfalt in seiner braunen Ledertasche.

Erst vor wenigen Jahren war es, als ich in den Bergen mit meinem alten Lehrmeister einen Gedächtnißtag beging. Es waren zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich an jenem 5. Juli 1860 bei ihm in die Lehre eingestanden. Wir frischten mit edlem Naß allerlei Erinnerungen auf. Da gestand mir

denn der gute Greis, er hätte mit mir manchesmal seine liebe Noth gehabt, aber wahrhaft geärgert hätte ich ihn doch nur zweimal, nämlich als ich ihm keine Muster gestohlen hatte und als ich von ihm fortgegangen war.





Das Mahl.

Es geht ein heimlich Bestreben, in den katholischen Ländern die Feiertage abzubringen, ja vielleicht auch die Sonntage zu vermindern, daß nicht jeder siebente, sondern etwa wie in Frankreich zur tollen Zeit jeder zehnte Tag ein Ruhetag sei.

Damit träfe man wieder einmal die kleinen Leute. Die Großen machen sich Feier- und Ruhetage, wann sie selbst wollen, und kehren sich keinen blauen Pfifferling d'ran, was im Kalender roth oder schwarz ist. Die Herren Nationalökonomen sollen einmal ein halbes Jahr Schneidergesellen sein. Täglich 15 bis 16 Stunden an der „Pudl" sitzen, da würden sie ihre nationalökonomischen Sünden zum guten Theile absitzen. — „Die Arbeit ehrt," sagen sie, aber in der Woche 6 mal 15 = 90 Arbeitsstunden (manchmal werden ein rundes 100 d'raus) machen erstens

verdammt müde und zweitens verdammt social-demokratisch.

An letzteres dachte ich zwar nicht, vielmehr meinte ich als Schneider: „Ja, ja, so geht's auf der Welt, der Mensch muß arbeiten, wenn er was zu essen haben will" — und seufzte dabei. Seither freilich habe ich Leute kennen gelernt, die da sagen: „Ja, der Mensch muß arbeiten, wenn er sein Essen verdauen will!" — und seufzen dabei.

Na, ich will davon still sein; es ist mir bei Dingen, die man nicht gern hört, ohnehin schon gesagt worden, derlei verstünde ich nicht und der Meßner bleibe hübsch bei seiner Stange. Nun bin ich aber kein Meßner, bin's auch niemals gewesen, nicht einmal ein Schulmeister zu jener Zeit, da ein solcher noch bei der Fahnenstange stehen mußte, er mochte zur Kirchenfahne geschworen haben oder nicht. Das Wenige, was ich thun kann ist, daß ich beim Hirtenstab bleibe, beim Pflug oder bei der Nadel.

Die Nadel ist das netteste und leichteste Werkzeug, das man sich denken kann, aber mein Gott in Deinem Reich! — wie mein guter Freund Eduard in Krieglach gern ausruft, wenn er etwas Verwunderliches hört oder sagen will — der knorpelige Hirtenstab auf der lichten Au und die Pflugschar im Bergfeld ist mir nicht so schwer geworden, als wie dieses kleine grausam spitze Ding, von dessen

ewigen Sticheleien mein rechter Zeigefinger eine Art von Hornhaut bekommen hat, die er heute noch trägt, gleichwohl jetzt nichts mehr auf mich stichelt, als etwa die Feder irgend eines schlauen Recensenten, die, wenn sie den Einen streicheln will, auf einen Anderen sticheln muß.

Heute habe ich keine so seligen Samstagabende mehr, als dazumal.

Ich wüßte aus meinem jetzigen Leben keine Freude herzunehmen, welche an Schein und Gehalt jener vergleichbar wäre, da mein Meister die Maßfäden von seinem Nacken nestelte, das Nadelkissen, welches mit seinen Nadeln die ganze Woche über wie ein kleiner Igel auf dem Tische gekauert war, zu rupfen begann, das Ränzlein zum Einpacken auf den Tisch legte und es mälig zu stopfen anhub.

„Lassen wir Feierabend!" sagte er.

Ich that allemal auf dieses wunderschöne Wort nichts desgleichen und nähte noch etliche Stiche weiter, daß der Meister nicht merken sollte, wie der Schlingel schon lange innerlich nach dem Spruche gelechzt habe, der ihm auf sechsunddreißig Stunden die Freiheit gab.

„Laß es gut sein," sprach er dann, „und leg' das Zeug schön zusammen. Bis wir heimkommen, wird's finster sein."

Die Bäuerin hatte stets schon eine geraume Weile heimlich gespäht, wann wir Anstalten zum Feier-

abend treffen wollten, denn da mußte die „Fortgehjausen“ fertig sein; sie will die Strauben (Eier mit Mehl in Schmalz gebacken) frisch ausgekocht und nicht abgestanden auf den Tisch bringen, eine Sorge, die nicht die kleinste ist unter den Sorgen der umsichtigen Hausfrau.

Eine richtige Bäuerin an ihrem Herde ißt bekanntlich nicht, sie wird satt vom Kosten, vom Geruch ihrer Speisen und vom Lobe, das man denselben zollt. Und gerade nach dem Handwerkerlobe steht ihr der Gaumen, wie es dem Gourmand nach Nachtigallzungen gelüstet, denn das ist etwas Delicates; der Handwerker ist auf seinen Wanderungen von einer Küche zur anderen ein Feinschmecker geworden, und eben er ist es, der den Leumund einer Köchin weiter trägt von Haus zu Haus und in alle Welt verbreitet. Daher müssen solche Zungen bestochen werden mit dem Feinsten, was die Küche zu bieten vermag.

Auch ich habe diesen Vortheil genossen; aber die „Fortgehjausen“ hat mir niemals gemundet. Das Wort: „Lassen wir Feierabend“ hatte mein Herz jedesmal in dem Maße geschwellt, daß der Magen nachgerade ganz in den Winkel gedrückt wurde. Die mancherlei Umstände, die an der Fortgehjause hingen, als die Lobsprüche über „das rechtschaffen gute Essen,“ das „Vergeltsgottsagen“ und „Behütgottnehmen“ waren mir lästig; nur fort aus der Stube,

nur in's Freie und Weite, nur meinem Waldhause zu!

Für den Meister kam, wenn wir die Ster vollendet hatten, nach der Fortgehjause freilich etwas, das ihm noch lieber war, als die Freie und die Weite. Es kam der Bauer, wetzte und schleifte so eine Weile um den Kasten und um den Tisch, kraute sich auch wohl den Haarstrupp und entschloß sich endlich zur Frage: „Thät ich halt jetzt fragen, Schneider, was die Schuldigkeit wär'?"

Es stak häufig viel Angst in dieser Frage, und es stak auch viel Angst in der Antwort. Gegen Ende der Ster hatte den Meister allemal der Gedanke beschäftigt: Der Bauer, wird er zahlen, oder wird er schuldig bleiben? — Mein lieber Meister hatte niemals über Gebühr gerechnet und stand nicht darnach, daß ihm dieser Entscheid so gleichgiltig sein konnte, maßen mancher Arbeitgeber das „Schuldigbleiben" in dem bekannten Sinn des Till Eulenspiegel aufzufassen liebte und schuldig blieb. So geschah es denn jedesmal mit beklommener Brust, wenn der Meister den verdienten Lohn aussprach: „Wir haben unser Zwei eine Woche gearbeitet; für Einen des Tags vierzig Kreuzer, thät' zusammen gerade vier Gulden achtzig Kreuzer ausmachen."

„Ist schon recht," sagte der Bauer, und wenn er das sagte und sonst nichts mehr, so war es gut. Dann lag das Geld auf dem Tisch. Wenn er aber

sagte: „Vier Gulden und achtzig — so so. Na, viel thät's eh nit sein, soweit rechtschaffen zufrieden, aber halt das schlechte Jahr, das ich heuer wieder gehabt hab'; der Schauer hat mich troffen, Holz haben wir keines mögen auf die Kohlstatt bringen, weil das Wasser den Weg just frei so viel zerrissen hat und mit dem Vieh ist auch nichts zu machen gewesen — deswegen thät' ich halt wohl recht schön bitten, wenn —"

Es war zum Erbarmen, in solchen Augenblicken des Meisters Märtyrthum auf seinem Gesicht zu lesen. Die Rede, die hier so weich und gütig gesprochen wurde, als Schauer zerschlug sie dem guten Meister die Ernte, als Wasser zerriß sie seine Wege, als Seuche wüthete sie in seinem Viehstand, denn seiner Hände Erwerb war Alles, was er hatte.

Die Hauptsache war demnach heraus, der Bauer setzte nur noch bei: „Wenn halt der Meister ein kleines Nachwarten wollt' haben."

„Wegen einem kleinen Raudel (Weilchen)," meinte der Meister allemal etwas gedämpft, „wird's nicht aus sein."

Wird dem Bauer ganz warm um's Herz, daß die gefürchtete Sach' so rasch und gut abläuft. „Will schon trachten," sagt er, „daß ich ehzeit zahlen kann, will schon trachten, bin wohl recht froh."

Der Meister schweigt, er weiß, von nun an hat er Einen mehr von Denen, die ihm auf dem Kirchweg ausweichen.

Außer dem Zahlen oder Nichtzahlen giebt's zu Ende der Ster auch noch was Anderes, was mir die Wonne des Feierabends oft höllisch verbitterte. Es ist der Brauch, daß der Meister vom Arbeitgeber nach vollendeter Arbeit den „Sterlaib" kriegt. Das ist ein großer Laib Weißbrot für die Familie des Meisters daheim. Da mein Meister weder Frau noch Junge hatte, denen er Futter hätte zutragen müssen, so ließ er sich den Sterlaib zumeist in Geld ausfolgen, wobei er ebenso bescheiden als unartig war, bescheiden, weil er sich stets mit ein paar Sechsern begnügte, unartig, weil er den großen schönen Laib mit dem hohen glänzenden Bauch, in welchen die Bäuerin alle Sorgfalt und den ganzen Stolz einer Backfrau hineingebacken hatte, nicht höher, als auf ein paar Sechser taxirte. Der Bauer dachte sich: Da behalt' ich mir das schöne Brot selber, schmier' mir Honig d'rauf und esse eine ganze Woche d'ran — und zahlte die Sechser; die Bäuerin dachte sich: Thust nicht Recht, Schneider, daß du meinen Laib verschmähst! Gieb Acht, verredtes (verschmähtes) Brot wird viel gegessen. Der Lehrling dachte sich: Juchhe, da brauch' ich das Ungeheuer nicht zu schleppen! Und der Meister dachte sich: Um die zwei Sechser zwei Seidel Wein sind mir lieber, als ein Laib trocken Brot.

Der ungarische Schneider — es wird von ihm noch die Rede sein — war aber Einer, der mit jeder Bäuerin so gut stand, daß er ihren Laib selten verschmähte; doch vertraute er einmal seinem Freund, dem Schmied-Franzel aus dem Schwendgraben, er esse solches Brot lieber mit einem ei, als mit einem ai, worauf der Schmied-Franzel antwortete: Mit einem Ei wäre es auch besser. Die Lotter waren einer wie der andere, waren beide nicht viel werth.

Mancher Bauer steifte sich und sagte: Wenn wir das Brot nicht wollten, Geld gebe er keines dafür; so wollte der Meister das Brot, und ich mußte den Laib mir auf den Rücken binden lassen und trappelte solchergestalt wie ein kleines Kameel keuchend hinter dem Meister her.

Sitte ist auch, daß der Handwerker an den Sonn- oder Feiertagen, die zwischen oder unmittelbar nach Schluß der Ster zu stehen kommen, vom Arbeitgeber zum Mittagsessen eingeladen werde. Liegt ein Haus aber gar zu weit von der Wohnung des Handwerkers, oder der Kirche, wo er zum Gottesdienste ist, abseits, so wird das Mittagsmahl wohl auch mit einem mäßigen Geldbetrag vergütet. Der großherzige Bauer jedoch lädt seine Handwerker anstatt für den nächsten Sonn- oder Feiertag gern für einen hohen Festtag ein, da sich seine Küche hervorthut und er seinem Hausgesinde ein stattliches Mahl zu geben gewohnt ist. So war es mitten im Sommer, daß

wir im Ziselhofe unsere Ster beendeten, und der Bauer, nachdem er den Lohn proper mit einer Zehnerbanknote bezahlt, für den Sterlaib noch zwei Silberzwanziger auf das Papier gelegt hatte, in seiner höflichen Weise die Einladung machte: „Für den nächsten Sonntag zum Essen, das thäte sich bei der Abgelegenheit meines Hauses wohl nicht auszahlen; aber am heiligen Christtag, Schneider, thut's mir zum Mittagsmahl kommen — nicht vergessen."

„Werden schon kommen, wenn wir noch leben," antwortete der Meister.

Da schaute der Bauer so d'rein, ob's dem Meister nicht etwa doch zu lange hingezogen wäre mit dem Mittagsmahl. „Will's auch zahlen," sagte er, „wenn's Euch lieber ist."

„Bei Leib nicht, Bauer, der Christtag bei Dir ist uns schon recht. Und sollt' Einer von uns Schneidern nicht mehr da sein, so gieb dafür das Mittagsmahl dem alten Schandhans."

Der Schandhans war in Ehren grau geworden und lebte zu jener Zeit in einer Halterhütte als Besenbinder. Es ging ihm sehr schlecht, sein Name: Johann Schand hatte ihn eigentlich zum Bettelmann gemacht. In der Jugend soll er im Begriffe gewesen sein, eine reiche Heirat zu machen; aber die Verwandten und besonderen Bekannten der Braut hatten diese so viel und so lange mit dem Schand-Bräutigam geneckt, daß sie den guten Hans stehen

gelassen hat und einem anderen Burschen mit viel schönerem Namen zugelaufen ist, der sie aber erst recht in die Schand' gebracht haben soll. Wenn sich die meisten Leute auch über den Namen des ehrlichen, gutmüthigen Hans hinaussetzten, so konnte man doch nicht behaupten, daß derselbe für den Träger eine besondere Empfehlung war, und dem Armen ging's in seinem Alter, wie es tausend Anderen geht, sie mögen übrigens heißen, wie sie wollen.

Dieser Mann also war im Falle unserer Abwesenheit für den Christtag im Ziselhofe zum Mittagsmahl bestimmt gewesen.

Es kam der Winter, und am Christtage nach dem Gottesdienst stand der Ziselhofer schon auf dem Kirchplatz und fahndete nach uns und wir sollten mit ihm kommen.

Nun war aber an demselben Tage ein solches Schneegestöber, daß man — wie der Egghofer zu St. Kathrein gern sagte — schier meinte, es habe im Himmel einen Bettler zerrissen, weil so viele Fetzen herabfielen. Die Leute auf dem Kirchplatz sahen wie Schneemänner aus, nur daß sie nicht so starr dastanden, sondern sich beizeiten aus dem wehenden Schneestaube machten. Bis zum Ziselhofe war es weit über eine Stunde, und doch gingen wir mit dem Bauer, für's Erste, um ihm den Beweis zu liefern, wie hoch wir die Ehre, daß er uns zum Christmahle geladen, zu würdigen wußten, und für's

Zweite, weil wir kein anderes Mittagsmahl in Bereitschaft hatten.

Mit Mühe und Noth kamen wir zum Ziselhofe. Ein ganz besonderer Duft, der uns aus dem Hause entgegenwehte, deutete sofort an, daß es sich der Mühsal verlohnen werde.

Als wir in die große Stube traten, wo wir im Sommer unsere Werkstatt aufgeschlagen gehabt, wandte ich meinen Blick vorerst auf den Hausaltar hinter der Tischecke, ob die lieben Heiligen wohl noch alle da wären, die uns dazumal bei der Arbeit so still zugeschaut hatten; auf sie wollte ich mich heute berufen, wenn ich allzutief in den Genuß der Fleischkrapfen versinken sollte: sie hatten es durch ihre gläsernen Tafeln heraus gesehen, wie ich mir die Sache redlich verdient.

Auf den Bänken der Stube saßen die Knechte des Ziselhofes in ihren weiten und schneeweißen Hemdärmeln herum und rauchten ihre Sonntagspfeifen; Eins vor dem Essen, das soll Appetit machen; sie hatten zwar schon vom Kirchweg eine auserwählte Essenslust mit heimgebracht, aber heute konnte der Appetit unter keinerlei Umständen zu groß sein — das wußten sie. Nur dem kleinen Friedel, dem Schafjodel, wie sie ihn hießen, weil er die Schafheerde verpflegte, hätte ich es nicht rathen mögen, jetzt zu rauchen. Denn er that's das erstemal. Und wahrhaftig, als die vorderste Schüssel herangedampft

kam und der Bauer das Tischgebet losthat, war mein Schafjodel aus der Stube verschwunden, und ist die ganze Mahlzeit über nicht mehr gesehen worden.

Als wir uns zusammensetzten — mein Meister und ich wurden höflich auf den Ehrenplatz geschoben — ward uns eine Ueberraschung zu Theil.

„Schandhans!" rief der Ziselhofer mit seiner weichen Fistelstimme, nach deren Flöten die ganze große Wirthschaft tanzte und der besonders zu dieser Stunde bereitwilligst gehorcht wurde, „Schandhans, geh' nur her und setz' Dich zu den Schneidern."

Jetzt kroch vom dämmerigen Ofenwinkel ein altes, verdammt buckeliges Männlein hervor, aber heute hübsch glatt rasirt und gekämmt und ein sauberes Sonntagsgewand auf dem Leib. Er machte so etwas, wie eine Reverenz vor den Schneidern und rückte sich dann zu ihnen, und saß ganz klein da, daß kaum seine breiten Achseln ein wenig über den Tisch heraufragten. Macht aber nichts heute, wenn nur der Kopf mit dem Munde zugegen, so ist's häufig genug. Das alte Männchen betrug sich gar sittsam und bescheiden und wartete fast mit jedem Löffelvoll, bis er dazu vom Bauer extra eingeladen und pressirt wurde, und schämte sich fast ein bischen, daß es auf der Welt war.

Mein Meister hatte, als der Schandhans vorgerückt war, den Bauer so von der Seite angelugt,

und der Bauer wieder den Meister, so daß sich die Augen unterwegs begegneten und gute Bekanntschaft machten. — Ist's recht? fragten die des Ziselhofers. — Das gefreut mich toll von Dir, Bauer, sagten die des Meisters. — Ist Dein Wunsch christlich gewesen, sagten die Augen des Bauers, so wird wohl mein Christtagstisch auch christlich sein müssen. Der arme Mann soll heute mit uns essen, auch wenn die Schneider nicht abwesend sind, Euch Gästen zur Ehr'! — Sagten hierauf die Augen meines Meisters: Ich arbeite schon dreißig Jahre in Deinem Haus, und daß ich Dir noch nicht ein handbreit Tuch stibizt hab', das gefreut mich heute zweifach.

Aller Anderen Augen hatten jetzt keine Zeit zum plaudern, sie hüpften in der Schüssel um, nur daß etwa der Großknecht einmal die Großdirn anblinzelte: wie es heut' schmecke?

Der drallen Ziselhoferin aber, die, während wir aßen, immer am Herde waltete und zwei flinke Küchenmägde beschäftigte, ihr setze ich aus Dankbarkeit hier ein Denkmal, indem ich die Gänge der Mahlzeit verewige.

Zuerst kam eine große Schüssel würziger Rindssuppe, in welche der Bauer mit würdiger Opferhand Weißbrot schnitt. Die Suppe aßen wir aus der gemeinsamen Schüssel. So auch aus der zweiten Schüssel das reichlich mit Speck eingebrühte Grubenkraut, dessen Erinnerung noch heute im Stande ist,

mir in Zähnen und Gaumen begehrliche Gelüste zu wecken. Dann kam wieder eine Schüssel mit Rinds-suppe, in welcher sich ein Schock dampfender Weizen-knödel mit Semmel und Speck gefüllt herumwalkte. Diese Schüssel hatte einen Seitengänger, einen mächtigen Topf mit geräuchertem Schweinfleisch, aus welchem der Ziselhofer vermittelst einer Gabel Jedem ein redlich Stück auf den Teller legte. Dabei fragte er allemal an: lieber feist oder mager? Nach feist war großes Begehren, nur wir Schneider erbaten uns mager, und der kleine Schandhans flüsterte: „Oh, vergelt's Gott, ich hab schon rechtschaffen genug."

„Oho!" rief der Ziselhofer, „das dürft' nicht sein, wir fangen ja erst an."

Hierauf kam eine Schüssel Rindfleisch und ein Gefolge von Kreuntunk-Töpfen. Jeder nahm seinen Fleischlempen (großes Stück), tranchirte ihn auf dem hölzernen Teller und tauchte die Stücke mit der Gabel in den Kreun.

Nach diesem Aufzuge erschienen Schweinsfüße in Sulze, hübsch mit Pfeffer gezuckert. Diese Schüssel sah aus, wie ein zugefrorener Teich mit Asche be-streut.

„Da wäre es zum Eisschießen" (ein Volksspiel auf dem Eise), bemerkte einer der Knechte.

„Ich denke, wir brechen es auf und fischen," sagte der Bauer und riß mit seinem Instrumente die

Schweinsfüße mitsammt Haar und Klauen aus der Sulze empor. Als wir daran aßen, sagte die Weidmagd folgendes Wort: „Du verhöllte Sau, du bist mir im vorigen Sommer oft genug davongelaufen, jetzt das ist dein letztes Laufen!“ und steckte den Schweinsfuß in den Mund.

Nach diesem Gerichte wankte, von den runden Armen einer Magd getragen, eine ungeheure Schüssel hoch aufgespeichert wie ein Scheiterstoß — die Krapfen heran. Es waren große, viereckige Kuchen, üppig aufgebläht und mit Zucker überpfeffert. Auf den steirischen Bauerntisch kommen seit Bestehen der Welt keine solchen Krapfen, ohne daß Einer die Bemerkung thäte: „Schau Du, heut' hat's in die Schüssel geschneit!“ Diesmal sagte es der Unterknecht, und der Waldbub setzte bei: „Ja, Unterknecht, Du wirst eher als ich einen Wein trinken, hab's gerad' auch sagen wollen.“

Das vom Weintrinken ist sprichwörtlich, aber es war nicht uneben angebracht. Der Ziselhofer erinnerte sich an das schwere, kühle Fäßchen, welches er auf der Wandbank stehen hatte. Er schenkte jetzt den großen grünen Krug, der bislang mit frischem Wasser um den Tisch gekreist hatte, mit Wein voll, und jetzt gab es — deß mußten sicherlich die fetten Krapfen Ursach' haben — weit mehr durstige Leute an dem Tisch, als früher. Der Krug hatte dort, wo es herausrann, einen scharfen Schnabel, und da

hielt Mancher seinen Mund hübsch lange an diesen Schnabel und die Kuhdirn fragte den Hausvater:

„Bauer, wo kaufst denn Du die Krüge, daß es daraus so gut trinken ist?"

„Beim Stockerwirth," antwortete der Ziselhofer.

„Ja," rief die Magd einfältig aus, „seit wann kriegt man denn bein Stocker Trinkkrüge?"

„Trinkkrüge nicht," schmunzelte der Bauer, „aber das, was hineingehört."

Der Schandhans ließ sich zu jedem Trunke nöthigen, und wischte sich allemal, bevor er ihn that, mit großer Sorgfalt den Mund ab; dieser Umstand bewog mich, meinen Durst so zu regeln, daß er immer unmittelbar nach dem Schandhans zur Stillung kam.

Die Krapfen sprachen in ihrer Ueberzahl den Essern Hohn; der größte Ansturm war gebrochen, ein guter Rest des schweren Geschützes wanderte in die Küche zurück. Alsbald kam eine Schüssel mit gekochten Zwetschken in der Suppe. Diese wurden vernichtet; dann erschien in wuchtigen Stücken der Braten, dessen dicke, wohlgeschmorte Speckhaut in tiefen Schrammen klaffte. Als Zugabe appetitlich in Schüsselchen aufgeschnitten, mit Weinessig und Kümmel zubereitet, rothe Rüben.

Hier wurden meinem kleinen Nachbar die alten Augen naß. — Er möchte noch gern und er kann nicht mehr.

„Bradel eß ich wohl, ich," sagte der Großknecht und that, was er sagte — und that's gründlich.

Nach dem Braten kam — es ist die volle Wahrheit, ich schildere nur ein normales Festmahl bei dem oberländischen Großbauern — das Schmalzkoch, oder wie es näher bezeichnet heißt — das deutsch-weitzene Gries-Schmalzkoch. Der Brei schwimmt, wie es sein muß, in Schmalz und ist reich bespickt mit Korinthen und Zibeben, was auch jedesmal zur Bemerkung Anlaß giebt, wieso denn der Köchin so viel Fliegen in's Koch gefallen wären?

Dieses Gericht erfreute sich nur mehr eines matten Zuspruches, was indeß die Hausfrau nicht hinderte, sofort eine mächtige Schüssel mit Branntweinnudeln auf den Tisch zu schicken. Das waren kleine, in Schmalz gebackene, in Branntwein gedünstete und extra noch mit Branntwein und Zucker überschüttete Kräpfchen, deren Duft schon im Stande war zu berauschen. Männiglich nahm die Gabel wieder zur Hand und zuletzt den Löffel, um den Branntweinsumpf auf dem Grunde der Schüssel trocken zu legen. Selbst der kleine Schandhans that hier wacker mit und sein Gesicht zog sich behaglich in die Breite. Während alldem war der stets neugefüllte Weinkrug immer lebhafter in's Kreisen gekommen, die Unterhaltung verwilderte, sogar die Schranken der Achtung gegen die Schneider wurden nicht respectirt;

Keiner hörte mehr, wenn der Meister sprach, außer der Hausvater.

Mein Meister wurde allemal wehmüthig, so oft er Wein trank, auch wenn's ein geschenkter war. So schaute er jetzt vor sich hin und sagte: „Ja mein lieber Gott, wer weiß, ob wir den Christtag noch einmal derleben!"

„Ja wohl," gab der Ziselhofer bei und stopfte sich den Mund mit der letzten guten Brantweinnudel.

Und nun kam aus der Küche noch etwas, von dem der Peter Haidenberger damals stetig behauptete, es richte die Bauernschaft zu Grunde. Es war nämlich etwas Neues, aus der Fremde Gekommenes, ein Ding, das für die vornehmen Leute auf der Welt wäre und der Bauersmensch nur aus Hoffart zu sich nähme. Mein Ziselhofer hatte eigentlich dasselbe gesagt, aber seine Hausmutter hatte ihm bewiesen, daß die Sache zu einer rechten Mahlzeit gehöre, daß sie in allen „besseren" Häusern eingeführt sei, und daß sie im Grunde um keinen Pfennig mehr koste, als eine Schüssel mit Milchrahm und Semmelschnitten, wie man solche früher als letztes Gericht aufgetragen habe. Auch wußte der Ziselhofer bereits aus Erfahrung, das Ding trinke sich nicht schlecht — und so kam es, daß jetzt durch die weit offene Küchenthür eine unermeßliche Schüssel mit Kaffee hereingetragen wurde.

Nicht etwa schwarzer — den kennt man in der Bauernschaft nur als Medicin — sondern Milchkaffee, in welchen jetzt ein halb Dutzend Semmeln geschnitten wurde.

Kein Tropfen davon ist übrig geblieben.

Nach dem Kaffee lugte der Jungknecht nach der Küchenthür, ob nicht noch etwas käme, aber der Hausvater sagte gegen meinen Meister und mich gewendet: „Müßt's halt vorliebnehmen, Schneider, wir sind fertig," und schlug das Tischgebet an.

Nach demselben stand Alles vom Tische auf, das Gesinde der Reihe nach küßte dem Hausvater und der Hausmutter die Hand: „Vergelt's Gott, Bauer, vergelt's Gott fleißig, Bäuerin — vergelt's Gott!"

Wir, die Schneider, hätten gern etwas Feineres gesagt, aber es fiel uns nichts ein und so blieben wir auch beim „Vergelt's Gott". Der Ziselhofer erwiderte unsern Händedruck und sagte: „Gesegne Euch's Gott, 's ist zwar nicht viel gewesen, und ich denk', jetzund zünden wir ein Pfeifel an."

Der kleine Schandhans war im Laufe der Begebenheiten hübsch gesprächig geworden, er wollte dem Bauer jetzt beide Hände küssen und da dieser die Bedrohten immer hinter dem Rücken barg, so torkelte der Alte so lange um den Ziselhofer herum, bis er sein Ziel zur Noth erreicht hatte.

Nach der Danksagung suchte sich Jeder nach Belieben einen Platz zum Sitzen, sei es auf der Wand-

bank, sei es am Tische, sei es am Ofen oder auch tief unten auf einem Betschemel — man setzte sich, dampfte Tabak an, stocherte die Zähne mit Strohhalmen aus, erzählte, hörte, oder duselte ein — je nach Talent und Neigung.

Mein Meister und ich gehörten zu den Zahnstocherern, der kleine Schandhans steckte seinen höllisch rußigen Pfeifentiegel vor's Gesicht und als er in's Zeug kam, fragte ihn der Hausvater, was er doch für einen starken Tabak rauche?

„Ueberreiterkraut," schmunzelte der Hans; das war Ungarischer, Geschwärzter.

„Vertragst ihn?"

„Muß wohl," antwortete der Alte, „rauch ihn für's Podagra. Wenn mich das Deibelsding rechtschaffen zwickt, so rauch' ich Ueberreiterkraut."

„Sollst doch auch sonst was dagegen anwenden," meinte der allzeit theilnehmende Ziselhofer, „sollst einen Bader fragen."

„Weißt mir einen, der das Podagra hat?" versetzte der Alte.

„Der's hat?"

„Das Podagra muß er haben. Wer das Podagra nicht hat, zu dem hab' ich in der Sach' kein Vertrauen, er weiß es nicht und versteht es nicht. Mit Einem, der das Podagra nicht hat, kann der Mensch gar nicht davon reden. Und zu einem Arzt muß der Mensch Sympathie haben, sag' ich alleweil, wenn er

zum Arzt keine Sympathie nicht hat, so kann sein Lebtag auch kein Sympathiemittel nicht helfen."

„Mag wohl sein, das," sagte der Ziselhofer, „und hilft der Tabak?"

„Sind halt wohl Tage," fuhr der Hans fort, „wo auch das Ueberreiterkraut nicht angreifen will. Nu, da versperrt sich der Mensch in seine Hütten, vergrabt sich in sein Stroh und wartet, bis sich das Gespenst an den Knochen satt genagt hat."

„Daß Dir die Zeit nicht lang wird, Hans, in Deiner ödweiligen Hütten, das wundert mich," so sagte mein Meister, und sprach uns damit Allen aus der Seele.

„Ich bind' Besen," antwortete der Alte.

„Und kommst nicht bisweilen in's Simuliren?" fragte der Meinige — wie die Schneider schon sind, die müssen zu der federleichten Handarbeit allemal auch eine Kopfarbeit haben, aber ja keine solche, wie der alte Bühelsteiger meint, wenn er die Stadtherren ärgern will. „Meine Öchsen arbeiten auch mit dem Kopf," sagt der Bühelsteiger und bindet den Viehern das Zugjoch an die Hörner. „Ich meine, Hans," sagte der Meister, „ob Du nicht unterschussen (von Zeit zu Zeit) in's Nachdenken drüber kommst, daß andere Leut' um so viel besser leben, als wie Du, und giebt's Viele dabei, die ihr Lebtag nicht so brav und fleißig gewesen sind, wie Du."

„Hab' wohl schon dran gedacht,“ meinte der Alte, „hilft aber nichts, so denk' ich nimmer d'ran und bind' Besen.“

Schüttelten halt mehrere von uns ihre Häupter, was immer gescheit ausschaut und ein Ansehen giebt.

„Ja, was glaubt Ihr denn, Leut'!“ sagte der Schandhans und that einen verwunderlich lauten Lacher, „ich leb' nicht so schlecht, wie es ausschauen mag. Hab' auch meine heimlichen Sünden; wenn ich einmal gestorben bin, so fragt neuding (absichtlich) die Stocker-Rosel — die weiß was.“

„Aber schneien thut's schon damisch draußen,“ sagte der Ziselhofer und legte seine Nase an's Fenster; er fand's nämlich hoch an der Zeit, die Unterhaltung zu wenden, er merkte, im alten ehrlichen Schandhanskopf begann der Wein zu blühen. Ja, das damische Schneien war richtig, aber mir wäre das Geheimniß der Stocker-Rosel lieber gewesen. Die Rosel — die Leute in der Gegend werden mir's heute noch bestätigen — war das schönste Dirnlein weit und breit; an Sonntagen war sie Vormittags Primadonna auf dem St. Kathreiner Kirchenchor und Nachmittags machte sie daheim die Kellnerin und sang den lugenden Bauernburschen mit allerlei Schelmenliedchen den Verstand aus dem Kopf. Und dieses Mädel sollte mit dem Schandhans Heimlichkeiten haben?

In der Stube war es dunkel geworden, im Weinkrug auch, so rüsteten wir uns zum Nachhausegehen. Der alte Hans fand auf der Bank sein blaues Sacktuch nicht mehr; das kam jetzt an der Hand der Hausfrau von der Küche herein, als Bündel voll Krapfen und Braten, „daß halt der Hans morgen daheim auch noch was hätt'".

„Oh Du Narrisch, Du guter Narrisch," stotterte der beglückte Alte der Ziselhoferin vor, „das ist schon gar zu viel, das kann ich nit vergelten, na wart', Hausmutter, da muß ich Dir doch nachst einen braven Besen herauftragen."

Uns gab der Ziselhofer seinen stärksten Knecht mit, daß er uns den Pfad trete. So schob der baumstarke Kerl voraus, mit seiner Brust wie ein Schneepflug die Gasse bahnend — und hinter ihm drein hasteten die beiden dünnen Schneiderlein, die immerhin noch genug zu thun hatten, um mit Ehren weiterzukommen.

Als wir zu Hause im Stübel saßen, der Meister die Brillen aufthat, mit der Scheere die Kerze schneuzte und dann seine Hauspostille vornahm, um den heiligen Tag auferbaulich zu beschließen, begann ich im Stillen eine Unterlassungssünde zu bereuen und konnte gar nicht begreifen, warum ich beim Mittagsmahle so wenig gegessen hatte. Wohl sagte mir das Gewissen: Beunruhige Dich nicht, kleiner Schneider, Du hast gegessen, so viel Dir menschen-
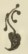
möglich gewesen, Du warst ganz satt, ich weiß es ja.

„Bet' auch was aus dem Büchel!“ mahnte der Meister und schneuzte das Licht mit den Fingern, weil's ihm um die Scheere für die Länge leid that. Ich suchte im Ueberrock mein Gebetbuch und fand im auswendigen Sack einen großen Krapfen. Jetzt, das war ein würdiger Gegenstand meiner Andacht. —

Der Schandhans band nach diesem Tage noch eine zeitlang Besen, dann begab er sich selbst dem Staube.

„Jetzt kommt er mir am Samstagfeierabend nimmer und ich kann ihm sein Schnapsplutzerl nimmer füllen,“ so sagte am Tage seines Begräbnisses die schöne Stocker-Rosel zu den Gästen.

Sein Schnapsplutzerl! Du gute alte Haut — und das war deine heimliche Sünde!





Die Freisprechung und der ungarische Schneider.

Als die drei Lehrjahre um waren, sagte mein Meister zu mir: „Nächst Erchtag wirst frei!"

„Was wird denn da sein?" fragte ich, mich erinnernd an die großen Veranstaltungen Gebräuche und Feierlichkeiten, die sonst bei einer Freisprechung von Lehrlingen stattgefunden hatten. Ein neues Gewand, eine Prüfungsarbeit vor dem Richterstuhle der Innung, eine Predigt vom Lehrmeister, eine feierliche Erklärung und Aufnahme in den Gesellenverband, und Wirthshaus, viel Wirthshaus. Die Schneidergesellen haben ein großes Gethue, wenn sie einen Neuen in ihre Mitte kriegen; vor Allem wird die „nasse Bruderschaft" gemacht; wenn man weiß, woher das Naß kommt, so weiß man auch, wie lustig es dabei zugeht.

„Was wird denn da sein?" fragte ich, da der Tag nahte, ohne daß irgend welche Anstalt getroffen wurde.

„Da wird gar nichts sein," antwortete mein Lehrmeister. „Seit der Gewerbefreiheit ist das Alles abgekommen. Heut' ist Jeder Meister, der Steuer zahlt, hat er was gelernt oder nicht. Alldeswegen giebt's heut' Schuster und Schneider, daß es g'rad schwanzelt. Wenn Einer auch nichts machen kann, wenn er den Leuten nur 's Maul machen kann. Der best' Schwatzer ist heut' der best' Handwerker. Werden schon sehen, wohin das führt. — Was Dich angeht, Peter, so brauchtʼs nur, daß ich nächst Erchtag sag: die drei Jahr' sind aus — und Du bist frei. Das Lehrstück' schenk' ich Dir, willst aber eins ablegen, so geh' heim und mach' Deinem Vater eine neue Joppen. Wird froh sein. Willst extra noch was, so kannst nach Birkfeld hinabgehen und Dir vom alten Innungsvorstand — ich weiß gar nicht, wer's jetzt ist — den Freibrief ausstellen lassen; brauchst sonst gar nichts, als meinen Namen und einen Gulden — den mußt Du in die Lad' zahlen. Willst ein Freiessen anstellen, so werden Dir die Birkfelder Schneider gern dabei helfen; sie können recht passabel Gesundheit trinken — zahlen mußt Du. — Ja, mein Bub', um's Geld kann Einer heut' Alles haben. Zu meiner Zeit war's anders; da ist nur der Fleiß und die Tüchtigkeit was werth gewesen."

Nach diesen Worten sah ich ihm in's Gesicht, ob in demselben nicht etwa Spuren wären von einem Seitenstoß, der mir gegolten hätte; denn über meine

Tüchtigkeit im Handwerke hatte sich weder er, noch mein Gewissen bisher unumwunden ausgesprochen. Indeß fuhr er fort:

„Daß Dir jetzt das Loch in die Welt offen ist, das weißt. Nur um drei Wochen eher sagen thu' mir's, wenn Du Dich fremd machen willst. Bleibst mir aber noch länger, so gefreut es mich und verhoff' ich, daß wir trutz der vielen Herren Schneider, die in's Land kommen sind jetzund, schon noch Arbeit haben werden, all'zwei. Bei mir hast die Wochen neunzig Kreuzer und kannst es mit der Zeit noch auf einen Gulden bringen. Wer mehr geben kann heutzutag, der zwickt's den Kunden ab. Ich thue, was recht ist."

Und dieses Gespräch am Arbeitstisch war eigentlich die ganze Freisprechung. Des Meisters Wort hatte ich nun, aber den Gulden hatte ich nicht und so ließ ich den Freibrief fahren. Wenn es in Birkfeld noch ein Schneiderinnungsamt giebt, so habe ich meinen Freibrief noch heute dort zugute. Ich möchte d'rum bitten.

Ich war freigesprochen, aber die Lehrjahre waren trotzdem für mich noch lange nicht aus. Ich hielt mich als fertig mit zwanzig Lebensjahren und ahnte nicht, wie unermeßlich viel ich in meinen Leben noch sollte lernen müssen.

Besiegelt wurde mein Eintritt in den Gesellenstand an einem der nächsten Sonntage im Wirths-

haus mit Wein und Braten, vom Meister feierlich vorgesetzt, für mich bezahlt und von mir verzehrt. An dem Abende desselben Tages auf meinem glückseligen Heimweg — denn glückselig war er in meinem Bewußtsein, daß an den Bauernhäusern, die am Wege standen, jetzt kein Schneiderlehrling vorbei ging, sondern ein „Gesell“, der mit anderen Gesellen Du und Du sein darf, und im Wirthshaus sitzen und Tabak rauchen und die Lehrbuben auslachen — auf diesem glückseligen Heimweg schlug sich der Schneider Steff zu mir. Das war ein junges, glattes Männlein mit einem blühweißen Gesicht und einem dunklen Schnurrbärtchen, ein Freund der Bäuerinnen und ein Aergerniß der alten hausgesessenen Meister. Er hatte sich einige Zeit zuvor in unserer Gegend angesiedelt und in seinem schlechten Deutsch — er war ein Ungar — wußte er den Leuten die Vorzüglichkeit und Billigkeit seiner Arbeiten woltern klar und begreiflich zu machen. Das war der, den mein Lehrmeister mit dem „Schwatzer“ gemeint hatte.

Er rief mir einen so lustigen und kameradschaftlichen Gruß zu, als hätten wir seit Erschaffung der Welt miteinander aus einer Schüssel gegessen. Und doch mußte er so gut als ich wissen, daß wir bisher Feinde gewesen waren, denn mein und jedes alten braven Meisters Glaubensbekenntniß mußte lauten: Ein Gott im Himmel und Ein Schneidermeister auf Erden! Und ich als treuer Jünger und zukünftiger

Lehrmeister begann denselben Haß und dieselbe Verachtung gegen den jungen Eindringling zu nähren, der einem solchen zukommt.

Ich wäre nun in den tausend Schneiderwerkstätten dieser Erde daheim gewesen, fühlte aber so heiß für die Sache meines Lehrmeisters, daß mich ein Schlag auf sein Geschäft und auf seine Ehre tödtlich verwunden konnte. Er selbst war in dieser Sache viel gleichgiltiger als ich und er sagte einmal: „Das Aergern und das Prahlen hilft nichts. Brav und fleißig arbeiten. Die Leut' werden es schon einsehen."

Der ungarische Schneider schlug mir seine Hand lustig auf die Achsel und beglückwünschte mich, daß ich die harte Lehrzeit hinter mir hätte und nun mein eigener Herr wäre. Hierauf rieth er mir, von dieser Eigenherrschaft auch Gebrauch zu machen und — wie tüchtig mein Lehrmeister auch sein möge — doch zu versuchen, auch einem Anderen etwas abzulernen. Ein junger Mensch dürfe nicht hocken bleiben und man lerne nie aus. Es sei auch nicht nöthig, allsogleich in die Fremde zu laufen, es gebe auch daheim noch manch geschickten Mann, bei dem man sein Glück versuchen und sich vervollkommnen könne. Endlich lud er mich ein, daß ich bei ihm in Arbeit treten möge und versprach mir allerlei Vortheile und einen Gulden Wochenlohn.

Ich antwortete kurzweg: „Das thue ich nicht. Mein Lehrmeister hat die Plag' mit mir gehabt, so soll er jetzt einen braven Gesellen an mir haben."

Schneider Steff setzte nun auseinander, wie die drei Lehrjahre lang genug wären, daß ein Lehrmeister Plag' und Vortheil in denselben haben könne, und daß Keiner seinen Lehrling freispreche, bevor er nicht zweifach für alle Mühe bezahlt wäre. Außerdem möge ich gelegentlich bei den Leuten auf dem Kirchplatz selber sehen, was für ein Unterschied sei zwischen seinen Hosen und denen meines Lehrmeisters. Er sei kein solcher, der etwa wegen Brotneid oder so was — aber das könne er dreist sagen, die Pantalons mache ihm Keiner nach — Keiner! mein Lehrmeister am wenigsten.

Das war mir genug. Ich hatte seitlings gar nichts zu thun, aber ich bog vom Wege ab. Ich fühlte mich sehr verletzt und bestrebte mich am nächsten Tage, meinem Lehrmeister doppelte Liebe angedeihen zu lassen, zur Entschädigung für das Feindselige, das über ihn gesagt worden war und von dem er zum Glücke nichts wußte.

Uebrigens waren wir in diesen Tagen ein wenig pressirt. Wir arbeiteten auf der Ster beim Unterhefer und hätten gleichzeitig beim Stegbauer und beim Spreitzhofer arbeiten sollen. Dem Stegbauer hatte es der Meister schon an fünf Sonntagen auf dem Kirchweg versprochen: „Ja, Du, 's ist wahr, Du

hast uns schon so viel lang nachgewartet, aber morgen — morgen kommen wir heilig; kannst Dich verlassen."

Und jedesmal war's heilig erlogen. Der Stegbauer wurde endlich ungeduldig und rief meinem Meister auf dem Kirchplatz und just vor dem Weihbrunnkessel zu: „Ihr verdankten Schneider! Ihr habt's mich gefoppt genug. Jetzt nehm ich den Steff!"

Wir Zwei werden vermuthlich todtenblaß geworden sein, denn heute, nach dreiundzwanzig Jahren noch fühle ich es kalt über den Rücken laufen, wenn ich an den Eindruck denke, den die Worte: „Jetzt nehm' ich den Steff!" in mir hervorgebracht hatten.

Mein Meister hatte dem Bauer nur noch entgegnet: „Wenn Du meinst, daß Dir der Krawat besser taugt! Nimm ihn. Ist mir ganz lieb." Und halb betäubt waren wir vom Platz getorkelt.

Das Stegbauernhaus — seit Menschengedenken dem Natz getreu — war verloren. Hingegen der Spreitzhofer, ein guter Freund und Musikantenbruder vom Meister — mein Meister blies in der Kirche die Trompete, der Spreitzhofer das Flügelhorn — war ohne Mühe noch zu halten, wenn wir ihm die letzten Tage dieser Woche in's Haus kommen konnten.

So arbeiteten wir beim Unterhefer spät in die Nacht hinein und gingen erst um eilf Uhr zu Bette. Da war's am Dienstagabend, wir hatten schon ausgelöscht und ich auf dem Stroh meinen Leib ver-

sucht, ob er nach einem sechzehnstündigen Gekrümmtsein doch etwa noch in die Grade und in die Länge ginge, als wir an der Hausthür ein heftiges Gepolter hörten Bevor man sich noch unter die Decke retten konnte, wurden auch schon Stimmen gehört: „Die Patrull ist da!"

Jetzt krochen wir hervor. Die „Patrull" hat für einen ehrlichen Menschen nichts Schreckliches, hingegen etwas sehr Beruhigendes, denn sie ist der Arm des Gesetzes. Anfangs ist sie blos der Finger — und zwar der Zeigefinger. Da wird eines Tages dem Dorfrichter die Anzeige gemacht, es gebe allerlei Vagabunden und verdächtiges Gesindel in der Gegend. Eine Streifung und Säuberung thut noth. — Die Mitglieder entlegener Landgemeinden sind ihre eigene Polizei und wenn ein Theil ihrer Steuer „Sicherheitssteuer" heißt, so kommt der Name nicht etwa davon, daß der Staat durch diese Steuer die Sicherheit ihres Eigenthumes wahrt, sondern davon daß sie versichert sein können, den Gendarmen erst lange nach dem Diebstahl zu sehen. Hingegen geht der Sicherheitswachmann hernach mit Nachdruck an die Verfolgung der Diebe, er mißt die Dicke der Thür, durch welche eingebrochen worden ist, zählt die Sprossen der Leiter, über die der Dieb klettern mußte, untersucht das Stemmeisen, durch welches die Kästen gesprengt sind, läßt sich genau berichten, was entwendet ist, läßt auch schätzen, wie hoch sich

das Entwendete im Werth beläuft — schreibt all das sauber auf einen Bogen Papier, zündet sich eine Cigarre an und trägt den Bogen Papier in's Bezirksamt, wo selbiger in das Fach der Diebstähle gelegt wird.

Jeder Staatsbürger thut daher gut, seine Sicherheitssteuer zu zahlen und darauf zu achten, daß ihm nichts gestohlen wird. Darum stand in einer Nacht der Dorfrichter von Hauenstein aus seinem Bette auf und untersuchte zuerst sein eigen Haus und Hof. Da fand sich außer einigen Unregelmäßigkeiten in den Liegerstätten des Gesindes nichts Verdächtiges vor. Die Unregelmäßigkeiten wurden mit Nachdruck berichtigt, so daß mehr als ein Hemd durch den Hof huschte; dann ging der Richter zum Nachbar, weckte den auf: „Geh mit, bettlerstreifen, 's thut noth." Sogleich wurde auch des Nachbars Haus durchsucht, dann gingen die Zwei miteinander, klopften an jedem Hause: „Die Patrull ist da!" durchsuchten überall die Räume von oben bis unten und nahmen von jedem Hause für die weitere Streifung den Bauer und die Knechte mit. So wuchs die „Patrull" bald zu einem ansehnlichen Haufen und so hatte sie nun auch an das Thor des Unterhefers gepocht.

„Der Unterhefer ist nicht daheim ist auf den Ochsenhandel ausgegangen, und der Knecht liegt krank." Diesen Bescheid rief mein Meister zum Fenster hinaus.

„Wer sagt's denn?" fragte der Dorfrichter.

„Der Schneider Natz."

„So muß der Schneider Natz mit."

„Mein Gesell' kann gehen, ich bin gar nimmer jung."

„Der Gesell' muß auch mit."

Es half uns nichts. Eine so feine warme Grube wir Jeder in unserem Stroh uns gehöhlt hatten, wir mußten aufstehen und „streifen" gehen.

Im Unterheferhause fand sich nichts, nicht einmal der kranke Knecht Michel, der in der Scheune sein Bett hatte. Neben diesem Bette standen zwei große Medicinflaschen, worauf zu lesen: „Alle Stund' einen Eßlöffel voll." Aber das Nest war leer und kalt, als hätte man seinen Inhaber schon hinausgetragen auf den Kirchhof.

Ohne des Räthsels Lösung zu finden, zogen wir weiter zum nächsten Hause.

Hier fanden wir auf dem Heuboden eine Bettlerfamilie, deren Oberhaupt uns versicherte, daß es seit fünf und einem halben Jahre nichts mehr gestohlen habe. Die Leute wurden durch eine Abtheilung der Patrull in's Gemeindehaus escortirt.

Beim Wallhofbauern sprang, als wir uns dem Hause näherten, ein Strolch aus dem Dachfenster herab, von dem der Wallhofbauer nicht wußte, wie er auf den Dachboden gekommen wäre.

„Den sperren wir nicht ein," sagte der Dorfrichter.

„Warum nicht?“ fragte ich entrüstet.

„Weil wir ihn nicht erwischen.“

Ueberall, wohin wir kamen, öffneten uns die Leute Thür und Thor, und mancher Hausvater überantwortete uns den Gast, welchen er über Nacht unter sein Dach genommen hatte. Wer einen guten Paß hatte, durfte sich wieder auf die Haut legen.

Manch Anderer jedoch war sehr erstaunt über das zur nächtlichen Weile so plötzlich hereinbrechende Strafgericht. Einer von diesen sagte: „Saggra, Ihr seid's ärger als wie Unsereiner. Wenn ich mir bei der Nacht in einem Hause schon was nehmen will, so geb' ich Achting, daß ich die Leut' nicht aus dem Schlaf schreck' — weil das nicht gesund ist. Und Ihr da, Ihr fallt's gleich über den nachtschlafenden Menschen her; schreit's ihm in's Ohr, daß er die Fraiß kunnt kriegen, nehmt's den ganzen Kerl mit und fragt's nicht, ob er Euch gehört. Das ist eine Gewaltthätigkeit, meine Herren, gegen die ich mich sehr verwarne!“

Der Schmiedmeister von Hauenstein war unter uns, der erschrak, als er diese Stimme hörte, die bekannte Stimme. Einen ehemaligen Gesellen von ihm als Vagabunden zu finden!

In einem anderen Hause, in einem Bette der Futterkammer, an dessen Wand zu Häupten der süße Name Maria stand, fanden wir — den kranken Knecht Michel vom Unterhefer.

„Michel!" rief der Dorfrichter, „Du versäumst das Einnehmen. Alle Stund' einen Eßlöffel voll!"

Der im Zustande üppigster Gesundheit so schmachvoll ertappte Kranke sprang mit einem Fluch aus dem Bett und davon. Der Richter hielt die Laterne über das Bett und sagte zu einem großen Knäuel, welcher unter der Decke lag: „Jetzt hast auch Du ein' Fried."

Als wir unser „Patrull ist da!" vor dem Spreitzhoferhause riefen und der Bauer zum Fenster auf uns heraussah, wollte er nicht aufmachen.

„Mußt was Verdächtiges haben in Deinem Haus!" bemerkte der Richter.

„Gewiß nicht. Von was Verdächtigem ist bei mir keine Red', darauf könnt's Euch verlassen."

„So kannst uns um so leichter hineinlassen, Jedem wird heut das Haus durchsucht."

„Ich bin der Spreitzhofer, und wenn ich sag', in meinem Haus giebt's nichts Verdächtiges, so wird's auch so sein. Ich bin ein ehrlicher Bauer und aussuchen laß ich mich nicht."

„Wie kommst mir denn vor, Spreitzhofer?" sagte der Richter, „bist sonst in so Sachen ja nicht selberhörig. Wirst es doch nicht d'rauf ankommen lassen, daß wir die Thür aufbrechen."

Da öffnete der Mann. Als wir in's Haus traten und er in der Dunkelheit den Tisch noch abgeräumt hatte, reichte ihm mein Meister die Hand: „Daß

Du mir ja nicht bös wirst, Spreitzhofer, aber es ist uns bisher frisch nicht möglich gewesen. Beim Unterhefer müssen wir fertig machen, voreh. Aber wir kommen Dir noch in dieser Woche, die letzten Tage. Aber schon ganz gewiß!"

Der Bauer murmelte was und ging mit uns, die Stuben, Gelasse und Gemächer seines Hauses aufzusperren. Ueberall Alles in Ordnung. Auf der Rückkehr sagte der Richter: „Da ist auch noch eine Thür, die hast uns nicht aufgemacht."

„Hab' den Schlüssel nicht bei der Hand," antwortete der Spreitzhofer.

„So hol' ihn, wir warten ja gern."

„Haben ihm den Bart gebrochen, ist jetzt beim Schmied."

„Bei mir hast keinen Schlüssel," redete der Schmied drein. Jetzt bemerkte der Bauer, der bisher sein Auge immer auf mich und meinen Meister geheftet hatte, erst die Gegenwart des Schmiedes.

„Ja, ja, ja," knurrte er, „mußt nit glauben, Du wärst der einzige Schmied auf der Welt"

„Teremtete! Draußen wos is für verdammter Lärm!" rief innerhalb der verschlossenen Thür plötzlich eine Stimme. Die Männer blickten sich an. Mein Meister erblaßte, und ich wußte warum.

Der Spreitzhofer machte jetzt die Thür auf, und was sahen wir?

Den ungarischen Schneider in der Gatie.

„Meister Steffan!“ rief der Richter. „Aber Bauer, weswegen hast denn mit diesem braven Mann so heimlich gethan?“

„Dumm genug,“ sagte der Spreitzhofer mit einem ärgerlichen Seitenblick auf uns. „Aber man muß den Brotneid kennen.“

Jetzt trat mein Meister zum Bauer und fragte mit leiser, aber doch sehr nachdrücklicher Stimme: „Wie meinst Du das, Spreitzhofer? Wenn es meinetwegen ist, und Du glaubst, daß Du mich beleidigen wirst, weil Du mich auf die Ster gebeten und einen Andern genommen hast, so irrst Du Dich. ’s ist mir allemal eine Ehr’ gewesen in Deinem Haus, aber d’rauf anstehen thu’ ich nicht. Du kannst Dir Schneider nehmen, welchen Du willst, und wenn Du einen hast, den Du der Patrull verheimlichen zu müssen glaubst, so geht das einen Andern nichts an.“

Als ich diese herrlichen Worte des Meisters hörte, ging ein Wonnegefühl durch mein Herz. Der verhaßte Nebenbuhler einerseits und der abtrünnige Bauer andererseits waren glorreich gerächt.

In diesem Bewußtsein verwand ich den Verlust der Ster leichter, als ich je gedacht hätte.

Hierauf graute der Morgen und die Patrull zerstreute sich. Wir gingen zum Niederhefer zurück. Am nächsten Abend, zwischen der Lichten, besuchte ich den kranken Knecht Michel in der Scheune. Er war wohl

noch etwaß blaß und erschöpft, aber Reconvalescent. Er schien keine Ahnung zu haben, daß ich von der nächtlichen Streifung etwas wisse. Als ich ihn fragte, wie er die Nächte zubringe, antwortete er, mißmuthig die Achsel zuckend: „Schlaflos, schlaflos.“





Das Lehrstück.

Den Bauer auf der breiten Eben hatten wir blos um vierzehn Tage belogen. Wir hatten ihm unser Kommen für den „nächsten Montag" zugesagt, und zwei Wochen später stiegen wir wirklich über seine Schwelle.

Wir hörten schon von Büchsenschußweite aus dem Hause ein dumpfes Pochen, und als wir eintraten, sahen wir das Unheil. Im Stubenwinkel, wo sonst der Tisch gestanden und wir stets unsere Werkstatt aufgeschlagen hatten, war ein schreckbar großer Schragen, ein Gerüste mit hundert Stäben und Balken aufgerichtet, und in diesen Schragen unter allerlei Gefädel und Geschleier hatte sich ein Weber eingesponnen. Der alte Weber Schoffel mit dem grauen Bart.

„Wenn's so ist, Bauer, haben wir bei Dir keinen Platz," sagte der Meister. Der Bauer von der breiten

Eben war höllisch verlegen und stotterte, wir hätten ihn halt überrumpelt; wer hätte denken können, daß die Schneider nicht länger „zugäben“, er hätt' auf vier Wochen mindestens gerechnet, weil wir ihn sonst auch allemal so lang' hätten sitzen lassen.

„Ist auch recht,“ sagte der Meister, „so gehen wir halt wieder.“

„Ja, das wär' 's Wahre!“ rief der Bauer, „da kunnt' ich nachher Jahr und Tag warten und der Schulbub geht in seinem Gewand eh' schon wie ein zerrissener Pudel um. Ihr bleibt fein da; den Tisch rucken wir zum anderen Fenster und so werden Schneider und Weber in meiner Stuben nit zu eng haben. Ja, bitt' Euch gar schön, Schneider.“

Der Weber Schoffel hatte mit seinem Geknarre nicht einen Augenblick eingehalten und man sah ihm's wohl an, daß er nicht gewillt war, seine Herrschaft in der Stube aufzugeben.

Der Weber Schoffel, das war ein Saurer. Bei einem Handwerk aber, wo sich alleweil was knüpft, spannt, verwirrt und zerreißt, kann kein Menschenblut süß bleiben. Der Mann kaute fortweg an gedörrten Feigen, angeblich für die Brust, in Wahrheit jedenfalls, um sich das Leben ein wenig zu versüßen.

Kaum wir uns auf dem angewiesenen Platze einzurichten trachteten und der Meister unter dem Krachen des Webstuhles noch sagte: „Na, gesegne es Gott

unseren Ohren!" traten zur Thür zwei Schuster herein. Es war der alte Leitner aus dem Fischböckgraben, unter dem Spitznamen „der scheltend' Schuster" bekannt, und sein Geselle.

Das war derselbig' scheltend Schuster, der einmal solchergestalt in den Kirchbann gethan worden sein soll, daß er für jeden Fluch, den er ausstieß, für kirchliche Zwecke einen Sechser opfern mußte, und der auf diese Weise einen ganzen Weihbrunnkessel für die Fischbacher Kirche zusammengeflucht hatte. Nun er alt wurde und ihm seine Mittel diese Passion nicht mehr recht zu erlauben schienen, beschied er sich mit Knurren und Zähneknirschen, und das that er denn auch weidlich, als er jetzt in die Stube trat und in derselben in der einen Ecke den Weber und in der anderen die Schneider sah.

Als sich's aufklärte, wieso auch die Schuster gekommen, waren wir Schneider gerechtfertigt. Wenn uns der Bauer auf der breiten Eben den Vorwurf gemacht hatte, daß wir diesmal zu wenig lang' gelogen, so mußte er an den Schustern erfahren, daß sie gar nicht gelogen. Sie waren am Tag zuvor, als am Sonntag, gebeten worden, sie hatten zugesagt auf „morgen" und der Bauer glaubte nach vielfachen Erfahrungen dieses „morgen" getrost auf drei Wochen hinaus verlegen zu können.

Leder, Garn, Sauborsten und Schmer waren allerdings in Bereitschaft, aber der Raum und der Vor-

rath für drei Landplagen auf einmal?! — Die Bäuerin war keines Wortes mächtig; der Bauer aber behielt seinen Kopf und sagte mit fester Entschlossenheit: „Was stellen wir jetzt an?"

Vom Weber traf ihn ein giftiger, vom Schuster Leitner ein wüthender, von meinem Meister ein wehmüthiger Blick. Da that sich der Schustergeselle hervor, ein junger Bursch mit schusterblassem Gesicht, aber dunklen frischen Augen und einem schwarzen Schnurrbärtchen. Er warf gleich sein Zeugtrühlein, das er über der Achsel vorn, und seinen Leistenknäuel, den er über der Achsel hinten trug, auf den Boden hin, daß es knatterte, sogar den Weber überknatterte, warf seine Mütze und seinen Rock von sich, streifte die Hemdärmel auf und sagte: „Schneider und Weber kümmern uns nit. Diese alte Kristen (ungefüges Möbelstück) muß hinaus!" und legte seine Hand an das Ehebett der Bauernleute. Man stimmte bei und nach wenigen Minuten war es entschieden, wo für die nächste Zeit das ehrsame Ehepaar schlafen würde: draußen im Vorhause, unter den Stangen, wo die Hühner ihren Aufsitz haben. Und in der Stube, wo das Bett gestanden, schlugen die Schuster ihre Werkstatt auf. Sie dehnten aber ihre Botmäßigkeit weiter aus. An den Webstuhlbalken spannten sie die gegerbte Kuhhaut aus, um sie zu schwärzen; an der Wand just über meinem Haupte schlugen sie den Haken ein, an welchem der schöne Schustergeselle mit

Pech und Handfleck den Garndraht zog, daß es nur so dröhnte und die ganze Wand zitterte mitsammt den Schneidern, die daran saßen.

Wir wurden miteinander bald gut Freund, nur der Weber blieb eingesponnen und kam blos hervorgekrochen, wenn einmal das Schiffchen dem Garn entlief und hinausflog in die Stube.

So ging's nun an, der Webstuhl knarrte, die Schuster pochten und hämmerten, wir Schneider bügelten, das Haus ächzte, und dem Bauer auf der breiten Eben sollen zur selben Zeit alle Ratten und Mäuse ausgewandert und seither nicht wieder zurückgekehrt sein.

Die Mahlzeit bewies, daß der Hof auf der breiten Eben einem dreifachen Angriff gerüstet war; sie wurde an unserem Schneidertisch eingenommen. Der Weber hatte seinen Durchziehfaden mit zum Tisch gezogen, so daß es spielte, als ob ein knurrender Kettenhund zum Troge gehe. Er schluckte für's Erste die gedörrte Feige hinab, allsogleich war sein Angesicht noch bitterer. Als die Knödeln kamen, betupfte er den seinen auf dem Teller mehrmals mit der Gabel und sagte dann zu der mit dem Fleischtopf erscheinenden Hausfrau:

„Du, gelt Bäuerin, den Taufschein hast nit zuweg vom Knödel da?"

„Wie meint das der Meister?" fragte das Weib bescheidentlich.

„Das Geburtsjahr von ihm thät ich gern wissen," antwortete der Weber mit sanftmüthiger Stimme. Die Hausfrau sprang in die Küche und war trostlos. Da beugte sich aber der schöne Schustergeselle vor und sagte: „Weber, das ist ein alter Spaß, sicherlich viel älter als diese Klöße da, die sind gar nit so schlecht, daß man deswegen die Bäuerin kränken sollt. Daheim in Deiner Keuschen wärst froh, Weber, wenn Du solche Knödeln hättest, wolltest nach keinem Geburtsjahr fragen, das weiß ich."

Der alte Schoffel hatte für diese kecke Rede des Schustergesellen nichts, als einen Blick der Verachtung, es war der letzte, den er auf den Burschen warf. Um so freundlicher sah ich den schönen Schuster an, er hatte mein Wort gesprochen; auch ich vertheidigte die Klöße, und zwar am nachdrücklichsten, indem ich ihrer drei Stück verzehrte. Beim dritten schaute mir mein Meister schon ein wenig scharf auf den Teller; die Leute müßten rein glauben, ich hätt' seit einer Woche nichts mehr gegessen.

Das Schwierigste kam erst gegen Abend. Die Bäuerin wagte sich nicht mehr in die Stube; der Bauer trat herein, ließ hinter sich aber die Thür offen, um im Falle es zur Flucht käme, ungehinderten Ausweg zu haben. Darauf theilte er mit, daß im Hause nur ein einziges Handwerkerbett sei, in welchem nicht mehr als zwei Mann Platz hätten.

In dem Augenblick blieb der Webstuhl stehen, die Schuster hörten auf, das Leder zu hämmern und uns Schneidern erlahmte der Arm.

„Ich nicht, ich," knurrte der Weber, „daß ich der Narr sein werde. Ich bin der Erste im Haus gewesen, ich forder' meine Liegerstadt." Und schob eine frische Feige in den Mund.

„Ich bin nit heikel," sagte mein Meister, „bin leicht mit was zufrieden, aber ein gutes reines Bett geht mir über Alles."

Der alte Schuster Leitner hieb jetzt mit doppelter Gewalt auf die Stiersohle und knirschte: „Das ist ganz höllisch in dem Haus."

Jetzt that der schöne Schustergeselle den Mund auf — er hatte schneeweiße Zähne — und sagte: „Es bleibt nichts Anderes übrig, wir müssen Saubörsten ziehen. Unser sind drei Parteien, brauchen zwei kurze und eine lange; die lange hat das Bett."

Was geschah? Er nahm drei schweinerne Nadeln zwischen die Finger — ich zog für uns Schneider — und zog die lange.

„Sollte ich alter Mann etwa unter dem Webstuhl schlafen?" fragte der Weber und kaute mit Macht.

„Gar nit, gar nit," besänftigte der Bauer, „wer im Bett nit Platz haben sollt, für den hätten wir schon ein frisches Stroh d'raußen im Geschoß; liegen Sommerszeit auch die Dienstleute im Nebengeschoß,

ist ihnen lieber, sagen sie, als wie in der dunstigen Stuben. Ist eh' wahr auch."

„Ist mir auch noch nit vorkommen," brummte der Schuster Leitner, „daß die Lehrbuben im Bett liegen und die Meister auf dem Stroh."

Darauf sagte mein Meister: „Mein Peter da, das ist kein Lehrbub mehr, ist vorig Monat frei geworden."

„Hab' nichts gehört davon," versetzte der Schuster, dann stand er auf und sagte: „Ist er bei der Innung gewest? He? Hat er in die Lad gezahlt? Haben ihm Meister und Gesellen ein Willkomm gebracht? Hat er getrunken mit bedeckter Schulter und unbedecktem Haupt, mit stehendem Fuß ohne Zucken und Rucken, ohne Bartwischen? Hat noch gar keinen, der Lecker. Weiß er den Gesellenspruch, als: seid züchtig vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, wo ihr gehet und stehet, und in dem Meisterhaus. Kömmt keine Klag, so ist keine Straf' — das Gebot ist aus. Weiß er das? Hat er ein Lehrstuck gemacht? He?"

Auf das vertheidigte mich mein Meister: „Wirst wohl wissen, Nachbar, daß seit der Freiheit der alte Brauch nit mehr noth ist. Der Peter hat nit getrunken, aber das Lehrstuck hat er gemacht. Seinem Vater eine neue Joppen mit grünen Aufschlägen und Schößeln — ist genug für einen dreijährigen Lehrbuben."

„Dem Lenz seine neue Schößeljoppen?“ rief der Schuster und that einen lauten Lacher. Mir ging der Lacher tief in's Mark, denn ich war mir wohl bewußt, woran die Joppen litt.

„Ich brauch' kein Bett,“ sagte ich, „lieg' auf dem Stroh!“

Mein Meister versetzte scharf gegen den Schuster hin: „Ueber meinen Gesellen seine Arbeit hat Niemand zu lachen.“

„Ja wohl, gewiß nit,“ war die Antwort, „und er selber am wenigsten. Das ist ein Lugendichter und Leutausrichter!“

„Ich lieg' auf dem Stroh!“ rief ich und muß ein sehr rothes Gesicht gehabt haben.

„Beweis' was, Schuster Leitner,“ forderte ihn mein Meister auf.

„Oh, recht gern. Hat er's nit ausg'sprengt, der Lump, daß ich, der ehrliche Schuhmachermeister, den Weihbrunnkessel in der Fischbacher Kirchen zusammengescholten hätt'!“

„Ich schlaf' auf dem Stroh!“ schrie ich ziemlich laut.

Der Schuster hieb schreckbar wild auf das Leder ein. —

Bald darauf kam die Dämmerung, wir schlossen das Tagwerk, und ich ging hinaus unter die Bäume. Ich sah die lustigen Burschen und die heiteren Mädchen vom Felde heimkehren, da vergaß ich bald

auf die Kränkung, die wir uns angethan hatten. Und nun fügte sich's, daß mich eine halbe Stunde später der Schuster Leitner beim Rockkragen in die Stube führte.

„Da, da hast ihn!“ knurrte er und schob mich vor meinen Meister hin, „jetzt hab ich ihn einmal erwischt dabei, da draußen im Schachen — Deinen sauberen Gesellen.“

„Was hat er denn angestellt?“ fragte mein Meister.

„Frag' ihn nur selber, untersuch' ihn, wirst es schon finden. Wirst es schon finden!“

„Ich mach' ja kein Geheimniß daraus,“ sagte ich und übergab meinem Meister ein Notizbüchlein, „da hab' ich was hineingeschrieben.“

„Gegen den Schustermeister?“ fragte mich der Meister.

„Gegen den nichts, und Schlechtes ist's auch nichts,“ stieß ich heraus, „mir ist's nur so eingefallen und ich hab's nicht bei der Arbeit gemacht. Wenn's dem Meister nicht recht sein sollt', so kann ich's für ein andermal ja lassen.“

„Ich verlang, daß Du mir's vorliest!“ befahl mein Meister.

„Ich nicht, ich les' das nicht,“ rief ich, „wenn's der Meister selber lesen will!“

„Mir ist's schon zu finster. Hat Einer gute Augen?“

War der schöne Schustergesell da, er hätt' gute Augen.

„So lies das Zeug vor," sagte mein Meister, „will ich doch wissen, was mir der Bub hinter meinem Rucken zu kritzeln hat. — Halt, Peter, nichts davongeschlichen jetzt, Du bleibst da!"

Der schöne Schuster legte seine Finger an ein schlecht geschriebenes Wort und fragte mich: „Was soll das heißen?"

„Das muß Höll' heißen," antwortete ich mit Fassung.

„Von der Höll' ist's was," murmelte der Weber, „nachher kann's nit viel Gottloses sein."

„Na, fang an!" brummte der Schuster Leitner; sein Geselle that einen erzwungenen Huster und begann:

Ih bin jüngst verwichn
Hin zan Pfora gschlichn:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Untasteh dih nit, ba meiner Seel,
Wan Du's Dirndl liabst, so kummst in d'Höll'."

„Ist recht brav das, recht brav!" machte der Weber und wendete seine Feige. Der Schuster fuhr fort:

Bin ih vul Valonga
Zu da Muada gonga:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Oh, mei liaba Schotz, es is noh z'frua.
Nach funfzehn Jahrln erst, mei feina Bua."

War in großn Nöthn,
Hon ihn Vodan beten:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Duners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, konst es thuan."

Wos is onzufonga?
Bin zan Herrgott gonga:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Ei jo freili," sogt er und hot glocht,
„Wegn an Büaberl hon ih's Dirndl gmocht."

Der schöne Schuster hatte zu Ende gelesen, Alles schwieg und sie lugten ganz wunderlich drein und blinzelten; aber mein Meister sagte nach einer Weile zu mir:

„Wo hast denn Du das her?"

„Das hab' ich gar nirgends her," antwortete ich, „das hab' ich mir nur so zusamm' denkt."

„O Du Lump Du!" riefen sie jetzt aus, „was das für ein Spitzbub ist, ein heimlicher! Man sieht ihm's gar nit an."

Mein Meister nahm mich bei Seite und sagte: „Peter, da muß ich schon ein ernstes Wort mit Dir reden. Ich hab's nit gern, wenn Du so lüderliche Gsangeln schreibst. So was wird gleich weitergetragen und auf Ja und Nein weiß der Pfarrer davon. Deswegen, ich sag Dir's in Güten: reiß das Blattl heraus und verbrenn's, aber" — setzte er leiser hinzu, „abschreiben laß mir's früher."

Der schöne Schuster machte hierauf folgenden Vorschlag: „Die Meister sollen im Bett schlafen, so gehört sich's; haben schon Platz, alldrei, ist keiner gar groß. Ich und der jung Schneider gehen auf's Stroh."

Und so wurde es.

Auf's Stroh schien durch eine Dachluke der Mond herein, den ruf' ich zum Zeugen. Im Augenblick, wo ich just einschlafen will, legt mein schöner Schustergesell die Hand auf mich herüber und sagt: „Liegst gut?"

„Ja," sag ich, „liegst Du auch gut?"

„Das schon," sagt er, „aber schlafen kann ich nit. Weißt, ich muß alleweil dran denken."

„An was mußt denken, Schuster?"

„Schneider," sagt er, „Du bist ein höllisch gescheiter Mensch."

„Wenn Du häuseln willst, Schuster, so geh' auf ein anderes Stroh," sag' ich, „ich will einmal schlafen."

Da springt er empor und gerade auf mich her und sagt:

„Du, Schneider! wenn Du glaubst, daß es Schimpf ist, was ich Dir gesagt hab', so bist ein Esel! Geh her und schau um und nenn mir Einen, der so ein Gedichtets zu Weg bringt! Mußt nit böś' sein, Schneider, ich versteh' in Deinem Handwerk zwar nit viel, nach dem aber, wie ich Deinem Vater

seine neue Joppen betracht, kann ich Dir sagen: Schneider wirst Du keiner zum besten. Dein Liedl — wenn Du willst, ich sing's gleich — Dein Liedl, das ist ein Lehrstück! Du, denk drauf, da beim Bauer auf der breiten Eben im Haferstroh hab' ich Dir's gesagt: Du bleibst nit Schneider. Du kommst in die Stadt und wirst was; Du wirst ein Buchbinder! Paß auf, Du wirst noch ein Buchbinder!"

„Hat Dir denn mein Gedichtets so gut gefallen?" frage ich.

„Sag' Dir nur soviel: den Ausgang davon schreib' ich der Meinigen. Der greift an. Wirst ihn gewiß auch der Deinigen schicken."

„Nein," sag ich, „weiß gar nit, wo sie ist."

„Geh, plausch nit!"

„Hab' mir noch Keine ausgesucht."

„Hast Keine!" ruft er, „und wegen was schreibst nachher so Sachen auf?"

„Weil sie mir g'rad einfallen, und jetzt laß mich schlafen."

Der schöne Schustergeselle sagte nichts mehr weiter, stand aber leise auf und schlich davon. — Am nächsten Morgen, als durch die Dachluke der gluthrothe Sonnenstrahl hereinfiel, lag mein Schuster mit nassen Stiefeln im Stroh. Ich weckte ihn mit Mühe und fragte, wo er in der Nacht gewesen sei?

Er rieb die Augen, kraute sich die Strohsplitterchen vom Haar und sagte: „Ei ja so, das meinst. Na, weißt, Dein Gedichtets hab' ich probirt."

„Ist's was nutz?"

„Für ein Lehrstück nutz genug."





Eine lederne Ster.

Mitten im Sommer und mitten im Winter waren die Zeiten, in welchen wir Schneider am wenigsten Arbeit hatten. Zwar stets waren wir bestrebt, das Frühjahr recht weit in den Juni und Juli, und den Herbst in den December und Jänner hinauszudehnen, aber schließlich hat Alles seine Grenze, und wenn der Schneider im Herbste nicht kommt, so wartet der Bauer auf das Frühjahr; denn in den kurzen Tagen des Winters richten die Handwerker nichts aus, begehren aber ebensoviel Kost und Lohn, wie in den langen.

Im Hochsommer ist schier kein Bedürfniß nach neuen Kleidern, außer es ist eine Heirat, in welchem Falle freilich der Bräutigam einen neuen Menschen anziehen muß. So geschah es wohl mehrmals — und das waren bittere Tage — daß wir in der Werkstatt keinen Stich Arbeit hatten und in's „Heu=

heben" ausgehen mußten. Da tänzelten und hüpften wir auf der Wiese herum, wie die Heuschrecken, aber in unserem Innern nagte der Gram über die Geschäftslosigkeit, die uns nicht so sehr des entgehenden Gewinnes wegen, als vielmehr aus moralischen Gründen weh that. Zur Winterszeit schnappte uns unser Feind, der ungarische Schneider, manche Ster weg und machte sich über uns oft noch lustig. Zu solcher Zeit, wenn wir keine frische Arbeit hatten, trennten wir unsere eigenen Kleider auf und nähten sie wieder zusammen. Wir nannten diese Arbeit „übermachen", doch war die Verbesserung mitunter derart, daß wir, wenn es ging, noch einmal auftrennten und noch einmal zusammennähten, um den alten Zustand wieder herzustellen.

An einem solchen Wintertag des Grames war's, daß wir durch einen Wegboten eingeladen wurden auf die Ster zum Bachrüppel im Fischgraben. Da unsere Hosen gerade frisch wieder zusammengeschneidert waren, so wollten wir in der ersten Freude allsogleich aufspringen und zum Bachrüppel gehen, aber schließlich siegte die Vernunft; denn, sagte der Meister, es werfe kein günstiges Licht auf ein paar Handwerker, wenn sie gar so schnell zu Wege wären. Zum mindesten etliche Tage müsse man warten lassen. So thaten wir. Kein Mensch glaubt es, was das für drei langweilige Tage waren, aber endlich gingen sie vorbei und am vierten machten wir uns

auf den Weg in den drei Stunden entfernten Fisch-
graben. Dieser Fischgraben ist eine gar entlegene,
bewaldete Bergschlucht zwischen Fischbach und Birk-
feld, und dieser Umstand erregte in uns schöne Hoff-
nungen. An belebten Straßen und in größeren Orten,
wo es allerlei Leute giebt, hat der Handwerker keinen
Nimbus; dort kennt man ihn als reisenden und
fechtenden Burschen. Aber in einschichtigen Gegenden
gehört der Weber, der Schuster und besonders der
Schneider schon zu den höheren Erscheinungen; sie
werden mit Ehrfurcht behandelt, sie kriegen die feinste
Speise, deren die Küche fähig ist, das beste Bett,
das im Hause steht. Der Mensch wächst nicht blos
mit seinen höheren Zwecken, sondern auch mit seinem
Ansehen, und so ist im Schneider, der seine ver-
diente Ehre und Auszeichnung erfährt, das höhere
Wesen fertig.

„Wenn wir nur einmal dort wären," sagte der
Meister unterwegs, da wir uns im tiefen Schnee
mühevoll weiter arbeiteten, „fehlen wird uns nichts
beim Bachrüppel."

Wir waren noch niemals dort gewesen, aber die
ausgesprochene Zuversicht erwärmte und stärkte wie
der feurigste Schnaps die ermüdeten Glieder.

Endlich kamen wir zum Häuschen; es stand im
Engthale mitten im Walde und hatte zu solcher
Jahreszeit zwei Monate lang keine Sonne. Es war
mit Stroh gedeckt

Vor dem Häuschen stand ein kleiner Mann in Pelzrock und Hauthose, der war ganz roth im bartstoppeligen Gesichte und hatte entzündete Augen. Eine Pelzhaube hatte er über das Haupt und die Ohren herabgebunden. An den Händen hatte er ein Paar lederne Fäustlinge, mit einer Schaufel warf er Schnee an die Wand.

„Zuweg wirfst denn Schnee auf's Häusel?" fragte mein Meister den kleinen Mann.

„Daß mir keine Kälten hinein kann," antwortete der Schaufler.

„Bist Du der Bachrüppel?"

„Freilich."

„So sind wir schon recht dran. Wir sind die Schneider."

„So," antwortete der kleine Mann, aber die Betonung des Wortes war höllisch kalt. „Wollt's mir vielleicht dableiben?"

„Gern, sind ja desweg' gekommen."

„Nachher geht's nur hinein, sie ist eh drinnen."

Wir gingen in das Haus und mein Meister murmelte, als er über die Thürschwelle stieg: „Lederner Patron!"

Die Stube war dunkel und frostig; in einem Winkel saß das Weib, das ebenfalls einen Pelzrock trug und dessen Haupt mit Lappen turbanartig umwunden war. Es war beschäftigt, es schnitt Rüben in einen Topf.

„Grüß Gott!“ sagten wir und legten unser Zeug auf den Tisch, von welchem wir zwei Hühner verscheuchten, „wir sind die Schneider!“

„So,“ versetzte das Weib, „er ist eh draußen.“

„Wer kriegt denn was?“ fragte der Meister, „weil ich anmessen will.“

Jetzt kam der Rüppel hinkend in die Stube. „Zusammengerichtet sind wir halt nicht recht,“ sagte er; dann gab er an, daß er ein ganzes Gewand haben wolle, Hosen, Janker und Leibel. Und wenn was übrig bliebe, so kriege sie ein Jöppel.

Der Meister nahm dem kleinen rothäugigen Mann das Maß ab und fragte dabei: „Bei wem hast denn bisher arbeiten lassen? Dein Pelzjanker ist Dir zu kurz.“

„Wird zusammenkrochen sein,“ meinte der Rüppel, „mag ihn schon Stuck ein fünfzehn Jahr tragen; hab' ihn dazumal einem Juden abgeschachert.“

„Bringst mir nachher den Stoff, daß ich zuschneiden kann,“ sagte der Meister. Der Rüppel ging und brachte unter beiden Armen zwei Bündel Schafhäute und Bockfelle herbei, die zum Theile auf der einen Seite glattgegerbt, auf der andern wollig waren.

„Bin nimmer jung und durch und durch so viel gallisch,“ meinte der Häusler, „und laß mir's wieder vom Pelz machen.“

Der Meister drehte und wendete die Häute, maß hin und maß her und begann endlich zuzuschneiden.

Die Scheere knurrte, sie hatte keine Zähne für solches Futter. Der Meister fluchte in sich hinein; ich kramte meine größten und schärfsten Nadeln hervor.

Nebenbei ließen wir unsere Augen fragend in der Stube herumgleiten, und ließen dieselben fast herausfordernd auf der Hausfrau ruhen, die, in ihrem Pelze zusammengekauert, immer noch Rüben in den Topf schnitt. Wir waren doch gewohnt, eine Ankunftsjause einzunehmen, und besonders nach so weitem Gange. Ich fand in meiner Tasche ein Stückchen Semmel, zog es hervor und begann fast demonstrativ daran zu kauen.

„Hast noch ein Stückel?" fragte mich der Meister erklecklich laut, „ich möcht' auch was beißen."

Vergebens, das Weib schnitt Rüben in den Topf und rührte sich nicht. Uns fror an den Fingern. Endlich wurde es finster. Das Weib brachte eine brennende Talgkerze und dann hielt sie den Kopf mit beiden Händen und ging in die Küche, wo wir sie wimmern hörten. Zu unserem Troste begannen in der Küche endlich die Flammen zu knattern.

Wir hörten Töpfe rücken und Pfannen klirren, hörten allmählich etwas wie das Prasseln von schmorendem Fette. Wir schmunzelten uns gegenseitig an und der Meister lispelte: „Paß auf, wir werden heut' noch satt!"

Ein ganz merkwürdig prickelnder Geruch drang an unsere Nasen. Wir gewannen unsere Laune wie-

der, obgleich in den Häuten eine Nadel um die andere brach. Endlich hinkte der Rüppel daher, er hatte einen bösen Fuß, und als er Anstalten traf, den Tisch zu decken, machten wir ihm freudig Platz. Bald dampfte vor uns die Schüssel, und wir schlugen das Tischgebet an. Der Rüppel schob uns Löffel vor: „Esset, Schneider, werdet eh schon hungrig sein!"

Wir widersprachen ihm nicht. Mir lachte das Herz. Das erste Gericht war zwar nur eine Gerstensuppe, aber ich dachte an das Prasseln in der Küche und beschloß, mich an eitel Gerstensuppe nicht zu sättigen. Nach einer Weile brachte das Weib ein zweites Gericht. Bohnen in Essig. Wir warfen uns einen etwas erschrockenen Blick zu; aber die Bohnen konnten doch unmöglich so geprasselt und geduftet haben. Auch erwogen wir, daß in einem Hause, in welchem es so viele Häute gab, naturgemäß auch das Fleisch nicht fehlen könne. Ehrenhalber, oder was merkwürdigerweise dasselbe ist, schandenhalber aßen wir doch ein Weniges von den sauren Bohnen. Als wir die Löffel weglegten, drang der Rüppel in uns, doch noch zuzulangen, ansonst müßten wir hungrig in's Bett. Das ist so eine Redensart dachten wir und dem Gauch wäre es lieber, es bliebe vom Kuchen oder vom Braten ein größerer Rest übrig, als von den sauren Bohnen. Wir aber waren entschlossen, uns heute einmal mit gänzlicher Außer-

achtlassung aller Bescheidenheit auf etwas Fettes und Duftendes zu stützen.

„Ist es doch richtig wahr, daß die Schneider so viel wenig essen,“ bemerkte der Rüppel in fröhlicher Stimmung und dann zu seinem Weibe: „Mußt morgen keine Bohnen mehr sieden, wenn sie nachher nicht gegessen würden. Wir haben nur gemeint, daß wir heute etwas Besseres hätten. Ist allemal eine schöne Sach', wenn die Leut' so zufrieden sind. So, nachher beten wir.“ Und er begann: „Wir danken Dir, o Herr, für Deine Speis' und Trank u. s. w.“

Wir waren Beide blaß geworden. Unverständlich stammelten unsere Zungen zum Gebete und während desselben fuchtelten und warfen wir mit den Häuten herum und murmelten allerlei Verwünschungen in die Stücke hinein, aus denen dem Bachrüppel die Hosen gedeihen sollten.

Nach dem Gebete geht die Küchenthür auf. Was ist das? Die Bachrüppelin erscheint mit einer dampfenden Pfanne, setzt dieselbe auf den Tisch und wir lugen so seitlings hin auf den grünlichen Brei, der in wohlduftendem Fette schwimmt. Was geschieht? Das Ehepaar setzt sich an den Tisch, breitet vor sich zwei Leinwandfetzen aus, taucht Späne in den Brei und beginnt diesen auf die Leinwand zu streichen.

„O mein, das ist ein Uebel!“ seufzte der Rüppel, „Ihr glaubt es nicht, Schneider, was sie Einen martert!“

„Wer?“ fragte der Meister gedämpft.

„Die Gicht und die Gall. Ich hab's im Fuß; sie hat's im Kopf. So ist uns gerathen worden, daß wir Salbeiblätter in Schweinschmalz backen und diese Salben auf ein Pflaster streichen und auflegen.“

„Ich hab' die Gicht und Gall im Magen,“ murmelte der Meister.

„Ei, doch nicht!“ rief der Rüppel bedauernd, „im Magen meinst, Schneider? Ja so, im Magen! Das muß erst ein Elend sein! Deswegschaust so jämmerlich aus. Geh Du, leg' auch so ein Pflaster auf, ich rath Dir gut, leg' auf eins. Wirst sehen, was Dir so eine Fetten gut thun wird!“

„Auswendig nicht!“ entgegnete der Meister und knack, war im harten Lederzeug wieder eine Nadel hin.

Dem Nachtmahle angemessen war das Nachtlager auf dem Stroh zu Füßen des Ehebettes, in welchem jetzt sie wimmerte, dann er ächzte, bis sie in ihren Schmerzen uns Gesunde endlich zu Schlafe gewimmert hatten. Und dem angemessen war auch das Frühstück am anderen Morgen. Wir waren durch und durch verzagt, und es war keine Aussicht, sobald aus diesem Hause zu kommen, denn der Stoff, den wir zu verarbeiten hatten, war so widerbockig und starr, daß wir damit nicht vorwärts kamen. — Lassen wir Alles im Stich und gehen durch! Wie nahe lag dieser Gedanke; aber der Meister sagte:

„Weil ich den Toifel jetzt zugeschnitten hab', müssen wir ihn aufarbeiten, sonst wär's eine Schand und ein Spott für uns Zweie, wenn es aufkäme, daß es uns bei der angefangenen Arbeit ausbrennt und abtrumpft hätt'. 's ist das erste= und das letztemal, daß ich mich mit so verdankten Häuten abgeb'. Wenn ich's vorweg gewußt hätt', daß die Nadel nicht will durchgehen, ich wollt dem alten Geizhals den ganzen Saggra vor die Füß' geworfen haben, daß es nur Alles gestaubt hätt'. Aber da wir einmal anbissen haben —"

Kricks, war wieder eine Nadel um.

„Das ist kein Geschäft für uns," sagte ich, „das gehört dem Kürschner zu. Klagen geht uns der Birkfelder Kürschner noch, wenn er's erfährt, daß wir ihm in's Geschäft pfuschen."

„Und wenn's auskommt, daß zwei Schneider mit einer ledernen Hosen nicht fertig geworden sind, so haben wir unser Lebtag den Spott. Auf die Schneider sind die Leut' eh bissig wie der Teufel —"

Kracks — sprang die Nadel ab.

„Höllisch G'frött!" schrie der Meister und schleuderte Haut und Fingerhut von sich.

Kurz und gut, wir kamen nicht zurecht. Was wir uns auch mühten, daß uns der Schweiß auf der Stirne stand und die Finger zitterten, es ging nicht voran. Muthlos sanken uns endlich die Hände.

„Was ist zu machen?" fragte der Meister.

Meine Antwort war: „Ja, das weiß ich auch nicht.“

„Soll ich jetzt gehen und es dem Rüppel sagen, daß wir stecken 'blieben sind? Ewig nicht.“

„Ja, was heben wir sonst an?“

„Ewig nicht, sag' ich Dir!“

Gescheiter war der Meister, als ich, der Geselle, das wies sich fast in allen Dingen, aber diesmal glaubte ich einen Gedanken zu haben, auf den der Meister nicht gekommen zu sein schien.

„Darf ich was probiren?“ fragte ich.

„Möcht wissen, was Du probiren willst.“

„Hilft's nicht, so schadet es auch nicht. Ich fange was an. Ich gehe und gebe den Bachrüppelleuten die Schuld, daß wir stecken.“

„Meinetwegen, probir's; wirst wohl sehen, was herauskommt.“

Mit dieser Vollmacht ging ich in die Küche. Das Weib des Rüppel saß wieder tief in ihren Pelz gekrochen, das Haupt in Tücher geschlagen, und säuberte Bohnen, die sie auf einem Brette vor sich hatte, in denen sie mit den dürren Fingern herumwühlte und aus denen sie den Staub blies. Sie mochte dabei denken: Haben sie gleichwohl gestern nicht Bohnen gegessen, so werden sie sicher heute Bohnen essen. Und wahrlich, sie konnte Recht haben, wenn ich nur nicht plötzlich Alles anders gemacht hätte.

Ich trat hin zu dem Weibe des Rüppel und sagte: „Jetzt, Rüpplin, thäten wir ihn schon brauchen."

Sie hob den Kopf und fragte: „Wen?"

„Den Bockzwirn."

„Bockzwirn? Was für einen Bockzwirn?"

„Ihr werdet doch einen Bockzwirn in Bereitschaft haben!" sagte ich mit entsprechender Lebhaftigkeit, „Ihr werdet doch wissen, daß der Mensch ohne Bockzwirn kein ledernes Gewand machen kann!"

„Du erschreckst mich, Schneider," sagte sie, „ich hab' keinen anderen Zwirn, als den, der vor Euch auf dem Tisch liegt."

Ich stand wie sprachlos da. Endlich sagte ich leise: „Was machen wir nachher? Der Zwirn da drinnen ist nur für Loden- und Tuchgewand. Zum Leder gehört der Bockzwirn und den kriegt man nur beim Lederer z'Wien."

„Was Du sagst!" versetzte sie und ihre Knie zitterten, daß etliche Bohnen vom Brette kollerten.

„Wir stehen jetzt da und haben keine Arbeit!" sagte ich vorwurfsvoll. Da stand sie auf, ging in die Stube.

„Was Eins aber aushalten muß auf der Welt," wimmerte sie, „das Kopfweh alleweil und die Schneider dazu. Wenn der Zwirn nicht recht ist, müßt's halt heimgehen, bis wir einen Bockzwirn kriegen."

„So weit hertappen im Schnee," brummte ich, „und die Sachen nicht finden, wie man sie braucht!"

Sie bat uns um Verzeihung, und dann waren wir frei und konnten gehen.

Der Meister wendete sich an mich: „Was Du eigentlich für ein durchtriebener Schlingel bist! — Mir ist's recht, daß wir jetzt heimgehen, aber daß Du's weißt, unsere Arbeit lassen wir deswegen nicht im Stich. Die nehmen wir mit; vielleicht geht's daheim besser und wenn nicht, so gebe ich sie auf Umwegen zum Kürschner und schicke sie dann fertigerweise dem Bachrüppel zu. So machen wir's."

Dann ging er zur Rüpplin: „Ja, wir gehen heim und das Zugeschnittene nehmen wir mit; werden schon einen Bockzwirn finden."

„Wenn's ihm recht ist," sagte die Rüpplin.

Der Bachrüppel aber schaute uns mit seinen entzündeten Augen scharf an und rief: „So sauber! Da kommen sie Einem hell ungeheißen in's Haus, machen nichts, als wie alleweil ein finsteres Gesicht und wollen am End' noch das ganze Zeug davonschleppen."

„Hell ungeheißen in's Haus?" fragte mein Meister, als hätte er nicht recht verstanden. „Hast uns nicht einladen lassen?"

„Wer, ich? Weiß nichts davon. Ich brauch' keinen Schneider. Meine Felle hätt' ich zum Kürschner geben. Na, weil ihr schon selber zugesprochen habt, so hab ich mir gedacht: Heikel bin ich nimmer und ganz verschneidern werden sie mir die Häut' doch nicht."

Das war genug. Das war mehr als genug. Wortlos, aber im Innern bebend, räumte der Meister seine Sachen in die Tasche, ich folgte seinem Beispiele. Als das geschehen war, als wir die Tasche schon an der Seite hängen hatten und die Elle an der linken Hand hielten, trat mein Meister festen Schrittes hin vor den Bachrüppel, hob die Rechte gegen Himmel und sprach: „So wahr wir Zween einstmals zu Gott kommen wollen, Rüppel, ich bin zu Dir geladen worden. Wenn Du nichts weißt davon, so hat mir das ein Feind gethan."

Dann gingen wir und ließen die zwei Leutchen zurück im Waldhäuslein bei ihren zerschnittenen Häuten und bei ihrer Gicht und Gall.

„Das hat mir der ungarische Schneider angethan!" sagte unterwegs mein Meister.

„Wenn ich's nur gewiß wüßte, dem thät ich's heimzahlen."

Der Bote, der uns zum Dachrüppel beschieden hatte, war nirgends mehr zu finden. Mein Rath war, wir könnten einen anderen Boten schicken, der den ungarischen Schneider zum Bachrüppel auf die Ster laden sollte; in der Art und Weise, wie er diese Einladung aufnehme, müsse er sich verrathen.

Mein Meister sagte zu mir: „Wenn Du für die Arbeit auch so viel Witz im Kopfe hättest, als wie für Schelmenstücke, so könntest Du der erste Schneider im Lande sein." — Der erste Schneider im Land,

das war ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit. Indeß handelte er diesmal nach meinem Rathe. Der Bote wurde geschickt und kam bald vom ungarischen Schneider zurück.

„Na, was hat er zu der Einladung gesagt?"

„Ausgejagt hat er mich und sollt schauen, daß ich weiterkäm'," berichtete der Bote.

„'s ist richtig," sagten wir, „der Ungarische hat's gethan. Der weiß d'rum; sonst lehnt dieser Ster-Bettler all seiner Tag keine Arbeit ab." — „Aber halt!" rief mein Meister und hielt den Zeigefinger an die Nasenspitze, „just weil dieser Paprikafresser glaubt, er hätte uns mit der Lederarbeit was angethan und weil er meint, ein Schneider, wie etwan er selber, kunnt damit nicht fertig werden, so wollen wir es ihm beweisen, daß wir mit einer häutenen Hosen auch noch fertig zu werden wissen. Und wenn ich ein Jahr lang mit dem Leder zu thun hab', dem ungarischen Herlaufer zu Trutz machen wir dem armen Bachrüppel das Gewand."

Mit aller Höflichkeit bat er sich vom Rüppel die zugeschnittenen Stücke aus, wir arbeiteten daheim zwei Wochen lang, da war unser ganzer Nadelvorrath alle, waren unsere Finger versteift und zerschunden, aber Hosen und Janker waren fertig.

Und am nächsten Sonntage auf dem Kirchplatz zu Fischbach prangte der Bachrüppel in seinem neuen Leder und schrie es Jedem in's Gesicht, er wisse auf

der Welt keinen besseren und wohlfeileren Schneider, als den Natz. Der habe ihm die Schafs- und Bockhäute — man müsse nur wissen, was das heiße, mit so einem Leder arbeiten! — wie an den Leib gegossen. Sein Lebtag habe er noch kein Gewand gehabt, das ihm so gut gepaßt, als wie damals die neue Kluft (der neue Anzug). Und sonst: es gehe ihm freilich armselig, weil er und s i e fortweg so viel an Gicht und Gall' litten, doch er hätte dem Meister gern bezahlt, was recht gewesen. Aber der Meister hätte auch nicht einen Kreuzer angenommen, und so ein braver Mensch, wie der, wäre ihm, dem Rüppel, noch nicht vorgekommen. Ohne geladen worden zu sein, wäre er mit seinem Gesellen, der auch so viel ein handsam Bürschel sei, gekommen, daß er dem armen Kleinhänsler das Gewand mache; und in der Kost und Verpflegung seien sie nicht ein Bissel wunderlich gewesen und wenn er, der Bachrüppel, Jemandem einen Schneider anrathen müsse, so sage er: Der Natz und nur der Natz!

Weit und breit wurde das bekannt, es drang auch zu den Ohren des ungarischen Schneider Steffan, er wurde grün und gelb vor Aerger. Und das war unsere Genugthuung.





Schneider und Nähterinnen durcheinander.



Schneider, Ihr müßt mir heiraten helfen!" redete auf dem Kirchplatz der Bauer Burgfrieder meinen Meister an.

„So, thut das nicht Deine Braut?" versetzte mein Meister.

„Sie wird schon auch was beisteuern," sagte der Bauer schalkhaft, „aber den auswendigen Bräutigam, den müßt Ihr mir hinaufschneidern."

So nahmen wir an einem der nächsten Tage die Werkstatt unter die Arme und gingen in den Burgfriederhof. Es wäre das eine Ster gewesen wie jede andere, wenn sich auf derselben nicht die höchst sonderbare Geschichte von der Nähterin zugetragen hätte.

Als wir in dieses Bauernhaus eintraten, standen in der großen Stube zwei Tische. Der eine war noch leer und wartete mit seiner breiten Platte auf die

Schneider. An dem anderen, der in der gegenüberstehenden Stubenecke stand, saß die Nähterin Sanna mit ihrer Ziehtochter. Sie schneiderten an dem inwendigen Bräutigam, nämlich an den Pfaiden und Brustflecken — daraus erhellt, daß der Burgfrieder ein Bräutigam zum Wenden werden wollte. Die beiden Nähterinnen waren gar ungleich. Das Gesicht der Sanna verglich man insgeheim mit einem rostigen Reibeisen, nur daß an der Nase und dem scharfen Kinn graue Härlein standen, was bei einem Reibeisen nicht vorkommt. Um das Haupt hatte sie fast turbanartig ein braunes Tuch gewunden, unter welchem hervor die Haare allerhand Arabesken machten- in Ringlein und wirren Strähnen. Das Gesichtlein ihrer Ziehtochter, der Adelheid, war wie Milch und Blut. Richtig ist das zwar nicht, denn ein Gesicht „wie Milch und Blut" müßt' wunderlich aussehen; aber man sagt einmal so und man weiß, was dabei zu denken ist. Es ist im Himmel und auf Erden gar kein herzigeres Gesichtlein denkbar, als das der Adelheid war, es müßte denn die Hölle noch schönere im Vorrath haben, um der holden Nähterin den Liebsten abspenstig zu machen. Wenn sie erst einen hat!

Diese beiden Frauen saßen an ihrem Tische und nadelten. Als wir zur Thür hereingetreten waren, sollen die Beiden Farben gewechselt haben — die Alte wäre todtenblaß geworden und die Junge

glühroth. Des Weiteren kümmerten sie sich nicht viel um uns, nur merkte ich, daß die Alte, wenn sie bisweilen zu unserer Werkstatt herblickte, auch in den Augen Nadeln hatte; gottlos stachen sie herüber auf die unschuldigen Gestalten der zwei Schneider. Die Junge schlug den Blick mit den schwarzseidenen Vorhängen ihrer Wimpern stets nieder auf ihren Schoß, wo die Arbeit war.

Sie führten miteinander leise Gespräche, die ich anfangs nicht verstand; als sich jedoch mein Gehör schärfte, nahm ich wahr, daß sie sich durchaus nicht immer über ihre Mitmenschen unterhielten, die in allerlei Sünden der Welt umherwateten. Sie sprachen auch von ganz anderen Leuten und Dingen.

„Meint die Frau Mutter, daß die heilige Nothburga auch bei der Rosenkranz-Schwesterschaft dabei gewesen ist?" hörte ich die Adelheid sagen.

„Das kannst Dir denken," antwortete die Alte. „Sonst hätte sie schwerlich die Gnade Gottes haben und eine Heilige werden können. Wirst es auch im Büchel von der heiligen Veronica gelesen haben, wie der böse Feind Tag und Nacht Köder ausstreut auf den Wegen der Welt, um Menschen zu fangen."

Ja, da hat die Frau Mutter wohl Recht," sagte das Mädchen.

Die Alte fuhr fort: „Da habe ich mir gedacht, ob Du Dich nicht doch auch in die heilige Johannes-Bruderschaft solltest einschreiben lassen. Da soll auch

auf jeden Samstag ein großer Ablaß zu gewinnen sein."

„Selb wär' eh eine Hauptsache," sagte das Mädchen leise und nadelte.

So unterhielten sie sich, und wenn ich auf die Adelheid hinüberlugte, seufzte ich bei mir: Ach, wie möchte ich auch so fromm sein können, als wie Du bist! In der Höll' muß es ja gar nicht auszuhalten sein, wenn man weiß, daß Du im Himmel bist.

Gern hätte ich gesehen, wie die Adelheid an ihrem Tische allein dagesessen wäre mitten unter den blüthenweißen Leinwandflocken; aber Frau Sanna war immer und immer um sie. Wenn Adelheid in die Küche ging, um auf dem Herde den Glättstahl zu besorgen oder Anderlei zu verrichten, so ging die Alte mit ihr, „daß Du Dich nicht brennst, mein Kind!" sagte sie, oder „wart', ich will Dir die Thüren aufmachen," oder „im Vorhaus ist es so viel finster, ich muß Dich schon führen. Das ist ein Kreuz bei diesen alten Häusern!"

Es wird niemals eine rührendere Sorgfalt zu finden sein, als die der Sanna für die Adelheid gewesen, so daß ich endlich anhub, darob auch die Alte lieb zu haben.

Zu den Mahlzeiten kamen sie an unseren Tisch herüber, hockten dort aber so enge und bänglich beisammen, wie zwei Schäflein in der Wolfsgrube. Sie mischten sich nicht in's Gespräch, und wenn an sie

eine freundliche Ansprache fiel, so erröthete Adelheid und erblaßte Sanna. Die guten Bissen mußten ihnen fast mit Gewalt beigebracht werden, dann aber ließen sie auch gar nichts davon übrig. Beim Burgfrieder war's, wo die Speisen allemal so heiß auf den Tisch kamen, daß sie Jeder erst mit vielem Hineinblasen in die Löffel zur Noth abkühlen mußte. Adelheid getraute sich — wohl aus Furcht, damit die Aufmerksamkeit der Anderen auf sich zu ziehen — nicht, den kleinen Mund zu spitzen und zu blasen, sondern verschluckte die heißen Suppen ohne Umstände.

So waren das Nähterinnen, wie man sie sobald nicht wieder findet. Es wehte überhaupt im ganzen Hause so viel Friede und Vergnüglichkeit, daß mein Meister einmal sagte: „Es ist höchste Zeit, daß ein Weib in's Haus kommt!"

Wieso das der Meister meine?

„Damit sie auch was davon hat."

Ueber die Nächte wurden wir so eingetheilt, daß zwischen den Schneidern und den Nähterinnen eine Bretterwand war.

„Man sollte meinen," flüsterte mir da mein Meister einmal zu, „wir wären auch keine Hundsfötter, aber gegen diese zwei Frauenzimmer sind wir reine Heiden. Hörst Du, wie sie wieder beten?"

Halbe Nächte lang murmelten sie in der Nebenkammer allerlei Gebete, und fromme Sprüche hatten

sie, wovon sie die meisten dreimal und noch öfter wiederholten. Mit dem Frühesten saßen sie schon wieder an ihrem Tisch, arbeiteten emsig, wobei sie ganz schwiegen oder leiser Stimme sich mit Legenden, dem katholischen Katechismus oder auch mit den Heiligen Gottes unterhielten. Unser Verhältniß zu ihnen nahm fast eine Art von Ehrerbietigkeit an, und wir hätten nicht übel Lust gehabt, uns an den erbaulichen Gesprächen zu betheiligen, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, mit unseren religiösen Kenntnissen zu Schanden zu werden.

„Der Thor sieht auf's Haar einem Weisen gleich, wenn er's Maul nicht aufmacht," hatte mein Meister oft gesagt und so waren wir denn einmal eine ganze Woche lang Weise im schönen Burgfriederhof, Pfarre Fischbach in Obersteier.

Aber bevor diese Woche zu Ende ging, geschah etwas.

Eines Vormittags, da die Adelheid doch allein in der Küche war und dort — wie ich glaube — vermittelst warmen Wassers die steifen Hemdnähte glättete, sprang die alte Sanna plötzlich von ihrem Tische auf und kam mit solcher Hast zu uns heran, daß wir nachgerade zusammenschauerten.

„Schneidermeister!" zischelte sie und fiel mit ihren Händen dem Meister in die Arme, daß er die Arbeit unterbrechen mußte. „Schneidermeister, wie alt bist Du?"

Er wußte sein Alter gewißlich, war über solchen Anfall aber derart betroffen, daß er sie wortlos, fast flehend anstarrte.

„Stückelt Euch zusammen, Dich und Deinen Gesellen — seid Ihr selbzweit jünger als ich! Kinder seid ihr.“ So sprach sie. „Also wißt Ihr noch nichts. Also muß ich Euch's sagen. Es ist ein Almosen, man kann auch den Seelen Almosen geben. — Schneider! Hütet Euch vor der Welt! Die Welt ist des Teufels Feld! Die Leut' sind schlecht! Höllisch schlecht sind die Leut'! Alle! Bis auf etliche, so die Gnad' Gottes haben. Was Du anschaust, ist nichts nutz! Ich kenne das. Viel Gutes wird gethan. Der Teufel lacht dazu, er hat's gern, wenn die Leut' Gutes thun, haben um so viel mehr Pharisäerhoffart. Die Leut' sind barmherzig und helfen einander um Gotteswillen. Ist Alles erlogen. Alles! Thust wem was Gutes, ich will Dir's sagen, warum: Aus Affenlieb zu Dir selber. Was sind die besten Leut'? Dressirte Vieher. Sonst nichts. Sonst gar nichts. Traue keinem Menschen! Dir selber am wenigsten! Bist gescheit — bist schlecht. Bist fromm — bist falsch. Sauteufel und Pestblader! Judenhund und Rabenaas! Das ist die Wahrheit. Und die Wahrheit sag' ich! Aber Eins nenn' ich nicht, Ein Wort kommt mir nicht über die Zungen, weil's ärger wär', als Lästern und Fluchen. Du, alter Bock, bist es nicht mehr, was ich meine, willst es auch nicht mehr

sein. Aber Du, Junger, willst es noch sein, und bist es auch nicht mehr. Ja, ledigerweis' in die Höll' fahren, das können sie. Den heiligen Ehestand fürchten sie wie das Fegfeuer! Betet! Betet, daß Euch der Rippenhans Euren Sündensack auszieht. Betet, Schneider!"

So sprach sie, ging dann wieder gegen ihren Tisch, in der Mitte der Stube aber hielt sie an, kehrte noch einmal um, rang vor uns die Hände und rief: „Betet, Schneider!"

Dann eilte sie auf ihren Platz, begann zu arbeiten und war wie früher.

Wir zwei Schneider haben uns angeschaut. Jetzt war's an uns, ich soll im Gesicht glühroth gewesen sein, der Meister war todtenblaß. Gesagt haben wir nichts.

Endlich kam auch die Adelheid wieder zur Thür herein, und sie arbeiteten Beide, und es war Alles so friedlich und lieblich, wie früher. Alles? Mein Meister auch? Ich auch? — Mein Meister ging hinaus und warf mir einen Blick zu, ich solle nachkommen. Auf dem grünen Rasen standen wir und hielten Rath, ob es thunlich wäre, drinnen in der Stube zu sitzen — schutzlos in der nächsten Nähe einer Wahnsinnigen.

Ich erinnerte, daß man die Sache vielleicht nicht so ernst nehmen solle. Der Küster zu Fischbach hätte ein Buch, da drinnen sei es auch beschrieben, wie

grundschlecht die Welt wäre und an Menschen nichts als Thier und Eigennutz, und Alles, was die Sanna gezetert, sei in jenem Buche enthalten und viel mehr noch des Geschimpfes; wenn die Alte wahnsinnig sei, so wäre auch jenes Buch wahnsinnig.

„Meinetwegen!“ sagte der Meister, „das Buch hat keine Finger zum Augenauskratzen. — Der Burgfrieder soll uns in unserer Schlafkammer die Ster aufnähen lassen. Zu der Hexe gehe ich nicht mehr hinein.“

Diese Muthlosigkeit war mir begreiflich, nichtsdestoweniger aber äußerst betrübend. Wie ihn die Hexe hinaustrieb, so zog mich die Hexe hinein, der Unterschied nur, daß es bei ihm die alte war, und bei mir die junge. — O, verborgener Schatz, bewacht vom Drachen! Großmutters Märchen, wie seid ihr alle so wahr! — „Was wird Adelheid leiden!“

„Sie wird gar nichts leiden, mein liebes Peterlein,“ sagte der Meister. „Sie ist ja selber eine Solche, sonst würde sie nicht mithalten. Ich bin kein Antichrist, aber vor solchen Sachen habe ich genug. Wenn diese Nähterinnen ihre guten Gedanken und Meinungen dem Bräutigam in die Pfaiden hineinnähen, das wird sauber kratzen und beißen. Ich dank schön!“ Nie noch hatte ich den Meister so empört gesehen.

Ohne noch einmal in die große Stube zu gehen, ließen wir durch eine Magd unsere Werkstatt in die

Schlafkammer räumen. Da war auch tagsüber die Bretterwand zwischen uns und den Hexen.

Als wir dort Alles in Ordnung hatten, fragte mich mein Meister, der sonst nicht rachsüchtig war, ob ich das Lied vom Brombeerbrocken singen könne?

Ja, das könne ich.

Er singe mit. Diesmal lasse er's drauf ankommen.

Es ist ein etwas stark weltliches Lied, wer's kennt. Wir waren gar nicht schlecht bei Stimme. Als wir gesungen hatten, horchten wir, ob sich hinter der Wand etwas melde. Es war mäuschenstill. So huben wir ein Anderes an:

„Es ging ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren,
Der Jüngling, der ihr untreu war,
Wollt' sie im Wald verführen.
Er nahm sie wohl bei der schneeweißen Hand,
Wollt' sie in Wald hinleiten.
Er sprach: „Du Allerliebste mein,
Genieße Deine Freuden."
„Was soll ich denn im grünen Wald
Für eine Freude haben?" —

„Meister," unterbrach ich unser Singen, „dieses Lied wachst sich auf ein trauriges aus. Sie bringen sich Allzwei um's Leben!"

„So?" sagte der Meister, „nachher hören wir nur geschwind auf."

Wir stimmten ein Anderes an:

Heunt is die Nacht halt gar so schön,
Soll ich zu meiner Liebsten gehn.
Die Lichtlein leuchten, als wie die Stern,
Bei meiner Liebsten bin ich gern.
Es bleibt verschwiegen ein halbes Jahr,
Die heimliche Lieb wird offenbar.
Ih trink kein Bier, ih trink kein Wein,
Ih bin als ein Waldvögelein.
„Wann Du als ein Waldvöglein bist,
So sag mir's, wann's gut scheiden ist."
„Wann's gut scheiden ist, das will ich Dir sagen,
Z'morgens in der Früh, wann's Vieri thut schlagen."

Jetzt legte ich das Ohr an die Wand, denn wenn man was leistet, so will man doch gerne eine Kritik darüber hören.

„Meister," flüsterte ich, „sie reden was?"

Auch der Meister horcht. „Ja," sagt er, „ich höre murmeln — einmal die Alt', einmal die Jung'."

„Das kommt mir nicht recht vor," sage ich.

„Mir auch nicht," sagt der Meister.

„Sie thun Litanei beten," sage ich.

„— — Sie thun Litanei beten!" haucht der Meister und neigt den Kopf.

Nach einer Weile — die Arbeit ging ja unter den Händen munter von statten, und Bräutigamsgewand, meinten wir, müsse lustigerweis' gemacht werden — sagte der Meister: „Wir haben heut'

einmal unsern singenden Tag, was läßt sich machen? Schlag noch Eins an, Gesell!"

Ich begann:

Wann oft der Kukuk schreit,
Hört man ihn weit und breit,
Nau, Dirndl, g'freu Dih!

Der Meister — heute ganz seltsam — fiel wie üblich bei:

Jo, auf was denn?
Ich: Da schlagen die Bäume aus,
Führ' Dih als Braut nach Haus,
Nit wahr, das g'freut Dih?
Meister: Jo, das is gwiß.
Ich: Schlagt oft der Fink im Wald,
Kommt dann der Sommer bald,
Nau, Weiberl, g'freu Dih!
Meister: Jo, auf was denn.
Ich: Ih trau mir's doh nit z'sagn,
Mußt schon ein Andern fragn,
Weißt wohl, ih scham mih.
Meister: Jo, das is g'wiß.

„Meister!" unterbreche ich, „die Zwei da drüben —"

„Was denn?"

„Meinen Kopf laß ich mir abschneiden, wenn —"

„Was denn?"

„Wenn nicht Eine mitgesungen hat!"

„Nachher ist Zeit, daß wir aufhören," sagte der Meister. Und wir nadelten scharf.

Am selbigen Abend, als ich das Glätteisen in die Küche trug, traf ich die Junge am Herd. Sie

suchte mit der Zange ihren rothglühenden Stahl aus dem Feuer zu krauen. Ich half ihr dabei und sagte: „Ist viel zu glühend worden!"

Einen kurzen trotzigen Blick warf sie mir zu, schob den Stahl in's Messingfutter und schwebte davon.

Brave Schneider erforschen spät Abends, bevor sie einschlafen, ihr Gewissen. Seufzte dieses Abends mein Meister dabei und murmelte: „Heut' bin ich nicht ganz mit mir zufrieden. Wenn diese Frauenzimmer schon ihren curiosen Glauben haben, so wird er auch für sie passen. Was soll sie Einer denn irrmachen d'ran! — Ich kann's nicht vertragen, wenn ich mit Jemandem nicht ganz auf gleich bin — ich bitte sie morgen um Verzeihung."

„Der Meister sie? Dafür vielleicht, daß sie den Meister geschmäht hat?"

„Dafür nicht. Aber daß ich ihr's übel genommen hab', dafür. Daß wir sie mit dem Singen geneckt haben, dafür. Sie ist wohl nicht recht im Kopf beisammen, sie kann nicht anders. Wir sollen die Gescheiteren sein. Ich rede morgen mit ihr. Gute Nacht, jetzt."

Und am nächsten Tag ließ der Meister richtig bei der Nähterin Sanna anfragen, ob und wann er ein paar Worte mit ihr sprechen könne, unter vier Augen?

Sie ließ zurücksagen: Am selbigen Abend zwischen Lichten in der großen Stube.

Der Meister war tagsüber wortkarg. Gegen Abend hin beklagte er sich über die Jahreszeit, daß es schon so bald finster würde. Es war nämlich im Herbst, wo wir um die Dämmerungsstunde Lichtfeier hielten, das heißt, ausruhten von der Arbeit, uns im Hause auf die Bank legen oder im Freien ergehen konnten, bis das Licht angezündet wurde und wir wieder an den Arbeitstisch mußten. Als diese Dämmerstunde kam, zog der Meister seinen schwarzen Rock an, drehte sich vor meinen Augen einmal um sich selbst: Ob nichts zu bürsten wäre? Ob nirgends ein Schneider hinge? — Er meinte einen etwa am Tuche klebenden weißen Faden. Es war nichts von Bedeutung. Noch schlichtete er seine grauenden Haare über die von Jahr zu Jahr höher werdende Stirne hervor.

Dann sagte er: „In Gottesnamen. Die Thür lasse ich offen."

Er ging in die große Stube, wo Frau Sanna seiner bereits zu harren schien. Da kam es mir — ich weiß nicht wieso — auf einmal vor, meine Gegenwart in der Nebenkammer schicke sich nicht; wenn es auf vier Augen verabredet sei, würden sie kaum sechs Ohren brauchen können. Ich wollte hinausgehen in den Baumgarten; der Burgfrieder hatte eine Sorte von Birnen, die um diese Zeit schon lockten. Als ich draußen um den Holzstoß bog, stieß ich fast erklecklich mit der Adelheid zusammen.

„Oho!“ sagte ich und wollte ausweichen. Sie blieb stehen und schaute an ihrem feinen Wuchs hinab. Da blieb ich auch stehen.

„Adelheid!“ redete ich sie leise an.

Sie weinte.

„Adelheid,“ sagte ich, „habe ich Dir weh gethan?“

Hatte ich ihre Arme schon um meinen Nacken, ihr Haupt an meiner Brust.

„Peter!“ wimmerte sie unter Schluchzen, „Du mußt mich heiraten. Ich kann so nicht mehr weiterleben, ich kann nicht mehr!“

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!“ rief ich bestürzt, „hast Du mich denn so gern?“

„Ich kann nicht mehr sein bei dieser Person!“ fuhr das Mädchen fort. „Keine Freiheit, keine Rast und Zerstreuung, alleweil arbeiten und beten und vom Teufel reden! Die Worte kaut sie mir vor, die ich reden muß; die Brocken in der Suppe zählt sie mir vor. In der Nacht bindet sie meinen Fuß mit der Rosenkranzschnur an ihr Bein, daß ich ihr, wenn sie schlaft, nicht sollt' davongehen können. Werktags nichts als Nähebank, Sonntags Kirchenstuhl oder Gebet und heilige Lesungen zu Haus. Ist ja recht, wer's aushält. Und alle Monat Sünden beichten, die man nicht hat, und verschweigen, die man hat. Seit zehn Jahren bete ich für die Alte um eine glückselige Sterbstund. — Und das ist meine Jugend!

Wenn ich einmal munter ausschauen will, oder gar wen anlachen, da setzt's Bußtage. Kein lustiges Wort das ganze Jahr, kein Gesang! Wie Ihr gestern habt gesungen, und sie einen Augenblick draußen ist gewest, und ich bei mir selber ein wenig hab' mitgesungen, und sie es hat wahrgenommen, da habe ich Abends auf dem Scheit knien müssen. Achtzehn Jahr! älter bin ich nicht. Sie ist meine Ziehmutter, die mich als kleines Kind von Wien hat kommen lassen. Ich bin in ihrer Gewalt, bis zum Ehestand, wie sie sagt, und kann mir nicht helfen. Das einzige Mittel, daß mich Einer von ihr wegheiratet. Wär's was immer für Einer, nur daß ich von dieser Person erlöst werde. Ich muß wahnsinnig werden, bin's schon zuhalb. Schneider!"

„Was sagst?"

„Weißt Du mir keinen Rath?"

Ich that, als ob ich überlegte, indeß stand mir nur der Verstand still. Sie lehnte sich an mich und weinte dahin.

„Gern, sehr gern, daß ich Dich heiraten würde," fiel mir endlich ein zu sagen, „aber ich bin noch kaum Gesell geworden, und bis ich Meister werde, das dauert noch seine guten —"

„Du magst mich nicht — sag's kurz!" unterbrach sie. „Was Meister! Du könntest mich ja entführen. Handwerksburschen gehen in die Fremde; ich wollte als Bursche mit Dir gehen, wir fänden Arbeit, oder

wir wollten fechten — Alles wäre himmlisch im Vergleich zu meiner jetzigen Verdammniß."

„Jetzt auf der Stelle kann ich gar nichts sagen," war mein Einwand, „ich werde mir's überlegen."

„Vielleicht weißt Du mir einen Anderen!" sagte Adelheid.

„Ich will umfragen."

„Ist Keiner, auch gut! So bringe ich wen um, daß sie mich in den Arrest thun, da wird die Furie doch nicht mitgehen."

„Weißt, Adelheid," sagte ich und streichelte ihre heißen Wangen, „Du hast es jetzt so lange bei ihr ausgehalten, auf ein paar Wochen mehr wird's Dir nicht ankommen. Vielleicht nehm' ich Dich doch selber. Ich hätte gute Lust dazu. Und jetzt wollen wir miteinander spazieren gehen."

„Um des Himmelswillen, daß die Alte beim Fenster herausschaut!"

„Es ist ja schon finster."

„Sie hat Katzenaugen."

„So wird's besser sein, wir setzen uns auf die Korngarbenfuhr, die sie dort hinter dem Stadl haben stehen lassen. Dort findet uns kein Mensch und können Alles ausreden."

„Maria und Josef!" hauchte sie und fuhr mit den Händen nach ihrer Brust, daß ich erschrak, weil ich glaubte, es habe ihr im Herzen oder in der Lunge plötzlich einen Stich gegeben.

„Ich bin ordentlich im Himmel!“ vertraute sie mir, „daß ich einmal wen habe, mit dem ich reden kann, dem ich Alles sagen kann.“

„Weißt Du auch, daß das so lustig ist?“ sagte ich und gab ihr auf den Mund einen Kuß.

Im selben Augenblick erscholl das Zetergeschrei der Alten. Adelheid knickte zusammen und wankte, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, dem Hause zu.

Ich fand — als wir wieder bei der Arbeit saßen — es just nicht nöthig, dem Meister meine Begegnung mitzutheilen, hingegen befragte ich ihn nach seinem Befinden.

„Mir stehen die Haare zu Berg,“ war seine Antwort. „Jetzt habe ich sie erst grausam kennen gelernt. Die Alte ist verliebt. — Ja, ich habe mir's gedacht, daß Du erschrecken wirst. Und in einen von uns Zweien! Für's Erste hat sie mir's abgebeten, daß sie sich gestern so sehr vorgewagt. Es wäre aus Nächstenlieb' geschehen, wir wären nicht schlecht, wir wären blind, darum zünde sie auch kein Licht an, obzwar es in der Stube schon finster würde. Wir wären hier im Burgfriederhaus beim Brautkleidermachen, ich solle mich nur einmal neben sie hinsetzen und hätten wir Beide hohe Zeit, nachzudenken über die von Gott vorgeschriebenen Zwecke des Menschen auf Erden. Auf solches Zureden hat mich jählings das Grauen erfaßt. — Wenn mir aber dieweilen

die Katz mein Wichswachs frißt! habe ich gesagt und bin in die Kammer herein."

Ordentlich dankbar blickte der Meister auf das Stückchen Wachs, das wir zum Wichsen des Zwirnes bedurften und an das er sich in seiner Noth geklammert hatte.

„Ich glaube selber —" versetzte ich.

„Was glaubst Du?"

„Daß die zwei Frauenzimmer sollen auseinandergeheiratet werden."

„Bei der Jungen möchte man sich nicht so geschwind um's Wichswachs kümmern."

„Und die Alte soll sich ausspielen lassen."

„Pst! — sie beten schon wieder." —

Endlich kam der Samstag. Wir gingen unseres, die Nähterinnen ihres Weges. Wie eine arme Seele neben dem Lucifer, so wankte Adelheid neben ihrer Genossin dahin. Als sie ihr Körblein an den Arm streifte, warf sie einen heimlichen zuckenden Blick nach mir. Ich that das Gelöbniß, sie zu erlösen.

Schon an einem der nächsten Tage kam ich mit dem Zimmermann Zenzel zusammen. Der war ein stattlicher, sehr fleißiger Mann mit stets glattrasirtem Kinn und einem rothen Schnurrbart. Er hatte sich zu Fischbach im Dorf ein kleines Haus gebaut und ging in der Suche nach Hausmöbeln um.

„Ich weiß Dir Eine, Zimmermann," war mein' Antwort. „Die Nähterin Adelheid nimm."

„Die hast Du gestern auch schon dem Binder-Michel angerathen," antwortete der Zimmermann, „möcht' schon wissen, warum Du gerade die junge Nähterin so gern verheiraten möchtest!"

Hierauf habe ich ihm fast Alles erzählt. „Wenn ich heiraten kunnt, die nähme ich selber," damit schloß ich. Er war ein wenig neugierig geworden und meinte, anschauen könne er sie ja gelegentlich einmal. Er wolle sich bei den Nähterinnen Pfaiden frümen (bestellen).

Fünf oder sechs Tage zogen darauf hin, da erhielt ich ein flüchtig geschriebenes, zerknittertes Briefchen von der Adelheid:

„Habe erfahren, Du bist wirklich so gut und suchst für mich Einen. Laß es bleiben. Vorig Sonntag Nachmittags habe ich Einen kennen gelernt. Seither will ich den Erstbesten nimmer, Den oder Keinen, und wenn's aus ist.

Adelheid."

Ging ich unterwegs auf eine neue Ster zum Zimmermann Zenzel. Der war hoch auf einem Dach oben. Er solle herabkommen! Als er herunten war sagte ich ihm, er solle es bleiben lassen, das mit dem Pfaidfrümen, wenn's der Nähterin und nicht der Pfaid wegen wäre.

„Aber, jetzt bin ich schon dort gewesen!" rief er.

„Wann?"

„Vorig Sonntag Nachmittags.“

Einen Lachschrei habe ich ausgestoßen. Selten in meinem Leben werde ich glückseliger gewesen sein, als in jenem Augenblick. Dem Zimmermann übergab ich das Brieflein. Er las es ruhig und schmunzelte:

„Mir gefällt sie auch.“

Nach vier Wochen nahmen sie — der Zimmermann Zenzel und die Nähterin Adelheid — beim Kirchenwirth zu Fischbach einen Wagen, setzten sich d'rauf und fuhren stundenlang über die Berghöhen hin bis zur kleinen Muttergotteskirche Heiligenbrunn. In jener Bergkirche ist mit leisen Segenssprüchen ein altes Band gesprengt und ein neues geschmiedet worden.

Und die alte Sanna? — Oh, seid doch froh, wenn ich schweige.





Die Geschichte von der Wunderlampe.

Ja, beim Kaufmann Haselhofer in Sanct Kathrein ging's uns freilich gut! Es war kein großer Kaufmann, aber Millykerzen, oder, wie wir auf gut deutsch sagten: „Milchkerzen", hatte er doch zur Auswahl. Bei den Bauern oben in den Bergen wurden wir für die langen Winterabende zumeist mit Spanlicht bedient; das war ein ehrliches, gesundes Licht, welches sich gegen ein landläufiges Kerzenfunzlein ausnahm, wie eine rothwangige Bauerndirne gegen einen blassen, schwindsüchtigen Studenten. Wenn wir aber bei solchen Unschlittschwänzlein, wovon zwölf auf ein Pfund gingen, den ganzen langen Abend nadeln sollten, da sagte mein guter Meister wohl manchmal:

„Hausfrau! Wie Dein Licht da, ist mir das ewige Amperl in der Kathreinerkirchen lieber."

Antwortete die Hausfrau vielleicht: „Mein Model ist nicht größer," denn sie goß die Kerzen selber.

„Den Docht nimm größer," rieth der Meister, aber da ging ihr zu viel Unschlitt dran, weil es sich schneller verzehrte.

Beim Kaufmann jedoch brannten wir Achter oder gar Sechser, heißt das, solche Kerzen, wovon acht oder sechs Stück ein Pfund ausmachten. Die gaben freilich einen fürnehmen Schein, wenn sie ordentlich „geschneuzt" wurden oder wenn kein „Rauber", wie der niederhängende glimmende Docht hieß, das Fett wegfraß. Und die Millykerzen, die, wie unser Geselle Christian zu berichten wußte, aus Elefantenmili gemacht wurden, gaben also selbstverständlich einen noch viel größeren Schein. Trotzdem besorgten wir alle feineren Arbeiten, als: Steppen, Knopfloch-passepoiliren, Stückeln u. s. w., beim lieben Tages-schein und verschoben die gröberen Sachen auf das Elefantenmili-Kerzenlicht.

Einmal nun im Advent, als wir beim Kaufmann arbeiteten und der Hausherr spät Abends weit von Graz heimkehrte und uns um das matte Kerzenlicht kauern und lugen sah, klopfte er den Schnee von seinen Schuhen, blinzelte uns an und sagte: „Na, Schneider, heut' werd' ich wohl brav sein!"

„So!" antwortete mein Meister, „warum meinst das?"

„Weil ich für Euch die Gas mit heimgebracht hab."

„Fangst Du auch an, Karl?“ rief der Meister entrüstet, „Dich hätt' ich für gescheiter gehalten, als daß Du mit dem dummen Spaß ehrsame Handwerker spotten könntest.“

„Geh, Meister, das ist ja nicht so gemeint,“ beschwichtigte der Karl, „ich hab' ja nicht die Gas, die der Mensch melken kann, ich hab' die brennende Gas, wie sie in den Städten ist.“

„So redet man deutsch,“ brummte mein Meister, „einestheils sagt man nicht die Gas, sondern die Gais, oder was noch besser ist, die Ziege, und anderstheils heißen die Stadtleute ihren brennenden Dunst das Gas. Bist einmal Schulmeister gewesen, Karl, und weißt das nicht!“

„Brumm' nur, brumm', Schneider!“ rief der Kaufmann lustig, „bis ich erst das neue Licht anzünde, wirst schon wieder gut werden, darauf wett' ich.“

Und als die neuen Waaren ausgepackt wurden, da kam denn eine stattliche Oellampe zum Vorschein und ein langes Rohr aus Glas dazu und ein grüner Papierschirm, und ein Zwilchstreifen und ein feuchtes Fäßlein.

„Was Du für Sachen hast!“ sagte der Meister.

„Das Alles miteinander,“ berichtete der Karl, „gehört zum neuen Licht, das aus Amerika gekommen ist — das Petroleum. (Damals wurde die Betonung auf das zweite e gelegt.) Es brennt so hell wie der Tag. Wirst es schon sehen.“

Und begann, die Lampe aus dem Fäßchen zu füllen und den „Zwilchstreifen" durch das wie eitel Gold glänzende Ding mit der eichelförmigen, sonderbar geschlitzten Kapsel zu ziehen. Dann setzte er die Bestandtheile zusammen, zündete das hervorstehende Ende des Dochtstreifens an, stülpte das bauchige Glasrohr auf, daß wir meinten, so eng um's Feuer müsse es zerspringen — und nun sollten wir einmal sehen.

Und wir sahen es. Es war ein trübes Licht, das mit seinem schwarzen stinkenden Rauch allsogleich das ganze Glasrohr schwärzte und wir Schneider einstimmig: „Pfui Teufel!" riefen.

Der Karl drehte an dem feinen Schräublein den Docht weiter auf, da rauchte es noch mehr; er drehte ihn tiefer nieder, da wurde es finster, und wie wir toll zu lachen begannen, knurrte der Karl während seiner fieberhaft hastigen Versuche: „Na, mir scheint, dieser vertrackte Lampenhändler hat mich sauber angeschmiert! Aber ich hab's ja gesehen in der Stadt, wie das Zeug wunderschön brennt!"

„Probiren's einmal und thun das Glasröhrl weg," meinte mein Meister, riß seine Finger aber mit einem hellen Auwehschrei vom heißen Cylinder zurück. Dem Karl gelang es, mit einem Lappen das Glas zu entfernen, und nun brannte die Flamme noch trüber und das Millykerzenlicht daneben zuckte nicht ohne Schadenfreude hin und her.

Als wir mit der neuen Lampe noch Allerlei versucht hatten und als die Stube endlich voll Rauch und Gestank geworden war, schalt der Karl dieser höllischen Flamme ein Schimpfwort zu und blies sie aus.

Die Kerze brannte mit stiller Würde fort und der Meister sagte: „Ja, ja, die Ganzgescheiten heutzutag, bisweilen schmiert sie's halt doch an. Die alten Leut' sind auch keine Esel gewesen."

„Was ist denn das nachher für ein Oel, das Petroleum?" fragte jetzt der Geselle Christian.

„Das soll aus der Erden herausrinnen," erklärte der Karl.

„Ja so!" rief der Geselle, „nachher wird's freilich nichts taugen, nachher ist's das helle Wasser."

„Sei mir still, ich mag nichts mehr hören davon!" sagte der Karl und stellte die so vornehm dastehende und so untaugliche Lampe in den Winkel.

Nun vergingen zwei Tage. Da kam der Thomastag und der Karl und mein Meister gingen früh Morgens in die Kirche zur Rorate. Der Christian war bereits auf die nahen Feiertage in seine Heimat abgereist. So saß ich allein bei der Millykerze und schneiderte. Nun war aber Eine im Hause, die vorhin im Stalle die Kühe gemolken hatte und sich nach dieser Arbeit auch an meinen Tisch setzte, um

an ihr Christtagskleid ein seidenes Schleiflein zu nähen. Sie war siebzehn, ich war neunzehn, und da geht's ohne Uebermuth nicht ab.

„Was stellen wir jetzt an, Hannerl, weil wir so schön allein sind?“ das war für's Erste meine bescheidene Anfrage.

„Ich weiß schon was,“ antwortete sie, „weil wir so schön allein sind und die Leute alle in der Kirche sind und es noch eine Weile finster bleibt, so zünden wir jetzt die neue Lampe an.“

Wir stellten das Zeug mitten auf den Tisch, wir zündeten den Docht an, stülpten das Glas darüber und es war das trübe rußende Licht wie das erstemal. Doch war der Schein so hübsch rosenfarbig, daß er uns fast besser gefiel als das wässerige Kerzenlicht, welches ich denn auch auslöschte.

„Jetzt geben wir's nobel, jetzt haben wir ein Stadtlicht,“ bemerkte das Mädchen, hastig nadelnd.

„Ja,“ antwortete ich, „was machst denn Du eigentlich da?“ Und rückte ihr näher. Dabei fand ich, daß man die Lampe etwas mehr abdrehen könnte, um das Rußen zu vermindern. Ich that's und die Hannerl beklagte sich, daß sie zu ihrer Arbeit nicht genug sehe.

„Setz' aus,“ rieth ich ihr, „mußt Dir nicht die Augen verderben. Ich will Dir was sagen, Hannerl.“

„Wenn's nur auch was Gescheites ist.“

„Dumm ist es nicht. Schau, Dirndl, wir haben jetzt schön Zeit, daß wir uns ein Bussel geben."

„Ja, was nit noch!" hauchte sie und nadelte an ihrer Schleife, ohne aufzublicken.

„'s ist ja zu finster!" sagte ich und dachte an's Nähen.

„'s ist ja zu licht," flüsterte sie und dachte gewißlich an's Küssen.

„Dem ist abzuhelfen," meinte ich und drehte die Lampe noch tiefer nieder, so daß der Docht ganz in die eichelförmige Hülse zurückging. Und jetzt war's Licht. Anstatt dem Dunkel, das ich anstrebte, strahlte aus der Spalte eine breite, blendend weiße, rauchlose Flamme hervor. Beide erschraken wir vor dem hellen Schein, der auf Tisch und Wand und auf unseren Gesichtern lag.

„Das Licht!" riefen wir aus, „das Licht!" und haben vor Verwunderung auf alles Andere vergessen.

So sind wir dem Geheimniß der Wunderlampe auf die Spur gekommen, daß man den Docht nicht in die freie Luft hinein stehen lassen, sondern ganz in die Spalte versenken müsse, wenn er brennen soll.

Als die Väter von der Kirche zurückkehrten und in der Stube die lichte Herrlichkeit sahen, rief der Karl freudig aus:

„Da haben wir's ja! Wer hat's denn zuweg gebracht?"

„Der Peter,“ war ihre Antwort.

„Es ist richtig wahr,“ bemerkte mein Meister und schaute uns scharf an, „wenn man so zwei junge Leute allein laßt, da geht Einem nachher gewiß ein Licht auf.“

Noch einmal ist die Kerze neben der neuen Lampe angezündet worden — ach, wie armselig, wie todtenblaß. „Schäm' Dich!“ rief der Meister und blies sie undankbar aus.

Ich wüßte keine Neuerung, welche im Landvolke so rasch Eingang gefunden, als vor etlichen zwanzig Jahren die Petroleumlampe. Doch für die Bauern war das ein viel zu helles Licht — rasch den doppelten Steuerbogen darüber. So, jetzt ist's wieder gut munkeln. Aber ach, der doppelte Steuerbogen kam zu spät, das Hannerl ist einstweilen alt geworden.



Ein mißlungenes Silberbaumsetzen.

Es müßte das eine matte Liebesgluth sein, die nicht einmal ein Fenstergitter zu schmelzen vermöchte.

Auf keinen Fall konnte aber ein tüchtiger Glückwunsch in der Neujahrsnacht schaden. Und so stand ich in der Nacht auf, und ging gegen den Haselhof, um der Hannerl ein glückseliges Neujahr zu wünschen. Ich war ja freigesprochen, ich war Geselle, konnte mich also nach Belieben gesellen. Und einen blatternarbigen Urlauber, der eben Feldwebel worden war und daher zweifach keck den Mädchen nachjagte, und an dem sonst nicht viel war, als die graue, knappgehaltene Montur und der braune, martialische Schnurrbart, einen solchen wird ein schlanker Jüngling etwa noch ausstechen.

Für's Erste schaute ich nach, ob über den Sternenhimmel nicht ein Zaun gezogen sei, den der Mond

um zwölf Uhr überhüpfen müßte. Aber der Himmel schien keinerlei Neujahrsfeier veranstalten zu wollen, um so nothwendiger müssen es die Menschen auf Erden thun — und ich beschleunigte meine Schritte.

Da begegnete mir mein Freund, der „doppelte Toni“. Der war um Vieles älter als ich, aber wir zogen uns gegenseitig an und standen zusammen, wie der Meister und der Schüler. Wenn ich sagen wollte, was Der mir Alles gelehrt hat! Verblenden und Hexen hat er können und hat mir insgeheim Alles vertraut: mir ist es nur stets mißrathen, weil ich zu ungeschickt und auch viel zu jung war. Bevor der Mensch großjährig ist, will der Teufel keinen Contract mit ihm eingehen, weil ein solcher doch keine rechtliche Giltigkeit hätte. Indeß, das Schatzgraben soll auch dem doppelten Toni ein paarmal mißlungen sein; es ist nichts schwerer, als von den hunderterlei Dingen, die dazu gehören, keines zu übersehen, und so grub der gute Toni gewiß allemal dort ein, wo nichts drinnen war. Es war mit ihm so unterhaltsam! Der Mann dachte und gab zu denken, und das ist bei Bauersleuten immer schon etwas. Den doppelten Toni hießen sie ihn aus doppeltem Grunde: erstens weil er im Sommer der Almhalter-Toni und im Winter der Kohlenbrenner-Toni war, und zweitens, weil ihm einmal, als sie spät vom Wirthshaus heimgingen, ein Kamerad, der hinter ihm hertorkelte, zugerufen haben soll: „Wie

stellst denn das an, Tonl, daß Du heut' so doppelt daher gehst?"

Dieser doppelte Tonl begegnete mir nun in der Neujahrsnacht. Zuerst wollte er mir ausweichen, als er mich erkannte, fragte er ganz zutraulich, wohin ich denn so spätnächtig noch ginge?

Da ich vor ihm niemals ein Geheimniß gehabt hatte, so antwortete ich frischweg und ehrlich, daß ich Neujahr wünschen gehe.

„Zu Welcher?" fragte er.

„Zu der Haselhoferischen an's Fenster."

„Das ist nicht dumm," antwortete er, „das ist gar nicht dumm. Wie alt mag sie denn sein?"

„Kunnt's nit sagen."

„Halt in dem Alter, wo sich der Liebhaber drum noch nicht zu kümmern braucht."

„Magst Recht haben, Tonl."

„Bursch," sagte er, „Du könntest mir heut' einen Gefallen thun."

„Gern, wenn ich kann."

„Einen größeren Gefallen, als ihn ein Bauer mit sechs Ochsen im Stande wär'. — Ich thät heut' Eine brauchen, die noch in den ersten tausend Wochen ist."

„Wie meinst Du das?" fragte ich.

„Ganz anders, als Du etwan glaubst. Es wird nicht Dein Schaden sein und auch der ihrige nicht, wenn Du sie heut' um Mitternacht — aber noch

ehvor Du ihr Neujahr wünschest — zum weißen Kreuz hinaufschickst."

„Was hast denn wieder Willens?"

„Es tragt Geld, muß ich Dir sagen."

„Sie wird nicht so dumm sein," meinte ich, „wird ihr warmes Nest verlassen, in die kalte Nacht hinausgehen und zum alten Kirchhof hinauf, wo das Gespensterkreuz steht."

„Und Du wirst nicht so dumm sein, und ihr davon abrathen, wo so viel Geld zu kriegen ist, daß Du Dein Schneiderhandwerk aufgeben magst und ihr auf der Stell' das Eckhoferhaus kaufen, und beinfest zusammenheiraten könnt."

„Geh', geh', Tonl, laß das Schatzgraben sein," rieth ich.

„Narr," lachte er, „das laß ich freilich sein, ich wart bis der Schatz selber aus der Erden wächst."

Ich schüttelte den Kopf so heftig, daß es auch in der Dunkelheit leicht bemerkbar war. So sagte der Tonl: „Mußt nicht gar viel in Deinem Kopf haben, weil er sich so leicht beuteln läßt. Wenn man keinen Schatz anbaut, so wird freilich keiner wachsen, so gescheit bin ich selber. Solltest Du vom Silberbaumsetzen noch nichts gehört haben?"

„Silberbaumsetzen?"

„Merkt man wohl, daß Du noch so viel jung bist," flüsterte er, „gehen wir, ich erzähl' Dir's

unterwegs. Da schau — greif' einmal, da ist er drinnen! Er tupfte mit dem Finger auf seinen Leibelsack. „Da ist er drinnen, der Frauenbildthaler, wo die liebe Frau das Kind auf der rechten Seiten hat. Just so einer muß es sein. Der Thaler muß Dir wachsen wie ein Zwetschkenbaum! Schau nach, wenn die neun Jahre aus sind — Zwetschken, daß die Aeste krachen; kost' eine, beiß' Dir aber am Kern keinen Zahn aus; in jeder Zwetschken steckt ein Frauenbildthaler d'rin! Gelt, jetzt schaust!"

Wer da nicht schauen sollte!

„Das ist der Silberbaum!" sagte der doppelte Tonl.

„Wo soll er denn wachsen?" fragte ich dann.

„In einem Topf mit Erden soll er wachsen. Aber" — jetzt zog er mich ganz nahe an sich — „Friedhofserden muß es sein und in der Sylvesternacht gegraben. Und dazu möcht' ich die Haselhoferische haben, daß sie mir die Erden ausgräbt."

„Aber das ist doch sehr einfach, doppelter Tonl," meinte ich, „das wirst ja leicht selber thun können. Zu so einem Geschäft paßt ein Mannsbild allemal besser, als wie eine junge, leichtgeschreckte Dirn."

„Zu so einem Geschäft," erwiderte jetzt der Tonl, „paßt ein Mannsbild gar nicht; sogar von den Weibsbildern die allerwenigsten. Wenn die Friedhofserde fruchten soll, so muß sie eine reine Jungfrau heben. Verstehst?"

Das war doch leicht zu verstehen.

„Und dazu willst Du die Hannerl haben?“ war meine Frage.

„Dazu will ich die Hannerl haben,“ war seine Antwort. „Aber noch vor Deinem Neujahrwünschen, Bursch!“

„Ich kann gar nichts versprechen,“ sagte ich.

„Denk' auf's Zwetschkenschütteln,“ murmelte er, „ich laß Euch Beide helfen.“

„Laß mich jetzt gehen,“ drängte ich, „will sehen, was sich machen läßt, aber versprechen will ich nichts.“

Er schärfte mir noch Mancherlei ein. Als ich in die Nähe meines Zieles kam und an der Kirche vorüber, gewahrte ich an der Uhr, wie der Zeiger immer höher emporstieg, und sein vergoldetes Scheibchen glänzte im Mondlicht ganz nahe an Zwölf.

An ihrem Fenster waren Eisblumen. Ich mußte die wärmsten Worte darauf hinhauchen, bis so viel frei wurde, daß ich in die Kammer gucken konnte. Es war Licht darin. Die Hannerl hatte mich noch nicht bemerkt; in einem Kleide, das etwas zuversichtlich für die Eisblumenscheiben berechnet war, stand sie vor ihrem Tischchen und that — Bleigießen. Auf dem Löffel ging es schon heiß her und die Flüssigkeit zitterte nicht weniger, wie die Hand, die den Stiel hielt. Jetzt prasselten die heißen Tropfen in's Wassertöpfchen und jetzt — was war drinnen?

„Ein Mann" rief sie jubelnd aus, „also doch! also doch!"

Ich strengte meine Augen an, vermochte aber die Form des Bleistückes nicht zu unterscheiden. Sie hielt das Ding in der Hand und sagte ein- um's anderemal: „Aber schau, aber schau! — Ein wahrhaftiger Schnurrbart!" —

Ich vermag heute noch nicht, es zu beschreiben, wie sehr ich damals über dieses Wort erschrocken bin. Ich gebe zu, daß aus einem Stücke Blei ein Schnurrbart herausgesehen werden kann, wenn man dazu den guten Willen hat, aber ich muß auch zugeben, daß meine zwanzigjährige Oberlippe so glatt war wie ein gegerbtes Kaninchenfell und für den Lauf des angehenden Jahres noch keine großen Hoffnungen rechtfertigte.

Den bleiernen Schnurrbart preßte sie an ihren Mund, dann losch sie, spät genug, die Lampe aus. — Ich ließ das durch meinen bluteigenen Athem aufgethaute Scheibchen am Fenster wieder vereisen und schlich davon. Auf dem hohen Stege, der über den Haselbach führt, begegnete mir der Feldwebel. Wir mußten des schmalen Weges wegen so nahe aneinander vorüber, daß sein bereifter Schnurrbart meine Wange strich. Aber wir haben kein Wort miteinander gewechselt, kein „Gutenacht," kein „Gutmorgen". Er hatte es auch ohne mein Wünschen.

Als ich an der Kirche vorüberging, sank der Zeiger nieder auf Ein Uhr. Das neue Jahr war da.

Als ich am weißen Kreuz vorbei schlich, rief mir der Toni zu: „Na, was ist's? Bringst sie?"

„Sie paßt nicht," murmelte ich und ging meines Weges. Der Doppelte hat schrecklich geflucht, hat mir die Schuld gegeben, daß er in dieser Nacht seinen Silberbaum nicht pflanzen konnte.

Im nächsten Jahre soll er ihn unter Beihilfe eines blühenden, vierzehnjährigen, im übernächsten Jahre unter Assistenz eines höckerigen, schielenden sechzigzährigen Mädchens gepflanzt haben, aber der Baum ging nicht auf. Da hat er den Muth verloren und den Glauben — aber nicht an den Silberbaum, sondern an das Mädchen, welches allein im Stande ist, die geeignete Friedhofserde zu heben.

Und die Haselhoferische?

Heute nach vielen Jahren gießt sie wieder Blei. Sie wünscht es aber, daß kein Schnurrbart werde, sondern ein Herzlein.

Es geht ihr nur mehr um ein treues Herz.





Als ich die erste Schlacht gesehen.

Da wir jetzt schon einmal mitten drein sind in den Liebeshändeln, so darf ich wohl ja nicht etwa plötzlich abbrechen. Mir wird nicht schwer, offen Farbe zu bekennen — ist es doch die rosige, sonnengoldige Farbe der Jugend. Also frisch d'ran mit dem Schelmenstücklein, jetzt bin ich ja ein freier Geselle, jetzt darf ich's keck gestehen, was ich als Lehrling und noch früher getrieben habe. Gott Lob! sage ich armer Sünder, denn es hätte viel schlimmer sein können. Der Schutzengel Blödigkeit hat mich im richtigen Augenblicke fast allemal behütet vor zu großem Glück.

So auch am Tage, als ich die erste Schlacht gesehen.

Die Zeit war der 24. Juni 1859, ich ein Bursche von sechzehn Jahren. Burschen von sechzehn Jahren streifen bisweilen im Walde umher, ohne

selbst zu wissen warum. So streicht im Mai der Blüthenstaub der Föhre . . .

Ich ging durch dunklen Wald der Lichtung entgegen, und als ich in der Lichtung stand, wieder in die Dunkelheit des Gestämmes hinein. Dort war mir's zu wenig hell, hier zu wenig finster. Eine große Wildniß wollte ich um mich haben, eine Wildniß, wie sie in der Geschichte von der heiligen Genovefa stand. Die Bäume sollten uralt und wüst sein, vom Sturme zerrissen, vom Blitze gespalten; der Boden sollte bedeckt sein von wildem Gestein und Gesträuche, Wunderpflanzen darunter, Früchte, die den Menschen verzaubern und zu dem machen, was er sein will. Was ich damals sein wollte, das wußte ich freilich nicht; vielleicht ein Eidechschen, das die Klüfte und Höhlungen des Gefelses durchgleiten konnte; vielleicht ein Fröschlein, das in die Tiefe des Waldwassers tauchen konnte; vielleicht ein Eichhörnchen, das auf den Wipfel des höchsten Fichtenbaumes klettern konnte; vielleicht eine Wildtaube, die über den Wald in sonnigem Schimmer hinfliegen konnte; vielleicht ein Geier, der die Wildtaube fressen konnte. Nur kein sechzehnjähriger Junge sein, außer es wären die Erdbeeren schon reif und es wäre des predigenden Schneiders Marianne auf Erdbeerpflücken im Wald. Da gäbe es doch zum mindesten was auszufechten, denn ohne Streit mag ein sechszehnjähriger Waldbauernbub nicht leben.

Ich suchte nach Erdbeeren, wäre dabei schier über einen Ameisenhaufen gestolpert, schritt dann schwermüthig den glatten Sandweg hin, der zwischen den Fichtenbäumen auf der Hochebene des Berges entlang zog, und auf welchem einige Wochen früher wieder die fremden Völkerschaaren nach Maria-Zell gewallt waren. Es war zur Nachmittagszeit, aber es war nicht sonnig und es war nicht schattig; der Himmel hatte sich, so viel mir noch im Gedächtniß ist, mit einer leichten weißen Schichte überzogen. Einmal stand ich still und horchte. Mir war zu hören gewesen, gerade als ob in weiter Ferne ein Kanonenschuß gedonnert hätte. Es war ja Krieg in Italien und auf dem Kirchplatz zu Krieglach war zur selben Zeit ein großes Papier an die Wand genagelt, auf welchem der Kaiser seine Völker um Gotteswillen bat, das Vaterland zu schützen. Etwa hatten unsere Soldaten verspielt und der Franzos kam schon in's Steierische herein.

Des Weiteren blieb es still auf der Bergeshöhe; ich schritt fürbaß und in jener religiösen Stimmung, in welcher ich mich damals so häufig befand, dachte ich darüber nach, ob denn der Franzos wohl auch ein Christ sei und ob — wenn zwei Christenvölker miteinander Krieg führen — sich nicht der Papst zu Rom in's Mittel legen solle, und wenn er mit Gütigkeit nichts ausrichte, Bannstrahlen werfen möchte über die Aufrührer.

Mein Philosophiren fand ein rasches Ende; vor mir am Wege auf einem erhöhten Stein hockte Marianne Schober, ein Mägdlein, mit dem ich seit jenem Abend beim predigenden Schneider in Zwist lebte. Sie war so viel trotzig geworden — und als ich das gemerkt, war ich's auch geworden. Wir kamen nicht selten zusammen — wir riefen uns gegenseitig was zu, und sagte ich „ja", so sagte sie „nein" und meinte sie „weiß", so behauptete ich „schwarz".

Die hockte nun auf dem Stein und rief mir zu: „So klotz' (trotte) doch nicht just auf den Thierlein, daher! Siehst es denn nicht?"

Ich blickte zu Boden — er war ganz braun vor lauter Ameisen. Sogleich wollte ich auf die Seite treten — aber nein. Gerade weil sie's nicht will, trete ich die Thierlein zusammen,

Sie kehrte sich nicht weiter d'ran, sondern sagte: „Meiner Tag hab' ich so was nicht gesehen, meiner Tag nicht. Raufen thun sie miteinander und umbringen thun sie sich, daß es ein Graus ist."

Jetzt wurde auch ich aufmerksam. So weit man auf dem Wege fortsah, war er voll brauner Ameisen und dort, wo die Marianne hockte, begegneten sie sich und schlachteten einander ab. Wunderbar war es und unbeschreiblich ist es.

Es waren die Völker von zwei Ameisenhaufen, die, wie ich später sah, mehrere hundert Schritte von

einander entfernt lagen. Der Eine war am Fuße eines Lärchenbaumes, der andere mitten im Heidekraut hoch geschichtet. Beide waren verödet, denn die Bevölkerung mochte zum Theile in den Tiefen der Wohnungen verkrochen sein, zum größten Theile war sie auf dem Felde, stand in Waffen. Die Aufregung und das hastige Hinundherrennen war ganz großartig, die Wuth, mit der sie sich anfielen fürchterlich. Hunderte von Todten, Zerrissenen lagen auf dem Boden. Hunderte von kämpfenden Gruppen bedeckten die Wahlstatt. Die Ameisen verfolgten einander, sprangen eine auf die andere, umklammerten sich, wälzten sich kämpfend auf dem Boden oder standen aufrecht wie ringende Menschen. Viele suchten die Feindin durch Gift (Ameisensäure) zu betäuben oder mit den Beinen ihr den Hinterleib vom Vorderleib zu reißen oder ihr mit der Lanze des Fühlers den Kopf zu durchbohren, oder sie mit den Kiefern todtzubeißen. Am häufigsten waren zwei fest aneinander verklemmte und mit ihren Kiefern verbissene Feinde. Beide getödtet, lagen sie noch so und waren sie von den anderen gar nicht mehr auseinanderzubringen. In Ketten von sechs bis zwölf Ameisen waren sie aneinandergeklammert. Manche fielen sich wüthend an, ließen aber sofort wieder los — das mochten Freunde sein, die sich in der Hitze des Gefechtes nicht gleich erkannt hatten. Ich entdeckte keinen Unterschied zwischen den Ameisen der beiden Heere —

aber sie mußten ihre Leute wohl kennen; daß Einer den Freund getödtet hätte, schien nicht vorzukommen, wenigstens fuhren sie mit großer Entschiedenheit nur auf Bestimmte los, die Richtung, von welcher sie gekommen, war längst nicht mehr zu erkennen. Auch Gefangene wurden gemacht und dieselben mit einer gewissen Sorgfalt und Schonung ihres Lebens aus den Reihen der Kämpfer geschleppt.

Ueber die ganze Breite des glatten Waldweges hatte sich der Kampf ausgedehnt. Gegen den Rand hinaus lagen zwei Steine, zwischen welchen eine etwa zwei Zoll breite Gasse durchlief, welche von Seitenflügeln beider Armeen fleißig als Durchgang benützt wurde, um in's feindliche Lager hinüberzugelangen. Plötzlich aber fiel es einem Theile ein, diesen abseitigen Durchweg zu verrammeln; etliche hundert Ameisen liefen wie auf Commando aus der Schlachtordnung und huben an, Steinchen, Holzsplitter und dürre Fichtennadeln, wie sie auf dem Wege lagen, herbeizuschleppen, welche sofort wieder Andere in Empfang nahmen, die damit im Paß zwischen den beiden Steinen eine Barrikade bauten. Um so mörderischer entbrannte der Streit auf den anderen Linien; jetzt wich das eine Corps auf Spannbreite zurück, jetzt schien das andere weichen zu müssen — aber der Kampf blieb unentschieden.

Als wir eine Weile zugesehen und unsere Meinungen ausgetauscht hatten, wobei Marianne für die

Heidelkrautarmee Partei ergriff, während ich es mit dem Lärchbaumheere hielt, sagte ich: „Gut, so wollen wir sehen, ob die Deinen oder die Meinen gewinnen."

„Und wir werden es auch sehen," antwortete die Marianne scharf, „die Deinigen werden schön sauber davongejagt — siehst Du, dort laufen schon ein paar — das sind lauter Traunichnit."

„Oho!" rief ich, „die Deinigen werden niedergestochen und aufgefressen — schau, dort trinken ein paar von den Meinigen just von einer der Deinigen den Saft aus dem Bauch."

„Weil sie Schandvieher sind, die Deinigen," sagte die Marianne entrüstet.

„Harb' Dich, wie Du willst," versetzte ich, „wenn Du verspielst, so werde ich Dir schon eine Kriegslast auflegen."

„Werd' sie auch tragen," sagte sie trotzig.

„Wenn Du verspielst, so mußt Du mir dasselbig Ding geben, was ich am Philippitag haben hab' wollen."

„Sollst es haben," rief sie, „aber wenn Du verspielst, da bin ich schon in Verlegenheit, was ich Dir abverlangen soll; was ich möcht', hast Du nicht, und was Du hast, mag ich nicht."

„Damit reißest Du mir gar keinen Possen," versetzte ich, „wenn nur ich meine Sach' krieg', die ich am Philippitag haben hab' wollen."

So die Verhandlungen, während die Ameisen wacker weiterkämpften. Der Himmel war düster geworden; jener Kanonenschlag, den ich früher gehört zu haben meinte, hatte sich wiederholt und war zu einem Donnern der Wolken geworden. Ameisen, die an der Schlacht nicht unmittelbar betheiligt waren, schienen über das Wetter einigermaßen unruhig zu werden, sie schlugen den Rückweg gegen das Nest ein. Aber andere liefen ihnen nach, betasteten die Flüchtlinge mit den Fühlern und brachten sie wieder in die Schlachtordnung.

Hie und da war ein Wurm, ein Käfer unter das Scharmützel gerathen, er wurde über und über getreten, aber des weiteren geschah ihm kein Leid. Nur ein großer Hirschkäfer, der sich im Vollgefühle seiner herculischen Gestalt, wie es schien, absichtlich mitten in den Kampf gewagt hatte, war rasch von einem Dutzend Ameisen umringt, die ihn, mit ihren Lanzen stechend, mit ihrem Gift bespritzend, mit ihren Kiefern beißend davontrieben, bis er, so gut er's noch vermochte, das Weite suchte.

Eine Heuschrecke war von ungefähr auf das Schlachtfeld gehüpft; sofort schoß eine Ameise auf ihren Rücken und in demselben Augenblicke hüpfte der Springer wieder davon und entführte so einen Streiter vielleicht seinem Verderben.

Am traurigsten waren die sterbenden Ameisen zu sehen, die mit zermartertem Leibe, mit ausgerissenen

Beinen langsam verendeten. Wohl wurden solche und auch die Todten möglichst bald vom Kampfplatze entfernt und gegen einen abgelegenen Ort abseits vom Wege, hinter einen halbvermoderten Baumstrunk geschleppt, wo sie in gleichmäßigen Reihen zur ewigen Ruhe gelangten. — Bei einer anderen Gelegenheit war es, als ich sah, wie die Ameisen ihren Todten ein Grab ausgruben und sie in dasselbe verscharrten. Dazu war nun im Drange des Kampfes freilich keine Zeit.

Wir, ich und die Marianne, hockten noch immer an beiden Seiten des Weges und sahen mit Staunen dem wilden Morden der kleinen Wesen zu. Ein feines Knattern war im Gewühle zu hören, und so oft ich näher hinhorchte, bekam ich einen Spritzer der scharfen Ameisensäure in's Gesicht. Also auch auf uns, die Ungeheuer, war ihr Augenmerk gerichtet, während sie das gar nicht hinderte, mit immer neuer Gier und mit immer neuen Mitteln aufeinander loszustürmen. Um manches Stückchen Baumrinde, um manches Sandkorn drehte sich der Streit und manches Klötzchen Holz, manches Büschchen Moos wurde als Verschanzung benützt und auf Leben und Tod vertheidigt. Ich war damals noch so sehr Ebenbild Gottes, daß ich das Thier beiweitem nicht zu Meinesgleichen zählte, wie ich wohl zu thun es später gelernt hatte; ich ergötzte mich daher baß an dem seltsamen Schauspiele, das mir der Waldweg

darbot, ergötzte mich umsomehr, als ich endlich die Partei Mariannens immer mehr zurückweichen sah, so daß ich den vereinbarten Tribut mit Sicherheit zu gewärtigen hatte. Der eine Flügel der Unterliegenden löste sich bereits in eine wilde Flucht auf und die meinen stürzten in Massen voran, um Beute zu machen — da hub es hoch in den Bäumen an zu rauschen und große Tropfen fielen nieder und schlugen manche der siegenden Ameisen in den Sand.

Ich erhob mich und verlangte von dem Schneidermädchen die Sache, welche ich am Philippitag von ihm hatte haben wollen.

Die Marianne riß zornig ihr Busentuch auf, zog ein Ding, das sie am Halse hängen hatte, hervor, warf es mir vor die Füße und lief davon. — Ein kreuzergroßes Messingblättchen war es, ein geweihtes Amulet, das Gnadenbild von Maria-Zell vorstellend. Das hätte ich haben wollen?

Am Philippitag — das ist der erste Mai — waren wir, ich und die Marianne Schober, allein auf der Bank vor dem Schneiderhause gesessen und ich hatte meinen Arm um den Nacken des Mädchens gelegt und meine Finger ein wenig mit seinem Busentuche spielen lassen — und ich weiß nicht, was ich damals gesagt haben mochte, daß es seither der Meinung gewesen, es gelüste mich nach dem Amulete.

Nun, das Amulet hatte ich und der Wolkenbruch war auch da.

Am anderen Tage hatte ich die Stelle der Schlacht wieder besucht, hatte keine einzige Ameise und nur wenige todte Körper mehr gefunden. Und an demselben Tage war der Gemeindebote mit dem Steuerbogen zu uns gekommen.

„Leut', Ihr bringt Einen um, mit den Steuern!" rief mein Vater aus.

„Nur Geduld," antwortete der Bote, „sie werden schon noch wachsen. Telegramm ist da, gestern haben wir in Italien eine große Schlacht verloren."





Anderen hat er geholfen . .



Wenn der Mensch," sagte der Hubelbauer, „die ganze Woche im Heu arbeitet, mäht, schöbert und einstadelt, so braucht er am Sonntag geistige Erholung." Und ging also am Sonntag Nachmittags allemal auf den Stadel und legte sich in's Heu und schlief.

So machen es auch Andere, und es war eine Zeit, da ich selbst mir diese „geistige Erholung" gönnen konnte.

Auf dem duftigen Heu ist's überhaupt gut liegen, und am besten noch, wenn man es selber gemäht, gehäufelt und unter Dach gehoben hat. Das knistert so fein, und jeder Halm legt und schlichtet sich, wie es die Glieder haben wollen, und da ist's so kühl luftig und durch die Dachbrettspalten blitzt dort und da der Strahl des Sommerhimmels durch. Muntere Heupferdchen hüpfen Dir über die Knie und meinen:

Wenn der Mann so häufig auf dem Pferde sitzt, warum soll nicht auch einmal das Pferd auf dem Manne sitzen!

Aber einmal ist mir solch wonnige Rast auf dem Heu unterbrochen worden. Ich liege im Heu und denke: Jetzt schlafst, damit Du am Abend rechtzeitig aufwachst zum Schlafengehen. Da höre ich die Leiter knacksen und aus dem Loch, das von der Futterkammer heraufgähnt, ragte zur Hälfte ein martialischer Kerl hervor, wendete mehrmals den bärtigen Kopf hin und her und schnarrte endlich: „Ist Er munter?"

„Was will Er denn?" fuhr ich auf. Er stieg vollends auf den Heuboden, kroch an mich heran, und als sich sein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er mich liegen und ließ sich schwerfällig neben mir nieder. Gleichzeitig richtete ich mich auf, denn es war kein Mensch vom Hause.

„Kind Gottes, Dich habe ich lange gesucht!" sagte er und setzte leise bei: „Du mußt mir was schreiben!"

Wenn es auch wahr ist, daß ich nach heißer Woche meine Erholung im Heu suchte, so verschweige ich nicht, daß ich schon damals als Schriftgelehrter im Rufe stand und von allerhand Leuten, die was zu lesen oder zu schreiben hatten, viel gesucht ward.

Denn in dieser Welt, wo die Menschen durch Zeit und Raum von einander getrennt sind, kann

die Schriftzeichen selten Einer ganz und gar entbehren.

Ein Holzarbeiter aus dem Massenwalde war's, der da neben mir kauerte; ich hatte ihn öfters an Sonntagen gesehen, da er in der Kathreiner Kirche an einem Seitenaltare stand, sich mit den Ellbogen auf das steinere Taufbecken stützte und den Hut vor sein Gesicht hielt, als bete er sein Anliegen in denselben hinein. Zwar konnte man sich nicht denken, was so ein kerngesunder Holzknecht viel Anliegen haben mochte, an den Werktagen seine Schmalznocken, seinen Tabak, an Feiertagen sein Wirthshaus, kein Weib, kein Kind, kein Häusel, das niederbrennen, kein Rind, das über die Wand stürzen kann. Es müßte ihm denn um den Himmel sein, auf welche Meinung er etwa dem lieben Gott sein Gebet hutvollweise darbrachte.

„Kennen wirst mich eh'," sagte er nun, „ich bin der Ernest und die Sachen habe ich alle bei mir."

Er begann auszukramen; einen zusammengerollten, stark verknitterten Papierbogen, ein Glasfläschchen mit Tinte, eine Gansfeder. „Den Tisch," meinte er, „richte ich Dir da auf dem Heu her."

„Auf dem Heu ist kein Schreiben," war mein Einwand; „da gehen wir lieber in die Stuben hinein."

„Das nit, Peter, das nit. In der Stuben sind Leut'. Lieber auf der Ochsenkrippen, die da unten in der Futterkammer steht; ich lege Dir ein Brett

d'rüber und der prächtigste Tisch ist fertig. Ich bitt' Dich schön, Bürschel, mach' mir keine Umständ', die Leut' brauchen nichts zu wissen."

Gut, dachte ich mir, ein ordentlicher Schreiber muß es auch auf einer Ochsenkrippe können. Die nöthigen Vorrichtungen waren bald getroffen. Ich saß auf der Krippenkante, steckte die Füße in den Trog und über meinem Schoß das Brett mit dem Schreibzeug, so wartete ich nun darauf, was der Ernest schreiben lassen würde.

Dieser schob sich sachte an mich heran und sagte: „Es wird schier ein Liebesbrief werden. Aber nicht für mich, mußt wissen, für einen Anderen."

„Laß das nur sein, Ernest," versetzte ich, „es muß ja der Name darunter, da hilft keine Ausflucht. Mich geht's weiter nichts an und sonst soll's Niemand erfahren."

„Du bist aber schon gar ein korniges Bürschel!" sagte hierauf der Holzknecht und kräuselte mit dem Finger seinen Backenbart. „Also mich selber, meinst, ginge es an?"

„So was besorgt Jeder für sich selber."

„Magst recht haben. Schlecht genug, daß die Mannerleut' so sind, daß sie Weibsbilder brauchen! Hätt' ich das als kleiner Bub' wissen können, ich wollt' dem alten Fischbacher Lehrer — dem dicken Zikal, wenn Du ihn noch gekannt hast — nicht aus der Schul' gelaufen sein. Du glaubst es gar nicht,

was so eine Liebschaft für Umstände macht! Und sie ist nicht einmal groß. — Jetzt mach', mach', Bub', daß Du zum Zeug kommst!"

„Ich bin schon lange bereit. Ruck' nur endlich einmal heraus, Ernest, was soll ich ihr denn schreiben, der Liebsten?"

„O, Narr!" rief er, „das mußt Du selber wissen."

Deß war ich sehr überrascht, aber im Grund hatte er recht. Es kennt's Einer wie der Andere, es ist Ein Liebesbrief wie der andere. Ich war damals zwar in einem Alter, in welchem ich die Weltachse, wie sie läuft und wie sie geschmiert wird, noch nicht so genau hätte kennen müssen, doch fragte ich ganz geschäftsmäßig: „Willst ihr zu wissen thun, daß Du gesund bist? Willst ihr die Lieb' aufsagen, oder willst ihr in's Gewissen reden, daß sie Dir treu bleiben soll? Oder hat's was Anders?"

„Gott Lob und Dank, nein," antwortete der Ernest, „haben thut's nichts; will ihr nur wissen lassen, daß ich's wissen möcht, ob sie's weiß, daß ich sie alleweil noch gern hab'."

Das war nun etwas verzwickt, man legt sich derlei mit Mühe zurecht, im Grunde aber ist's ganz einfach: Er hat sie gern und möchte wissen, ob auch sie ihn noch gern hat.

„Mirzel heißt sie und sein thut sie in der Breitenau drüben," gab er an, „und möcht wieder einmal mit ihr zusammenkommen."

Das war's.

Wenn man die frischgeschnittene fettige Gansfeder das erstemal etwas zu tief in die Tinte taucht, so gibt's fast jedesmal auf dem Papier ein Malheur. Wer mit dem Fließpapier, welches jeder Mensch im Munde hat, das Ungeheuer rasch auffleckt, der thut das Beste, was er thun kann. Ich begann hernach — während der Ernest daneben auf einem Strohschaub saß — meinen Liebesbrief:

„Innigst geliepte, bis in den Dot geliepte Maria!

Weill Wir jetz so Weit auseinander sein, schicke Ich Dir im Prieff so fieltausent grüsse, als Stern seind Am Himel, als sandkorn am Meer, als Bludstropfen sein in Allen meinen adern. Alle Blümelein, die blihen in der Breitenau grüßen Dich fon mir; alle Vögelein, die durch die Lifte flügen, sohlen es Dir Sagen, wie ich in Lieb und Dreie Dein gedenke, Tag und nacht und zu jeder stund, und ich beim Arbeiden denge: Das due ich für sie, und beim Essen: Wer sie bei Mir; und Beim beten: Himlischer Vader, beschitz mein Dirndel, jag Alle Deifel von ihr das sie Mir drei bleib — denn so fiel gern habe Ich das Trutscherl, das ih ir das Hertz möcht mitten auseinand Küssen."

So ging es fort; es schreibt sich woltern warm in der Ochsenkrippe. Als ich dem Holzhauer hernach das Schriftstück vorgelesen hatte, schaute er mich

eine Weile starr an und sagte: „Du bist schon ein vertrackter Knauß! Hast denn selber schon Eine, daß Dir das Alles so einfällt?“

Selber habe ich Keine gehabt, und als ich später Eine gehabt, fiel mir Solches niemals ein.

„Wenn Du jetzt noch aufschreibst,“ sprach der Ernest, „daß ich am Kirchweihsonntag in die Breitenau komme und hinter der Erhardi-Capellen auf sie warten werde — wirst es schon setzen, daß es sauber steht — und noch ein brennendes Herz dazumalst, nachher kannst wieder auf's Heu gehen.“

Ich vollzog den Auftrag nach bestem Können. Dann schlug ich den Brief so zusammen, daß er sein eigenes Convert wurde, klebte ihn mit etwas Harz zu, das in etlichen Tropfen von der Lärchenholzwand hervorgeschwitzt war, versah ihn mit der Aufschrift: „An die ehrsame Jungfrau Maria Fellnerin, Dünstmagd beim Bruckenhofer in der Pfarre Breitenau. Durch Güde“ und empfahl somit das Schreiben in den Schutz Gottes.

Der Ernest griff in seinen Beutel, steckte mir rasch was in mein Rocksäcklein. „Das gehört Dir,“ sagte er, „hast Dir's heilig verdient! Das Schreibzeug laß ich auch da, kannst es besser brauchen als ich!“ Und eilte mit dem Briefe davon.

Ich schaute nach, was ich mir heilig verdient hatte, und erschrak. Zwei Silbergröschlein! Zwei! — So heiß war noch keine Liebschaft gewesen. Aehn-

liche Liebesbriefe, selbst wenn ich durch's brennende Herz noch einen Pfeil gezeichnet hatte — mehr als einen Kupfergroschen trug Keiner, und sperrte ich mich stets eine Weile, bis ich den einen annahm, weil ich es für Christenpflicht hielt, den Leuten in ihrer Noth beizustehen. Seitdem aber der alte Bach-Beigel, der auch noch was Liebes haben wollte, den Groschen, den ich bescheiden zurückschob, wieder in seine Tasche gethan hatte, schob ich keinen mehr zurück, sondern sagte nur, es wäre zu viel — gab aber nichts heraus.

Wenn der Vater ein Schaf oder ein Kalb verkauft hatte, fiel allemal auch für mich, den Halter, was ab — aber mehr als ein Kupfergroschen niemals. Einmal hatte ein Fremder bei uns zugesprochen und mich als Führer auf den Teufelsstein mitgenommen, der gab mir dafür einen Silbergroschen und das Versprechen auf die ewige Seligkeit, was ich besonders estimirte. Aber so sehr aus Rand und Band hatte mich nichts gebracht, als diese Belohnung vom Holzknecht Ernest.

Weil das Schreibzeug noch da war, so setzte ich mich ein zweitesmal dazu und schrieb einen Brief an den Ernest im Massenwald, in welchem ich ihn meinen Gönner und Wohlthäter nannte und tausend Vergeltsgott sagte für das Geschenk, das er mir gemacht, und allen Segen des Himmels auf ihn herabbeschwor.

Dann war derselbige Sonntag zu Rande.

In der darauffolgenden Woche machten wir auf der Niederwiese neues Heu, aber am nächsten Sonntage war es nicht so gut darauf liegen, als am vorhergegangenen, beschriebenen.

Ich war in der Kirche gewesen. Am Vormittag hatte mir auf dem Kirchweg der Holzer Begg zugeflüstert, ich solle mich vor dem Erneſt aus dem Massenwald in Acht nehmen, der sei schreckbar gegen mich aufgebracht. Er habe gesagt, sobald er mich irgendwo treffe, wolle er mir die Haare mit seinen fünf Fingern scheren.

Ich fragte um des lieben Himmels willen, warum?

Das würde ich schon selber am besten wissen, meinte der Begg.

„Wie ein neugebornes Kind, so wenig weiß ich!"

„Geh', geh', Lenzischer, Du bist ein Feiner!"

„Nicht die Haar' allein, den ganzen Kopf soll er mir wegreißen, wenn ich ihm wissentlich was Uebles gethan hab'!"

„Wär' schad' um Deinen Kopf, der so schön Leut' hänseln kann."

„Leut' hänseln? Wie meinst das?"

„Der Ernest ist ein armer Holzknecht, mußt wissen," sagte der Begg, „von dem hättest mit zwei Silbergroschen schon gerade fürlieb nehmen können, gleichwohl Du viel höllisches Feuer in den Brief geschrieben hast."

„Und hab' ich nicht fürlieb genommen? Habe ich mich nicht höflich bedankt extra in einem Brief?"

„Ich möchte mich auch bedanken für ein solches Bedanken!" sagte der Begg. „Wenn er Dir zwei Ducaten schenkt, meinetwegen, daß Du einen solchen Brief schreibst; für zwei Groschen ein Wohlthäter, das sieht ein Blinder, daß es gefrotzelt ist!"

Der Begg ging davon und ließ mich bei meiner Qual. Ich lag Nachmittags im Heu und sann nach über das Welträthsel, wieso mein warmherziges Dankschreiben als Spott und Hohn aufgefaßt werden konnte!

Aber ich konnte nichts thun. Und der Ernest that auch nichts.

Ein Jahr später war's, daß eines Sonntags die Leute beim Hausteinerwirth Dichtungen von mir, Räubergeschichten, Narrenpredigten, allerlei Schwänke, mit Bildern geziert, beguckten und belachten. Der Holzknecht Ernest war auch dabei. Auf den trat ich zu und sagte: „Holzknecht Ernest, wir Zwei haben noch eine Abrechnung miteinander."

„Ja wahrlich!" knurrte er und stand von der Bank auf.

„Aber zuerst laß mich reden," sprach ich rechtschaffen fest. „Du hast das Geschrift dort angeschaut und mitgelacht. Ist recht, freut mich. Du meinst etwan, daß man so was anschaut und darüber lacht,

das sei Alles und deswegʼ seiʼs gemacht. Denkst das, so irrst Dich. Ich habʼs gemacht, weilʼs mich gefreut hat; habʼ ein ganzes Jahr meine Lust gehabt mit diesen Sachen und ein Glück, vielleicht ein größeres als Du mit Deiner Maria. Die Lust und Freudʼ hättʼ ich aber nicht haben können, wenn Du mir dazumal nicht das Geld gegeben, daß ich damit das viele Papier und alles Dazugehörige habʼ kaufen können. Ich bedankʼ mich nimmer dafür, ich habʼs schon gethan, ich sage das nur, daß Duʼs glauben sollst, es wäre mir dazumal mit meinem Brief wenigstens so ernst gewesen, wie Dir mit dem Deinen. — Und jetzt, hast was abzurechnen mit mir, so sagʼs."

Da sagte er: „Du bist halt ein anderer Leutʼ, wie andere Leutʼ. Wenn Du wieder einmal zwei Groschen brauchst, daß Du Dir ein gutes Jahr anthun kannst, so denkʼ dʼran, daß ein Gott lebt und ein Holzknecht Ernest. Aber Liebesbrief — das weiß ich — Liebesbrief laß ich von Dir keinen mehr schreiben!"

„Solltʼ er nicht gewirkt haben, derselbe?"

Der Ernest zog mich in einen Winkel und flüsterte: „Nur viel zu stark hat er gewirkt, mein Mensch!" —

Das wollte ich erzählen. Aber nicht etwa, als möchte ich Reclame machen für mein Liebesbriefschreiben — das ist längst vorbei! — sondern um ein Beispiel zu sagen, wie arg die beste Meinung

eines einfältigen Menschen mißdeutet werden kann. Leute, die es — wie der Holzhauer Ernest — nicht gewohnt sind, von Anderen Herzlichkeiten zu erfahren, kann man mit der kindlichen Gutmüthigkeit bitter verletzen — sie glauben, es giebt auf der Welt nur Grobheit und Spott.

Das ist nun abgethan. Damals machte mir nur noch die angedeutete Wirkung des Liebesbriefes einige Sorge. Habe aber nichts Näheres darüber erfahren. Der Brief ist mir nach Jahren ganz zufällig wieder in die Hand gekommen — gar zerknittert, als hätte ihn einmal Jemand in die zornige Faust gepreßt, und Wassertropfen müssen hingeronnen sein über die Zeilen.





Der arme Sünder am Beichtstuhl.

Eines Sonntags nach dem Gottesdienste ließ der Pfarrer von St. Kathrein meinen Vater zu sich in den Pfarrhof bescheiden. Der Kathreiner Pfarrer half nämlich jenem von Krieglach die Menschenschäflein von Alpel hüten. Und da dachte sich mein Vater: Heute geht's gewiß wieder der jungen Dirnen wegen her, die man im Hause hat und die man an den Samstagnächten vor den Burschen nicht fest genug versperren kann. Diesmal war's jedoch was Anderes. Der Pfarrer drückte meinem Vater eine Fünfguldennote in die Hand und sagte: „Waldbauer, das gehört Dein. Es ist Jemand, der hat es mir gebracht und mich gebeten, ich möchte es Dir übergeben. Aber fragen darfst Du nicht, es ist ein Beichtsiegel darauf; nehmen sollst es mit gutem Gewissen, es ist Dein ehrliches Eigenthum."

Das war das einzige Geld, welches meinem Vater je vom Himmel fiel; er hat damals nichts Sicheres darüber erfahren, hingegen getrachtet, die fünf Gulden für gute Zwecke zu verwenden, wozu er gleich den Anfang machte mit der Zahlung einer heiligen Messe „auf gute Meinung für den unbekannten Spender".

Dieser „Spender" war — wie sich's später herausstellte — ein diebischer Nachbar, der nächtlicherweile auf die Tenne des Waldbauern ging und das Korn in Säcken wegtrug. Warum denn nicht? Man kann's ja beichten, wird verziehen und der Pfarrer darf nichts aussagen. — Er irrte sich. Beichten konnte er es freilich, aber der Pfarrer sagte ihm, so lange er den Diebstahl nicht bis auf den letzten Pfennig vergüte, könne er ihn nicht lossprechen und im Todesfalle fahre er mit seinen Sünden zur Hölle. Das war schlimm. Der Nachbar war Einer von Denen, die sich zwar nicht vor dem Bösen, wohl aber vor dem Feuer fürchten; er entschloß sich zur Vergütung und der Pfarrer vermittelte sie, ohne daß die Sache laut ward. Seitdem derselbe Nachbar wußte, daß das Beichten allein nichts nütze, sondern daß man auch Genugthuung und Entschädigung leisten müsse, soll er gar nicht mehr zur Beichte gegangen sein — aber auch nicht mehr gestohlen haben.

Daher frage ich, und frage nicht im Vorwitz, sondern im tiefen Ernste, ob unser Landvolk wohl klar genug denken könne, um durch das Institut der

Beichte nicht mitunter moralisch Schaden zu leiden, anstatt dadurch sittlich gehoben und gebessert zu werden? Der Bauernjunge mag die „Fünf Stück zu der Beichte" aus dem Katechismus zehnmal auswendig lernen, im Ganzen und Großen denkt er doch nicht weiter, als daß mit der Beichte und der Lossprechung die Sünden vertilgt seien und die Verantwortlichkeit gewichen. Es giebt Beichtkinder, welche die Lossprechung sogar erschleichen, indem sie gerade die verfängliche Sünde so rasch, undeutlich oder leise durch das Beichtgitter hineinlallen, daß sie der Priester überhört oder mißversteht. Gebeichtet ist sie, wenn der Beichtvater unaufmerksam oder schwerhörig ist, dafür will der Beichtende natürlich nicht verantwortlich sein.

Da erinnere ich mich an eine Geschichte, die mir selbst in meiner Jugend passirt ist. Es war ganz niederträchtig, was ich gethan, und es war eigentlich doch nicht incorrect.

Ich mochte damals zwanzig Jahre alt gewesen sein, und unter munteren Dirndeln lebend, hat denn Mancher zu beichten, daß er — zwanzig Jahre alt sei. So auch ich, und die Sache war im Grunde nicht so schlimm. Ich ging zur österlichen Zeit zum Beichtstuhle des Herrn Pfarrers, der in der Sacristei stand und machte meine Bekenntnisse. Der Pfarrer forderte mich zur Reu' und zum ernstlichen Vorsatz auf, ich weigerte mich nicht; als er aber verlangte,

daß ich eine bestimmte Mittheilung auch meinem Vater machen müsse, damit der mich hüte, war ich still und konnte nichts versprechen. Denn die Sorgfalt, mit welcher mein Vater mich besonders in den holden Samstagnächten hütete, war mir gerade groß und unangenehm genug. Der Pfarrer fragte mich nun scharf, ob ich meinem Vater bekennen wolle? Ich antwortete, das würde sich schwer machen lassen. Hierauf versetzte er, ich sei unbußfertig, er könne mir die Lossprechung nicht ertheilen, ich solle mich erst bessern und dann wiederkommen. Damit wendete er sich an die andere Seite, einem frischen Beichtkinde zu. Ich schlug der Umstehenden wegen noch ein Kreuz über das Gesicht, als ob es drinnen auch der Pfarrer über mich gemacht hätte, und schlich davon. Ich war zerknirscht. Nicht wie jener Tiroler dachte ich: Wenn er's nicht kann, was setzt er sich denn hinein? Nein, ich dachte: Der Pfarrer ist schon ein alter Herr. Jetzt gehe ich zum Caplan, vielleicht kann's der besser.

Der Caplan war als frommer Priester bekannt, und das hörte ich oft, fromme Priester seien mehr im Stande, als andere. Wußte auch, daß so Viele, die sich daheim in der Pfarrkirche nicht abzuladen getrauten, darum so gern nach Maria-Zell gingen, weil es dort die Beichtväter so flink machen und — wie es hieß — Jeden lossprechen. Das kommt davon, weil die Maria-Zeller eben frömmer sind und höher in der Gnade Gottes stehen.

Ich versuchte es also mit dem Caplan, der seinen Beichtstuhl im rechten Kirchenschiff hatte. Dort gab es größeren Andrang, denn die Leute meinten, der Caplan wäre ihnen lieber, weil er nicht so laut sei als der Herr Pfarrer, bei welchem Verweis und Lehre auch alle Umstehenden zu hören bekämen. So dauerte es eine Weile, bis ich beim Caplan an die Reihe kam. Der Pfarrer war mittlerweile auf die Kanzel gestiegen, um die Predigt zu halten. Da duckte ich mich denn hinter die alten Weiblein, die am Beichtstuhl standen, und über die ich stangenlange Creatur schreckbar hoch emporgeragt hätte. Etwas in mir war doch, das sagte: Der Pfarrer darf es nicht sehen, daß Du's heute auch beim Caplan versuchst, obwohl ich mir andererseits wieder dachte: Warum denn nicht? Wo steht's denn verboten, daß — wenn mich der Eine nicht kann losthun, ich zum Anderen nicht darf gehen? Die Hauptsache ist nur, daß ich dem Caplan Alles so erzähle, als früher dem Pfarrer. Denn was hilft's mir, wenn ich das Zeug verschleife oder vertusche, die Lossprechung ergaunere und mir bei der Communion den ewigen Tod esse? Das wäre mir doch zu dumm.

Endlich kam ich dran, der Caplan lieh mir sein Ohr. Ich that meine Beichtgebete, kam zum Bekenntnisse, bei welchem ich den kitzlichsten Theil mit etwas unsicherer Stimme, aber doch wahrheitsgemäß darthat. Als ich fertig war, wendete der Priester

sein Gesicht zu mir, hielt die übliche Lehre, gab mir als Buße sieben Vaterunser, sieben Ave Maria und den „Glauben“ (das katholische Glaubensbekenntniß) auf, sprach seinen lateinischen Segen und machte mir mit flacher Hand das Kreuz. — Ich war losgesprochen. Gering wie ein Vöglein fühlte ich mich. Nun ist Alles wieder gut und der Vater braucht nichts zu wissen.

Ich trat an das Speisegitter (die Rampe, die für das Volk als Altartisch gilt), und an welchem schon viele Andere knieten, um die Communion zu empfangen. Ich erschrak gewaltig, als anstatt des Caplans, den ich erwartet hatte, der Pfarrer zum Altare trat, um das Sacrament zu reichen. — Jetzt geschieht was, dachte ich mir, er wird den von ihm nicht Losgesprochenen laut vom Altare weisen und ich werde für die ganze Gemeinde ein Mensch des Abschen's sein. Der Pfarrer reichte der Reihe nach den am Speisegitter Knienden die Hostie, mir wie jedem Anderen — und es war nichts weiter. —

Diesen Fall habe ich seither zweien Priestern der allgemeinen katholischen Kirche erzählt. Der Eine sagte, ich wäre als nicht losgesprochen zu betrachten gewesen, denn der Pfarrer habe als Bedingung zur Absolution verlangt, daß ich mich bessere, nicht, daß ich ein zweitesmal beichte. Der Andere meinte, wenn das Beichtkind ein gewissenhaftes Bekenntniß ablege, so sei für die Absolution einzig nur der Priester

verantwortlich; sprach mich der Caplan los, so war ich so gut losgesprochen, als wenn's der Pfarrer früher gethan hätte.

Heute lege ich meine Bekenntnisse der Welt ab und ergeht's mir nicht besser wie damals: Der Eine verweigert mir die Absolution, der Andere nicht. Aber den Fehler, zwanzig Jahre alt zu sein, habe ich richtig abgelegt.





Von der besessenen Traudel.

nd nun vom Feiertag wieder zurück zum Werktag. Die Ster bei der besessenen Traudel war ein hartes Stück.

In jener Gegend bedurfte man zu jener Zeit für die Kinder keines Bartels, keines Krampus, keines Knechtes Ruprecht, oder wie sonst die Gottesgerichte für die kleine sündige Welt heißen mögen. Da hieß es zur Mahnung und Drohung nur: „Wart', die Traudel kommt!"

Die Traudel kommt! Ich habe in meinem Leben manche Schreckenspost schon gehört, aber so gewaltig wirkte keine mehr auf den Mann, als dazumal auf das Kind der Ruf: Die Traudel kommt!

Das besessene Weib, es wohnte von meinem Heimatshause querüber drei Berggräben hoch oben, bei den Almhalden. Wir sahen nur den Schachen,

hinter welchem sich das Nest der Besessenen barg. Dieser Schachen stand so friedlich auf der Höhe, wie andere Hutwäldchen auch und seine Wipfel ragten so fein und scharf in den lichten Himmel hinein, als wären sie aus schwarzem Papier geschnitten; aber ich erinnere mich noch, daß mir, so oft ich diesen Schachen ansah, der „höllische Drache" einfiel. In meinem Kindeshaupte fanden sich mehr solch unbegründete Bilderverbindungen. So war in unserem Hause eine finstere Rumpelkammer mit alten Möbeln, rostigem Eisen, Lederwerk und dergleichen; und so oft ich in diese Kammer trat, mußte ich an ein beschneites Mühlrad denken, obwohl nichts dort war, das auch nur im Entferntesten an ein solches erinnern konnte. Wenn ich auf die steile Wand der hohen Veitsch hinsah, so fiel mir immer der Name „Michel" ein; das Geläute der Girchenglocken zu Hauenstein erinnerte mich an das Milchtrinken u. s. w. Demnach war die Verbindung des Schachens, in welchem die Besessene hauste, mit dem höllischen Drachen eigentlich noch naheliegend.

Ich hatte die Traudel schon mehrmals in der Kirche gesehen; sie stand stets in einem finsteren Winkel nahe des rückwärtigen Einganges, von wo aus der Altar nicht zu sehen war. Seit jenem Tage, da die Traudel bei einer Communion das weiße Tuch vom Speisegitter riß und sich wüthend auch auf den Altar stürzen wollte, wovon sie noch recht-

zeitig zurückgehalten wurde, seit jenem Tage stand sie während des Gottesdienstes immer rückwärts im finsteren Winkel. Es war eine schon etwas ältliche Person, die sich in Nichts von anderen Weibern unterschied, als daß ihr langes, dunkelblaues Kleid den Erdboden berührte, während die Röcke der Uebrigen kaum über die halben Waden reichten, um aller Nachbarschaft zu zeigen, was sich bei ordentlichen Weibsbildern dahinter befindet, nämlich ein Paar schneeweißer Strümpfe. Die Traudel sah stets blaß aus und hatte kurzgeschnittene Haare; sie trug eine braune Haube, die sich glatt an den Kopf schmiegte und ihr ein kindisches Aussehen gab. Ihre großen Augen schauten bisweilen, besonders wenn sie sich beobachtet wußte, gar scharf d'rein, dann schloß sie sie plötzlich, als kämpfe sie gegen einen Schwindelanfall.

In der Kinderwelt von Alpel und Hauenstein ging die Sage, daß die Traudel schlimme Knaben und verlogene Mädchen zusammenfange, dieselben mit Semmeln und Nußkernen mäste und dann verzehre. Die Erwachsenen wußten, daß sie von Milch, Brot und Kraut lebte und daß sie sich ihren Bedarf ehrlich erwarb. Sie ging in's Tagewerk aus, aber man hatte sie nicht gern, weil es geschehen konnte, daß sie plötzlich, und zumeist ohne Ursache, in ein fürchterliches Toben ausbrach und Alles um sich gefährdete. So blieb sie die meiste Zeit in ihrem

kleinen Hause unter dem Schachen und beschäftigte sich mit Spinnen: die Leute lieferten ihr gern Arbeit, boten ihr mitunter auch Almosen, wollten aber des Näheren nicht viel mit ihr zu thun haben. Außer ihren wunderlichen Anwandlungen von Tobsucht, welche in sehr ungleichen Zwischenräumen eintraten, war die Traudel von sanfter, weicher Gemüthsart; aber man nannte sie die „Besessene“, obwohl in der Gegend nicht fünf Menschen lebten, welche im Ernste glaubten, daß sie vom Teufel besessen sei. Nur von einem Einzigen weiß ich es ganz bestimmt, daß er ob der wahrhaftigen Besessenheit dieser Person nicht den geringsten Zweifel hegte — und das war ich. Bäuerliche Idealisten machen sich gern mit Gott und Teufel zu schaffen und ist ihnen besonders der Letztere interessant. So ward ich nicht müde, überall, wo sich Gelegenheit bot — aber stets von einer gewissen Entfernung — die Traudel, dieses zweibeinige Reitpferd des Teufels, anzuglotzen.

Als ich dann in's Handwerk trat, mag ich wohl schon etwas vernünftiger gewesen sein, zum mindesten kam mir bei der reichen Abwechslung im Verkehr mit Menschen die Traudel ein wenig aus dem Gedächtniß. Wie erschrak ich aber, als eines Tages mitten im Winter — da ich im ersten Jahre Geselle war — mein Meister zu mir sagte: „Ich werde in dieser Woche beim Pfarrer nähen und Du wirst zur Schachen-Traudel hinauf müssen; sie tribulirt

(drängt) mich schon so viel lang' um einen Schneider."

„Das Weibergewand kann ich nicht!" schrie ich auf.

„'s ist Mannsgewand, 's ist Mannsgewand," beschwichtigte der Meister.

Das war nicht ehrlich von ihm. Er wußte es recht gut, daß ich nicht das Weibergewand, sondern dieses Weib fürchtete. Hatte doch auch er selbst sie immer die besessene Traudel genannt. Er geht in's Pfarrhaus, und ich soll da in die umheimliche Schachenhöhle hinauf! — Indeß, ich hatte nun über drei Jahre ohne die geringste Widerrede meinem Meister gehorcht, ich war stets bereit gewesen, für ihn in's Feuer zu gehen, nun schickte er mich dahin. — Wohlan!

Meine Werkzeug-Tasche an der Seite, das große Bügeleisen in der linken, die Elle als Stock in der rechten Hand, so stieg ich in Schnee und Nebel den Berg hinan bis zu jenem letzten Hause unter dem Schachen. Dort lebte die besessene Traudel mit ihrem einäugigen Bruder, der noch älter war als sie, und dem ich das Lodengewand machen sollte. Das Haus hatte gar kleine Fenster, war inwendig recht düster, aber ganz wohnlich eingerichtet. Ueber dem Tische, wo ich, ohne viel zu fragen, meine Werkstatt aufschlug, hing ein Muttergottesbild, das mich außerordentlich beruhigte. Außer den beiden

Geschwistern wohnte in diesem Hause keine Seele, wohl aber eine schwarze Katze, die mit ihren grünen Augen hinter dem Ofen verdächtig auf mich herfunkelte.

Sonst, wenn wir in ein Haus auf die Ster gekommen, war das Erste, was uns der Bauer brachte, die Lodenrolle, und die Bäuerin kam mit dem Zwirn. Hier jedoch war das Erste, daß der geschäftige Alte ein Lederkissen auf meine Sitzbank legte und die Traudel mit einer blumigen Porzellanschale kam, aus der frischer Kaffee dampfte. Beide waren über die Maßen gütig und leutselig und dabei so bescheiden, sie bedienten mich und suchten es aus meinen mißtrauischen Augen zu lesen, was ich etwa noch wünschen mochte. Ich verlangte ziemlich trocken nach der „Arbeit", dann maß ich dem Einäugigen Rock und Beinkleid an, wobei er mehrmals sagte: „Nur nicht zu klein, thät' ich bitten, lieber ein Eichtl zu groß."

Traute er mir nicht zu, daß ich es gerade recht machen sollte können?

„Wie wird's?" fragte ich, „nach dem Alten (nach alter Mode), oder wie sie's jetzt tragen?"

„Ist nicht heikel," meinte er, „ich denk' nach dem Alten, aber halt nicht zu klein."

Währenddem hatte mein Faden seinen Körper nach allen Richtungen hin durchforscht und zur Markung der Länge, Breite, Tiefe schlang ich im Faden

die Knoten. Viel später habe ich erst von dem unerhörten Raffinement erfahren, nämlich, daß es auf dieser Welt Schneider giebt, die mit zifferirten Maßbändern messen und die Nummern in's Büchel schreiben. Wir haben das, was die Knoten an den verschiedenen Stellen des Fadens bedeuten, im Kopfe merken müssen, und das war bei den Fäden, die oft dutzendweise uns um den Nacken hingen, keine kleine Aufgabe.

Nun kam auch die Traudel, steckte mit dem Zeigefinger die braune Haarlocke, die ihr über die Stirne hing, hinter das Häubchen und sagte schüchtern, sie thäte halt auch was kriegen — ein Winterjöppel. Da sah ich wohl ein, daß an ein baldiges Entkommen aus diesem Hause nicht zu denken war. Ich arbeitete mit vieler Emsigkeit, gleichwohl mir mein Meister an's Herz gelegt hatte: „Nur nit schlendern! Für die Geschwindigkeit laßt sich der Taschenspieler zahlen; gut mußt es machen."

Gesagt war's leicht; hätte er's nur selber gethan und wäre da oben bei der Besessenen eine Woche lang gesessen, alle Augenblicke in Gefahr, von der Wüthigen zerrissen zu werden! Zwar von einer Tobsucht merkte ich an der Traudel in den ersten Tagen gar nichts; nur entging mir nicht, daß das Weib beim Spinnen — sie saß nahe an meinem Tisch — bisweilen, wenn der Faden sich knotete oder die Schnur vom Rade flog, so seltsamlich aufzuckte und die ge-

ballten Fäuste aneinanderschlug. Dann war's wieder gut.

Und einmal flüsterte mir der Einäugige, ihr Bruder, zu: „Schneider, wenn etwan mit meiner Schwester da jäh was sein sollte — Du weißt ja — so schrei mich geschwind in's Haus, ich thu' draußen im Stall Streu hacken."

Aber Alles war wie in jedem anderen Haus und bei anderen Leuten, nur daß ich hier viel höher estimirt wurde als anderswo; sie waren so dankbar, daß ich zu ihnen gekommen, daß ich ihnen Gewand machte, daß mein Gesicht immer offener und gutmüthiger auf sie hinschaute, und daß ich bisweilen sogar ein frohes Liedchen sang.

Das Beste, was dieses kleine, nicht eben so ärmliche Haus bot, wurde mir dargebracht, und mit Liebe und Herz dargebracht, daß ich den Meister nur beglückwünschen konnte, wenn es ihm im Pfarrhofe so gut erging, als mir im Schachenhause. Von der Zeit an, als die Traudel merkte, daß ich Strudelkrapfen ausnehmend gern esse, brachte sie mir jeden Tag Strudelkrapfen auf den Tisch, und dieselben schmeckten mir jeden Tag besser. Mein Bett wurde aus blüthenweißer Leinwand bereitet; des Abends luden sie mich bald zur Ruhe ein, denn, „ein junger, wachsender Mensch schläft gern", sagte der Bruder Einaug. Des Morgens stand die Traudel um eine Stunde früher auf als ich und schlich diese Zeit auf

den Zehenspitzen herum, daß sie mich nicht wecke; wohl ein seltsamer Gegensatz zu anderen Arbeitgebern, welche uns Schneider sonst so früh als möglich wachpolterten und Abends so spät als thunlich zur Ruhe kommen ließen, damit wir unsern Taglohn auch gründlich abdienten.

So hatte ich es hier gut, war aber fort und fort von einer Ahnung gepeinigt, als müsse mir in diesem Hause etwas Unerhörtes widerfahren. Draußen war kein Nebel mehr, wohl aber ein undurchsichtiges Schneegestöber, welches die Fenster verlegte, so daß es in der Stube bis Mittag Morgendämmerung und von Mittag an Abenddämmerung war, und welches mich über die Weihnachtstage im Schachenhause einzuschneien drohte.

Eines Tages kam die Traudel nicht in die Stube und auch ihr Bruder machte sich viel bei ihr in der Küche zu schaffen.

Und als ich mein Bügeleisen hinaustrug, um es in's Herdfeuer zu stecken, da sah ich, wie die Traudel auf dem Boden lag, der Einäugige neben ihr kauerte und mit seinen kräftigen Fäusten ihre zuckenden Hände geknebelt hielt. Ich stürzte in meine Stube zurück und blieb vor Schreck mitten in derselben stehen und wollte um Hilfe rufen, wäre nur ein Nachbarshaus in der Nähe gewesen. Wenige Minuten später traten die beiden Geschwister in die Stube, deckten den Tisch zur Mahlzeit, machten Bemerkungen

über den argen Schneefall und thaten, als ob gar nichts Außergewöhnliches geschehen wäre. Die Traudel war nur etwas blässer als sonst; aber so blaß als das geängstigte Schneiderlein war sie gewiß nicht.

An demselben Tage kam durch den hohen Schnee ein Bote dahergewatet, der rief dem Einäugigen zu: „Schachner, Du mußt auf den Friedhof."

„Du auch," gab dieser zurück.

„Nicht so, Nachbar, nicht so!" sagte der Bote; „alle Männer müssen eilends zusammen von der Gemein, auf dem Friedhof ist was geschehen. Geh' geschwind mit mir."

Die beiden Männer gingen davon, ohne daß uns etwas Näheres offenbar wurde. Die Traudel und ich blickten ihnen aus den Fenstern nach, so lange sie im Gestöber zu sehen waren.

„Um des lieben Gottes Willen!" sagte die Traudel und faltete die Hände über ihren Schoß, „was mag sich haben zugetragen!"

Es ließ sich gar keine Vermuthung aussprechen. Am Abend hörte das Schneien auf, der Blick in's Thal wurde frei und wir sahen dort, wo der Kirchhof liegen mußte, mehrere Lichter hin und her zucken. Die ganze Nacht hindurch sah man die Lichter und ich schloß kein Auge.

Der Schachner kam auch am nächsten Tage nicht nach Hause, die Traudel war wo möglich noch aufmerksamer und gütiger gegen mich. Zu jeder Viertel=

stunde fast prüfte sie mit der aufgehobenen Hand die Luft in der Stube und fragte mich, ob es mir doch nicht etwa noch zu kühl wäre, und schob stets Scheit um Scheit in den Ofen. Mit meiner Arbeit kam ich nahe zu Rande; da hub das Weib plötzlich an, aus der Küche die Töpfe und Thonschüsseln und allerlei anderes Geschirr zu mir in die Stube zu schleppen. Sie that das mit einer seltsamen Hast, und dann hob sie in der Küche auch die Glasfenster aus und lehnte sie in der Stube um den Ofen herum, während in der Küche der kalte Wind die Asche des Herdes auseinanderblies. Endlich schleppte sie den vollen Milchtopf herein und stellte ihn neben mir auf die Bank, that einen Laib Brot dazu und brachte mir die Gebrauchsanweisung bei: „Das Gelbe obenauf im Topf, dasselb' fein auf die Brotschnitten streichen; die Milch hernach, dieselb' dazu trinken, oder das Brot einbrocken, wie es der Schneider halt am liebsten mag." So gütig schaute sie mich dabei an, daß ich dachte: besessen mag sie sein, aber von einem Engel.

Sie selbst sperrte sich dann in die Küche ein.

Mir war plötzlich überaus unheimlich und es gelang mir nicht, durch Arbeit meine Bangigkeit zu zerstreuen. Der Bruder Einaug kam nicht heim — was mochte unten auf dem Kirchhofe vorgehen? Warum hatte sich die Traudel zurückgezogen? Ich hörte aus der Küche mitunter etwas, wie Schnaufen

und Stöhnen. Dann war wieder Alles so still — so öde und still, als säße ich, der kleine Schneider, ganz allein mitten in der trüben, schneienden Welt.

Auf einmal aber wurde es mir laut genug. In der Küche erhob sich ein Poltern, Krachen und Schreien, als ob Räuber eingebrochen wären. Balken und Scheiter wurden hin und her geworfen und dabei Fluchen und Hilferufen. Ich sagte zu mir: Schneider, nur jetzt sei kein Schneider! Da ist wer in Lebensgefahr. — Brachte aber die Thür nicht auf. Und wieder die Stimme der Traudel:

„Daß mir Keiner mehr nahe kommt! Ich erwürg' Euch! O Du verdammter Schneider, ich will Dir helfen!" — und sie rüttelte mit Gewalt an der Thür, die zu meiner Stube führte.

Ich — nichts vergessen — laß' Alles im Stich, laufe davon.

Laufe durch Schnee und Wetter thalwärts, bis mir da der Einäugige begegnet. Er frägt mich erschrocken, ob sich denn auch auf dem Berg etwas Absonderliches begeben hätte? Ich wollte mit der Farbe nicht heraus.

„Ist 'leicht meine Schwester arg geworden?" fragte er.

„Das ganze Haus wirft sie zusammen," antwortete ich, und weit wird's nicht gefehlt sein, wenn ich sage, es sind mir dabei Augen und Mund übergelaufen. „Nicht eine Stunde bleibe ich mehr da oben."

„Du Lapp, wirst mir doch mein Gewand fertig machen. Geh' nur wieder mit, Schneider, 's wird Alles gut sein. Lauft sie herum?"

„Eingesperrt hat sie sich."

„Nachher ist's schon recht. Geh', Schneider, geh. Schau, ich wollt' ja früher heimgegangen sein; sind Tag und Nacht fleißig gewesen, haben nicht früher können fertig werden."

„Was ist denn geschehen?"

„Eine Schneelahn ist vom Berg niedergangen und gerad' auf dem Friedhof liegen blieben, berichtete der Schachner. „Jetzt ist aber vor etlichen Tagen der alte Alpegger gestorben und wartet auf sein Bett. So haben wir halt mentisch müssen schaufeln."

Das Eine wußte ich nun, aber das Andere noch nicht. Ein gerader Michel, der ich war, fragte ich nun den Einäugigen kurzweg, wieso es käme, daß die Traudel besessen wäre?

Der Mann blickte mich eine Weile so von der Seite an und entgegnete endlich: „Die Leut' sagen, Du wärest nicht dumm, kleiner Schneider. Aber gescheiter wäre es, wenn Du noch gescheiter wärst. Wenn Du das Besessensein so verstehst, als daß ein böser Zustand oder eine Krankheit auf meiner Schwester sitzt, so hast Recht; aber nachher kunnt's leicht sein, daß wir Alle besessen sind. So was Ungutes, das ihm angeboren, oder von sich selber angethan worden ist, hat Jeder, sonst wären wir

lauter Engel. Die Leut' sind alle — alle besessen."

Ich bat ihn, daß er nicht böse sein möge. Das wäre er nicht, versicherte er; und während ich mit ihm wieder zurück in's Schachenhaus ging, erzählte er mir die Geschichte, wieso es kam, daß die Traudel besessen war. Es ist eigentlich keine Geschichte, die sich abspielt, es ist ein Schicksal, das erlebt wird. Vielleicht erscheint irgend ein gelehrter Herr — solcher giebt es heutzutage auf allen Gassen und Straßen — und will dieser Schilderung die Wahrheit absprechen. Nun, sei es drum, ich sage, was ich weiß. Lustige Geschichten mag man erfinden; traurige zu dichten, das wäre ein trauriges Geschäft.

Die Mutter der Traudel, das war die alte Schachnerin, soll ein jähzorniges Weib gewesen sein, und zumal, da sie das zweitemal gesegnet ging, gerieth sie jeden Tag über irgend etwas in Wuth, und fluchte und schlug um sich und raste und tobte, daß es ein Gräuel war. Ihr Mann ließ sie gewähren und wich einfach aus, wenn sie wüthete, weil er der Meinung war, Weiber in „solchen Umständen" müsse man gewähren lassen, sonst schade es ihnen. Als sie aber in einem Zornanfalle dem dreijährigen Söhnlein das Auge ausgeschlagen hatte — so daß aus diesem Söhnlein mein guter einäugiger Schachner heranwachsen mußte — erschrak sie überaus und die Natur kürzte die Zeit ab und führte

das Töchterchen plötzlich an's Tageslicht. Die Mutter suchte sich von nun an zu bezähmen, aber der Jähzorn war im Kinde. Anfangs machte die Untugend den Eltern Spaß, denn sie war an dem zappelnden Wesen so possirlich; allmählich gewöhnten sie sich dran, und der Teufel lebte sich ein. Ja, es war wie ein wahrhaftiger Teufel, es brach hervor ohne Grund und tobte fürchterlich. Sonst war das Mädchen sanft und zart; gerieth es aber in irgend eine Aufregung und Gemüthsbewegung, so war der Teufel los. Sie kannte ihren Zustand gar wohl, ja es gelang ihr sogar, die Aufwallung manchmal zu bemeistern; besonders bei wirklichen Anlässen zum Zorn wußte sie sich zu bändigen, während bei anderen Aufregungen sie der plötzliche, unvorhergesehene Ausbruch übermannte. So ging sie höchst selten mehr unter die Leute und auch daheim verstand sie es, sich unschädlich zu machen, indem sie manchmal im Vorgefühle eines Ausbruches alle zerbrechlichen Gegenstände von sich entfernte und sich einschloß, bis die Entladung vorüber war.

So stand es mit der Traudel. Der böse Zustand hatte sie verhindert zu heiraten, gleichwohl ihr ein alter Arzt als einziges Mittel gegen ihre „Besessenheit" einen braven Mann verschrieben hatte. Sie hielt es für einen Spaß und hat sich das Recept nicht zu Herzen geführt. Auch ihr Bruder heiratete nicht, weil er fürchtete, Weib und Schwester könnten

sich gegenseitig unter solchen Verhältnissen leicht Uebles zufügen. Er blieb bei ihr und sie besorgten mitsammen das kleine Hauswesen und trugen geduldig, was sie zu tragen hatten. —

Als wir in das Haus zurückkamen, saß die Traudel erschöpft und blaß auf der Ofenbank.

„Mein lieber Schneider!" sagte sie und hielt mir die gefalteten Hände entgegen, „mein lieber Schneider! Thu' mir's nicht für übel halten. Ich kann halt nicht anders, ich kann halt nicht anders!"

Jetzt konnte ich's nimmer verhalten, ich begann aus Erbarmen zu weinen wie ein Kind, und wir weinten alle Drei.

Dann aber blieb ich im Schachenhause sitzen und arbeitete meine Ster auf. Als ich fertig war, ließ ich Beiden das neue Gewand anprobiren. Bei der Traudel saß es; beim Einäugigen schlotterte die Joppe, schlotterten die Hosen, als hingen sie auf Zaunstecken. Mein Schreck war groß, aber der Schachner sagte: „Das ist brav, daß ich jetzt endlich einmal einen Schneider gefunden hab', der mir das Gewand recht macht. Nächst Jahr mußt uns wieder kommen."

Aber nächst Jahr kam ein anderer Schneider in's Schachenhaus, dieser maß der Traudel ein Kleid aus Fichtenholz.



Ein Stergeber auf der Freit.

Beim Großbauern vom Sonnenberge haben wir oft gearbeitet, es war eine unserer besten Steren. Die junge Hausfrau Katharina hat uns wohl versorgt. Ich wußte damals noch nicht, durch welch eine merkwürdige Geschichte sie in den großen Hof gekommen war. Heute weiß ich's und heute will ich's zu Ehren unserer properen Stergeberleute erzählen, genau wie's geschehen.

Der reiche Bauer vom Sonnenberg ging mit seinem Sohne Jochtl aus, um zu freien. Das waren auch Zwei, die sich diesen sauren Weg hätten ersparen können. Der Gang zur Braut ist sonst kein saurer Weg, besonders wenn wir ein so wohlhabender und angesehener Mann sind, als der Bauer vom Sonnenberg. Es liegen ihrer fünfzig oder sechzig Höfe in der Landa, deren Töchter den jungen Jochtl vom Sonnenberg in ihr Abendgebet einschließen;

Töchter, die Gott in ihrer aufgeblühten Schönheit feil hält schon manches Jahr; Töchter, die gerade erst auf den Markt gekommen sind; Töchter, die bereits angekündet worden und demnächst im Kalender der Heiratsmäßigen erscheinen werden. Und der Weg zu Jeder wäre für den jungen Jochtl mit Rosen bestreut und der Alte vom Sonnenberg hätte es nicht nöthig, unterwegs eine wohlgesetzte, ehrerbietige Anrede zusammenzustellen; er könnte, den Daumen im Gurt, mit Selbstbewußtsein in's Haus treten und — je herrischer, desto besser — die Begehrenswerthe für seinen Sohn verlangen. Er läßt's ja doch auch sonst so gern spüren, daß er der Fürnehmste ist in der Landa, der Größte und der Einflußreichste. Sie nennen ihn den Gott Vater — zuerst war's aus Spaß, nach und nach sind sie das Wort gewohnt worden — und er läßt sich's schmunzelnd gefallen. Ist er ja doch allmächtig, so gut das vom Sonnenberge aus gehen mag, ist heute gütig, herablassend, heiter, morgen streng, zornig, grollend und donnernd — just wie es ihm gefällt. Der Gott Vater vom Sonnenberg ist überhaupt gewöhnt, nur das zu thun, was er thun will. Und heute?

Heute geht er einen harten Weg, geht mit seinem Sohn auf die Freit, über den Berg, der die Landa abschließt, in's Grönthal und dem Eisenschlößl zu.

Denn so sind die Leute, die Reichen wollen noch reicher, die Angesehenen noch angesehener sein — es ist ein Unfrieden da, eine Begier, ein Fluch, daß auch dort kein Glück sei, wo es sein könnte. So bildete sich der Bauer vom Sonnenberge ein, daß, wenn er schon einmal Bauer vom Sonnenberge ist, er ebensogut auch Hammerherr im Grönthale sein könne. Der alte Hammerherr im Eisenschlößl war gestorben, hatte zwei große Hammerwerke, eine große Anzahl von Huben, Wäldern und Almen hinterlassen und als Erben drei hübsche halberwachsene Töchter.

War das nicht gerade wie ein Fingerzeig vom Himmel, daß der Alte vom Sonnenberg für seinen Sohn Jochtl um die Aelteste im Eisenschlößl werben sollte?

Darnach waren sie jetzt auf dem Wege. Der Alte ging voraus, der Junge hinterdrein. Letzterer trug etwas in der Hand, über das ein rothes Sacktuch gedeckt war. Er trug es mit Aengstlichkeit und großer Sorgfalt, als wär' es etwas sehr Heikles.

Die beiden Wanderer schritten nicht gerade rasch voran und sie waren etwas kleinlaut. Einmal blieb der Alte stehen, blickte seinen Sohn von oben bis unten an und sagte:

„Ist ja gar nicht wahr, daß Du um einen Kopf kürzer wärest als andere Bursche, ich weiß nicht, was die Leute für Augen haben, Du bist ein gut und stark gewachsener junger Mann und ich habe

auch richtig keine Angst, daß wir Schaub führen*) gehen könnten."

„Ich hab' keine Angst," antwortete der Jochtl und stellte sich ein wenig auf die Zehen. Auf seine weite Brust, auf seine breiten Achseln, auf seinen festen Nacken konnte er nur stolz sein und den Ledergurt trug er seit einigen Monden im letzten Loche gehakt. Ging das mit dem leiblichen Gedeihen so fort, so mußte er schon in nächster Zeit diesen feingearbeiteten Gurt mit der kunstvollen Silberschnalle, ein altes Familienstück, als zu eng geworden ablegen. Diese Nothwendigkeit war bisher noch an keinen Derer vom Sonnenberge herangetreten, es waren lauter schlanke baumstarke Männer, wie der Alte heute noch bezeugt, und allemal die Schönste war es in der Landa, die von den Sonnenbergern heimgeführt wurde.

Fein aufgestellt war er heute, der Jochtl, sein kurzes Jöppel und seine Bocklederhose rochen noch ganz nach uns Schneidern, und auf dem Haupte der „Sternstecher" mit den bunten Quasten und der breiten Krempe, die stellten den kleinen, dicken Kerl her, daß es eine Freude war. Der Jochtl war in seinem achtundzwanzigsten Jahre und recht vollbackig und nicht kaltblütig, ein wenig schlau und ein bischen

*) „Schaub führen" heißt, in der Bauernschaft ein mißlungenes Werben, das, was andere Leute „einen Korb bekommen" nennen.

hartköpfig dabei. Er hatte noch nicht viel nach Weibsleuten ausgelugt und der Alte fürchtete fast, er könne das „Schnalzerl" verpassen und es ohne Ehefrau versuchen, alt zu werden. Das durfte nicht sein. Daher rieth ihm der Alte Eine aus dem Eisenschlößl an, und dem Jochtl war's recht.

Als sie nun dem Schlößl in die Nähe kamen, setzten sie sich auf den Rasen; „daß wir nicht gar über und über verhitzt und verschwitzt vortreten," meinte der Alte.

„Daß Du Dich hübsch manierlich stellst," fuhr er fort, „und Dein Nasenschnuppern stehen läßt. Späterhin kannst wieder schnuppern, wie der Will', wenn Du die verfluchte Angewohnheit schon einmal nicht lassen magst. Nur heut' nimm Dich zusamm'. Schön den Hut abnehmen und daß Du mir nicht vergißt, wenn wir vortreten: Der alten Hammerfrau küssest die Hand! So Frauenweiber halten was drauf und wird Dein Schaden nicht sein. Reden werde schon ich. Bin ich fertig und haben wir die Antwort — und ich verhoff's eine erfreuliche Antwort — nachher trittst Du vor und bringst schicksamerweise Deine Sach an. Was Du zu reden hast, das kann ich Dir jetzt nicht sagen, muß Dir das recht Wort selber einfallen; auch so zu der Braut. Nur zu viel nicht reden. Wird vielleicht ein Eichtl flennen, die Junge; mach' Dir nichts draus, ist so der Brauch, legst ihr nur so ein wenig die Hand auf die Achsel. — Was

Bursch?! — Ich glaub' gar! — Das wär doch eine rechte Schand für so einen Jungen dahier! Geh!" Der Jochtl preßte sein Gesicht in den Ellbogen hinein und weinte. Nach langem Zärteln und Fragen brachte es der Alte heraus, was dem Jungen fehle.

„Schamen thu ich mich," schluchzte der Jochtl.

„Geh' Närrisch! Schamen wird sich schon das Mädel. Gescheiter um einen fingerlang zu keck, als zu lahmlackig — allemal gescheiter. Du bist ein Sonnenberger, darfst Dich schon was getrauen. So, jetzt gehen wir's in Gottes Namen an."

Als sie in's Eisenschlößl traten, fragten sie zuerst in der Küche nach der Herrschaft. Ein schlankes, blondhaariges Küchenmädchen wies ihnen bescheiden Treppe und Thür. Der Jochtl fragte sie, wie sie heiße, und wollte ihr einen Silberzwanziger in die Hand drücken. Sie antwortete: „Heißen thue ich Katharina und für das bedanke ich mich." Wies das Geldstück ab und eilte flink davon. Der Jochtl schaute ihr nach.

Die Frauen im Eisenschlößl waren gerade versammelt in der großen Stube bei der Arbeit: Nähen, Stopfen, Sticken, Glätten und was so Verrichtungen sind, womit die Einen den Mann erhalten, die Anderen erwerben wollen. Glätten, Nähen, Sticken, Stopfen sind die edlen Thaten jener Wesen, aus denen die Welt erwächst. Sticken, Stopfen, Glätten, Nähen zur rechten Zeit ist des Hauses Segen und

der Hausfrauen Ehre; aber Nähen, Glätten, Stopfen, Sticken zu aller Zeit ist sinnloses Spiel und Müßiggang.

Wie sie es im Eisenschlößchen sonst hielten, das weiß man nicht, aber heute waren sie emsig, alle Fünfe, die Großmutter, die Mutter, die drei Töchter bei häuslicher Arbeit, als hätten sie ahnen können, daß ein Freier kommt.

Nun klopfte es an der Thür und wie? Der Alte vom Sonnenberg verstand es nicht allein, mit entschiedenem Herrscherdrucke die Klinke zu fassen, er wußte anzuklopfen — weich, höflich, daß es eine Art hatte.

So sagte denn die Hammerfrau, nachdem sie einen prüfenden Blick auf die arbeitende Gruppe geworfen hatte — ebenso höflich ihr „Herein!"

Als die Thüre langsam aufging, flüsterte hinter dem Rücken der Mutter die Aelteste den beiden Schwestern zu: „Der Gottvater vom Sonnenberg!"

„Und der Gottsohn!" hierauf die Zweite, da kicherten sie.

Der Alte trat einige Schritte vor und sagte den feinsten der Bauerngrüße, die ihm einfielen. Die Frau dankte mit freundlicher Miene. Hierauf stand Der vom Sonnenberg ein paar Augenblicke da, ohne recht zu wissen, wie er anfangen sollte. Der Jochtl hielt sich ganz nahe hinter ihm und duckte

sich, was dem Kleinen hinter dem Großen nicht schwer wurde.

Der Alte that einen Blick auf die Mädchen, einen gutmüthigen Blick, an dem aber die Absicht, überflüssige Zeugenschaft hinwegzuschieben, nicht zu verkennen war. Die Frau verkannte diese Absicht auch nicht, doch gab sie keinen Wink und die Gruppe saß, wie sie saß.

„Ehrenwerthe Frau Hammermeisterin," hub Der vom Sonnenberg mit etwas befangener Stimme an. „Wir sind die Besitzer vom Sonnenberg und thäten bitten auf ein Wörtel."

„Ja," sagte sie, „was verschafft mir so werthe Gäste?"

„Wie sich's bisweilen halt schickt," antwortete der Alte, „mein Sohn, der Jochtl da, mein Einziger —" er wendete sich, um den Burschen vorzustellen, dieser jedoch barg sich immer noch hinter dem Rücken und der nun von seiner rothen Hülle befreite Blumenstrauß zitterte ihm in der Hand — „Der hat," fuhr der Alte fort, „schon alleweil wollen hergehen — in dieses hochwerthe Haus, aber das erstemal muß ich ihm den Weg in Ehren wohl zeigen. Er hat sonst auch Manieren für Eine aus dem Schloß. Will er sich halt, wie ihn Gott erschaffen hat, entschließen, in den heiligen Ehestand zu treten und hat wohl sein Auge auf die Allerfürtrefflichste geworfen, die weit und breit im Sonnenschein gewachsen ist. Und

so ist jetzt unser heiliges Fürnehmen, daß wir in Ernsten und Ehren um die Jungfrau anhalten, sintemalen schon Gott dem Adam im Paradiese —"

„Ich kenne den schönen Spruch," unterbrach ihn die Hammerfrau, indem sie sich in ihrer ganzen Breite aufrichtete und so die hinter ihr flüsternden und kichernden Töchter deckte. „Ich kenne den Spruch, lieber Sonnenberger, und es freut uns recht, daß Ihr uns die Ehre wollt erweisen. Es mag Jede froh sein, die einmal auf dem Sonnenberg sitzen kann und einen so braven Mann bekommt; könnte auch meinen Töchtern nichts Besseres wünschen, als eine so gute und sichere Hut, möchten sie den Pflichten und Obliegenheiten einer Großbauersfrau nur auch gewachsen sein."

Der Alte vom Sonnenberg machte eine sehr höfliche Bewegung mit der Hand: keine Frage, sie wären ihnen schon gewachsen; der Jochtl erhob seinen Blumenstrauß.

„Jedoch," fuhr die Hammerfrau fort, „ist es wohl einzusehen, daß in einem Hause wie das unsere am Wasser bei den Schmieden und Hammerwerken die Mädeln nicht recht für eine Bauernwirthschaft abgerichtet werden. Für's Eine haben sie zu wenig, für's Andere haben sie zu viel, wie es halt schon geht. Man läßt ihnen allerlei lernen und angewohnen, und bis sie erwachsen sind, sieht man, die

Wesen taugen nur noch für die Stadt. Darum bedanken wir uns noch einmal für die Gunst und Ehr' und wünschen von Herzen, daß der Herr Sohn eine Ehefrau findet, die an Stammen und Erziehung rechtschaffen für ihn taugt."

Dem Alten vom Sonnenberge geschah in diesem Augenblicke übel, er hatte seine Gestalt, die bisher gebückt wie ein Fragezeichen vor der Hammerfrau gestanden war, aufgerichtet zu einem starren Ausrufungsstrich. Er wußte nicht, wie er sich sofort für die Schmach rächen sollte, die in dieser Stunde seinem Sonnenberge widerfahren war. Da trat neben ihn der Jochtl vor und sagte ehrerbietigen Tones: „Die Frau wird uns nicht recht verstanden haben. Sie hat was von ihren Töchtern gesagt — das werden vielleicht die drei munteren Kinder dort sein. Ach na, das wäre nichts für den Sonnenberger, der hat jezeit her die Tüchtigste und Sittsamste genommen, und will ich's auch nicht anders machen. Nach viel Fürnehmheit und Reichthum braucht der Sonnenbauer nicht zu fragen, er muß Eine haben, die für Haus und Küche taugt, und so halte ich in Ernsten und Ehren an um das brave Dienstdirndl, um die Katharina."

Der Alte, dem bereits der Schweiß von der Stirn geronnen war, nickte lebhaft beistimmend mit dem Haupte. Er hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als abstatten, die Schmach zurückgeben! Das Kichern

hinter der Frau Hammermeisterin war nun völlig verstummt. Die Frau Hammermeisterin selbst war etwas gedämpft, aber stets freundlich entgegnete sie, bei so wichtigen Sachen solle man wohl immer ganz deutlich reden. Sie frage nur, ob man mit dem Küchenmädchen schon im Reinen sei? In diesem Falle habe ja sie nichts dreinzureden: die Katharina sei armer Leute Kind, gegenwärtig hier nur im Dienst, und ihrer Aufführung wegen sei keine Klage. Sie, die Hammermeisterin, sei der guten Haut zu ihrem Glücke nicht im Wege.

Der Alte hatte anfangs gemeint, diese Katharina wäre für den Burschen nur so eine Finte gewesen, um sich aus der Schmiere zu ziehen. Deß wurde er bald eines Anderen überzeugt. Da der Jochtl schon einmal auf Weibersuche aus war, so wollte er mit leerer Hand nicht mehr heimwärts; sein Auge war einmal dafür offen, die Katharina hatte ihm auf den ersten Blick gefallen, und als er sie nachher näher besah, gefiel sie ihm noch weit besser, kurzum sein Werben hielt er aufrecht.

Die Katharina ist heute angesehene Großbäuerin auf dem Sonnenberge, sie fragt ihn oft noch, wenn sie ihren Arm um seinen kräftigen Nacken schlingt, wieso er just auf sie verfallen sei?

„Weil Du mir die Liebste bist,“ ist seine Antwort; und warum auch nicht! Sie ist ein stattliches, schönes Weib, und an Festtagen, wenn sie die sieben=

fache Goldkette um den Hals trägt und in ihrem feinen natürlichen Anstande schlicht und gütig mit den Leuten verkehrt, da freut sich insgeheim der Alte und der Junge vom Sonnenberg, daß sie dazumal bei der Frau Hammermeisterin so glückselig — abgeblitzt sind.





Mein erstes Honorar.

„Da gehört was dazu," sagte der Steinbauer, „wo er denn das her hat!"

„Aber schon gar!" rief die Steinbäuerin lachend, „ist doch ein rechter Unchrist, dieser Schneidergesell! Wenn unsere Dirn nicht sozusagen schon Mensch geworden wäre, dürfte man so ein Lesen nicht leiden."

„Geh'," schmeichelte die menschgewordene Haustochter, „hast nicht noch was bei Dir?"

„Bei mir" — entgegnete ich — „bei mir hätt' ich schon was, aber" — jetzt einen fragenden Blick gegen meinen Meister.

„Wenn's ihnen gefällt," sagte der schmunzelnde Meister, „so lies halt noch was."

Wenn's der Meister anschafft und eine menschgewordene Haustochter d'rum bittet, wird ein junger Schneidergesell doch nicht lange säumen, sein „Gedichtet's" vorzulesen. Hoch oben in unseren Wald-

bergen hob der Meister Natz mit seinem dichtenden Gesellen nicht viel Ehre auf, aber im Thale der Mürz, wo es zur Mode gehörte, bisweilen ein wenig „Unchrist“ zu sein, da erhob sich ein rechter Jubel, so oft ich etwas von meinen Schwänken, Trutz- und Liebesg'sangeln zum Besten gab. Letztere waren mitunter „hübsch geschmalzen“, wie der Steinbauer einmal sagte, aber man weiß ja, daß Bauersleute gern fett essen; auch die erwachsenen Haustöchter wischen sich den Mund erst ab, wenn sie satt sind, und so las ich d'rauf los. Meine Stimme hatte gerade die rechte Stärke, um in der Kinderstube nicht gehört, und an unserem Tische wohl verstanden zu werden; auch soll ich — was mir der alte Steinbauer heute noch gutspricht — die vielen Gedankenstriche gar sinnreich mit den Augen angedeutet haben, die über den Steg dieser Gedankenstriche ein- um's anderemal auf die Haustochter hinübergesprungen sein sollen.

Besonderen Beifall hat das Stück: „A betendi Jungfrau“ gefunden. Dieses thut dar, wie eine etwa dreißigjährige Jungfrau den heiligen Kulian um einen Mann bittet. Bei der Stelle:

> Kolt wird's, da Winta kimt uma,
> Und Mana giebt's übroll so viel;
> An Mon muas ih hobn, sist dafruis (erfriere) ih,
> Ih muas und gehts aus scha wias will,
> Ih sog enks, sist bring ih mih um!

Ohni Mon woas ma nix z mochn,
Giebts da koan Gspaß und nix z lochn,
De ledi bleibn möchten, sein drum
Wul dumm!

blieb kein Auge trocken. Die älteren Dienstmägde weinten die Thränen, die jüngeren lachten sie. Die menschgewordene Haustochter hatte gut lachen.

Solch' ungezwungener Applaus hat meinem guten Meister nicht minder wohlgethan, als mir. Wo war denn sonst noch ein Meister, welcher einen Gesellen hatte, der die Leute lachen machen konnte, ohne sie beim Gewandanmessen zu kitzeln, der sie zum Weinen bringen konnte, ohne ihnen weh gethan zu haben. Wo war ein solcher Meister?! — Bald hatte sich in der Nachbarschaft und in der grünen Umgegend von Mürzzuschlag die Mär verbreitet: „Beim Steinbauer haben sie einen g'spaßigen Schneider!“ Und jetzt kamen sie an den schönen Sommerabenden herbei und der g'spaßige Schneider las ihnen allerhand Gedichtet's. Da betrachteten sie mich eine Weile und sagten es ganz laut: „Ausschaut er nicht darnach, daß man ihm so was kunnt ansehen.“

Mancher Bursche schlich mir nach und ob ich denn nicht so gut wollt' sein und ihm ein Briefel schreiben an seinen Schatz, recht hitzig, daß er die Dirn haben muß, und dann wieder so viel betrübt und „schmachtisch“, daß es ihr an's Herz greifen soll, und endlich so gewiß butterweich und keck dabei,

wie wenn man Eins halst und busst und nicht mehr ausläßt. Tinten und Papier wollt' er schon fleißig zahlen.

Der Lebzelter von Mürzzuschlag bestellte allerhand Sprüchlein für seine Lebkuchen. Und der alte „Abschieder-Toni", dem nach zweiundzwanzigjährigem Militärdienst mit drei Feldzügen nun in seiner Heimat das Betteln erlaubt worden war, wollte von mir einen großen Spruch haben, in welchem seine Heldenthaten dargestellt wären und welchen er vor den Hausthüren aufsagen könne.

Wenn ich dann nächtlicherweile im Bette lag, reckte und dehnte ich mich und genoß das Bewußtsein des Ruhmes, der nun auf einmal über mich gekommen war.

Der Steinbauer — er lebt heute noch — war ein lustiger Kopf — er ist's heute noch. Zu dem kamen schon damals die Sonntagswiener in Schaaren gezogen, weil es bei ihm so fröhlich und steierisch zuging. So sagte der Steinbauer eines Tages, da wir bei ihm auf der Ster waren: „Schneider, am nächsten Sonntag, wenn die Wiener kommen, sollen wir was anstellen."

„Was sollen denn wir anstellen?"

„Einen Spaß."

Mein Meister, der im wärmeren Klima des fröhlichen Mürzthales selbst aufgethaut war, stimmte allsogleich ein.

„Ich weiß schon was," sagte der Steinbauer, „wir legen Alle unser steierisches Gewand an."

„Dein neues ist noch nicht fertig," unterbrach ihn der Meister.

„Macht nichts, den Wienern ist das alte auch recht. Nachher machen wir einen Hochzeitszug und singen das Pinzgauerlied."

Der Hochzeitszug, meinte mein Meister, wäre etwas sehr Gutes, aber das Pinzgauerlied wäre für die Wiener viel zu dumm.

„So soll Dein Gesell etwas Gescheiter's machen," schlug der Steinbauer vor. Ich erklärte mich dazu bereit unter der Bedingung, wenn sich der Meister aus etlichen verkehrten Nähten, die während des Dichtens etwa entstehen sollten, nichts machen wollte.

So sagte der Meister zum Steinbauer, indem er mit dem Daumen über die Achsel nach mir hinwies: „Da schau ihn an. Er bringt nichts Gescheites zuweg, wenn er dabei nicht auch was Dummes machen kann."

Sprach der Steinbauer: „Wegen ein paar fehlgeschlagener Hosennähte werden wir schon auch noch nicht betteln gehen müssen."

Schrie mich der Meister an: „So dicht' zu!"

Jetzt fiel mir nichts ein. Und als es Abend wurde, und als ich „zwischen der Lichten" gegen den Gansstein hin spazieren ging, fiel mir immer noch nichts ein. Am nächsten Tage tröstete mich der Stein=

bauer mit dem Sprichwort: „Gut Ding braucht Weile". Worauf mein Meister sagte: „Da muß es schon etwas sehr Gutes sein, weil es ihm alleweil noch nicht einfällt."

Plötzlich am zweiten Tage, so um die Jausenzeit herum, hatte ich was. Denselbigen Abend brachte ich in Nöthen zu, aber am nächsten Tage war es so weit, daß wir den neuen Text nach der Melodie des Pinzgauer Liedes einstudiren konnten. Toll ging es her und wir lachten uns fast krumm dabei.

Wir hielten einen Probezug. Der Steinbauer eröffnete als Brautführer den Zug, neben ihm als Braut ging die Haustochter. Als zweites Paar war die erste Kranzeldirn mit dem Bräutigam. Dann kamen wir Sänger! Mein Meister war Baß, ich Tenor. Hinter uns zog der Troß der Kranzeljungfern, Burschen und aller Hochzeitsleute. Die ganze Nachbarschaft war da. Der Gansteinwald machte unser Singen nach und machte das Gelächter nach. Und der Steinbauer rief nach der Probe: „Das wird ein Hauptspaß für die Wiener; so was haben sie noch nicht gehört."

Ich konnte die nächste Nacht nicht mehr schlafen und hatte weitgehende Gedanken. — Vielleicht lassen sie mich gar nicht da und ich bin morgen in Wien. Zweimal sagen darf man's nicht, sie nehmen mich mit! Der Meister laßt mir in diesem Bett ohnehin keinen Platz. Wie er sich heut' wieder breit macht!

Mehr als ein Fragezeichen hat in so einem Bett nicht Platz. Bin daneben nur wie ein kleiner Beistrich; nun, vielleicht ist's mit heute Punctum.

Am nächsten Morgen war Sonntag und es kamen die Wiener. Schwarze, braune und graue, blasse und bärtige, tolllustige, übermüthige Leute, alle mit feinen Spazierstöckchen, vornehmen Cigarrenspitzen, manche mit wunderlichen Glasscheiblein, die sie sich in die Augenhöhle zwickten und dabei das andere Auge zupreßten, weil solche Herren ja mit einem Auge mehr sehen, als andere mit zwei. Viele hatten auch seidene Kübelhüte auf den Köpfen, daß es schon eine Herrlichkeit war. Sie trieben im Walde und auf dem Anger allerlei Kurzweil und tranken Wein und rings um das Steinbauernhaus war ein Lärm, wie „bei einem besoffenen Kirchtag".

Jetzt rückten wir mit unserem Hochzeitszuge an. Mit den rothen Stangentüchern fuchtelten wir in der Luft herum, mit unseren Stimmen suchten wir den Lärm der Zechenden zu überschreien, was uns nicht recht gelingen wollte. Sie nahmen uns nicht wahr. Jetzt drangen wir mitten in den Baumgarten, wo die besetzten Tische standen, postirten uns dort und sangen — an zwanzig Stimmen stark, die aber von einander nichts zu wissen schienen — mein „Gedichtet's" ab. Als wir damit fertig waren und das lustige Lärmen fortwährte, begannen wir es noch einmal zu wiederholen, und zwar noch toller und schriller

als das erstemal. Jetzt bemerkten wir, daß wir Aufmerksamkeit erregten. Ein ganzer Tisch kam in Bewegung und ich sah, wie sie einen Abgeordneten wählten, der, sich durch die Menge drängend, eilig auf uns zukam. Meinem Meister streckte er die Hand hin und sprach: „Da habt's einen Kreuzer für's Singen und daß 's aufhören sollt's!“ — Dann war er wieder davon.

Wir hörten freilich auf, weil uns die Stimmen im Munde stecken blieben. Wir blickten uns starr an. Alsdann schlichen wir Einer nach dem Anderen seitab. Ich irrte den übrigen Theil des Tages in den Wäldern umher, und als wir am Abende im Hause wieder zusammenkamen, wollte Keiner dem Anderen in's Gesicht schauen.

Da war es am nächsten Montagsmorgen, als das Arbeiten wieder anging, daß der Meister mir etwas über den flachen Tisch schob und sagte: „Das gehört Dein.“

„Brauch's nit,“ knurrte ich, denn es war der wienerische Kreuzer.

„So?“ sagte der Meister, „hast Dich mit Deinem Gedichtet's so abgeplagt und willst die Belohnung nicht dafür nehmen?“

Da hob ich die Hand und fuhr damit über den Tisch hin, daß der Kreuzer durch die Stube flog und nicht mehr gesehen wurde.

Von diesem Tage an war es mit meiner Poeterei eine Weile vorbei. Habe dem Lebzelter auch die Lebkuchensprüche nicht geliefert, sie wären sicherlich zu wenig süß ausgefallen. Bald darauf zogen wir zwei Schneider uns wieder in's Gebirge zurück.

Seither sind viele Jahre vergangen. Als ich unlängst in die Gegend kam und auch meinen alten Steinbauer besuchte, habe ich die Frage nicht unterdrücken mögen, ob in der Leutstuben, wo wir einst gearbeitet hatten, nicht etwa einmal ein Kupferkreuzer gefunden worden wäre.

Ja, da lachte er hell auf. Erst kurz zuvor hatte ihm eines seiner Enkelein einen über und über mit Grünspan verhüllten Kreuzer gebracht, den es in der Stube gefunden haben wollte.

„Schau," sagte der Steinbauer, „da ist er. Er hat sich das Gesicht verdeckt, weil er sich jetzt schämt, daß er Dir dazumal den Schimpf angethan hat."

„Dieses Geld ist mein," versetzte ich auf sein feines Wort, „ich will es aufbewahren. Der Poet hat Stunden, wo ihm Erinnerungen — wie diese an mein erstes Honorar — zu Nutze sind."

Der Steinbauer lächelte und machte dabei gerade so ein Gesicht, als wüßte er wieder einen neuen Spaß. — Aber ich bin nicht mehr darauf eingegangen.



Der Lichtelauslöscher und seine Tochter.

Ja, den Lichtelauslöscher zu Buchenwald, den hättet Ihr kennen sollen. Daß man ihn den Lichtelauslöscher hieß, während er in der Kirche ebenso gut auch der Lichtelanzünder war, beweist nur auf's neue die Undankbarkeit der Welt.

Der Dorfwirth zum „goldenen Roß" nannte ihn auch den „klingelnden Josef", denn der Josef läutete mit den Glocken auf dem Thurm und mit dem Glöckel an der Sakristeithür, und mit den Schellen am Altar und — was besonders störend war — mit dem Klingelbeutel.

Dieser Klingelbeutel — der obere Theil eine bodenlose Messingbüchse mit offenem Mund, der untere Theil ein rothseidener Beutel mit zwei Schellchen — war aber die größe Pein des klingelnden Josef selbst.

„Herr Pfarrer,“ sagte er eines Tages und schüttelte die paar Kupferkreuzer auf die flache Hand heraus, „Nicht einmal für die Kirchenmäuse kleckt der Bettel! Am nächsten Quatember-Sonntag soll wieder für die Pfarrarmen gesammelt werden. Jeder greift in den Sack und läßt was in den Klingelbeutel fallen, so daß die Armen glauben: Dasmal wird sich's woltern thun, dasmal. Die reichen Bauern haben es tüchtig hineinscheppern (rasseln) lassen. — Und zählt man nach, so haben die Racker lauter halbe Kreuzer und bayerische Pfennige in's Loch gesteckt. Mich nehmen sie alsdann her dafür, ich thäte nicht klingeln genug, thät' den Leuten die Büchsen nicht keck genug unter die Nasen halten, thäte nicht laut genug „Vergelt's Gott“ sagen. Soll's ein Anderer angehen, das Handwerk, wenn er's besser versteht, 's ist nicht so leicht. Die Freisingdorfer haben sich eine gläserne Büchsen machen lassen und gemeint, weiß was Kluges gethan zu haben. Ist aber bald wieder abkommen, denn jetzt haben die meisten gar nichts hineingeworfen und den zusammengewutzelten Guldenzetteln, die Einer hineinsteckt, daß man's durch's Glas drin sollt' liegen sehen, denen war auch nicht zu trauen. Kupferkreuzer in eitel Fließpapier gewickelt. Pfui, Schinderhaut!“

„Gott besser's!“ sagte der Pfarrer.

„Der Teufel hol's!“ sagte der Lichtelauslöscher. So fragte nun der Pfarrer, was er eigentlich in

dieser Sache solle thun können? Nicht weniger als zwölf Predigten des Jahres seien gemünzt auf die christliche Barmherzigkeit und das Almosengeben.

„In diesen Stucken hilft's nichts, das Predigen," behauptete der klingelnde Josef, „das sind die Leut' schon All's zu viel gewohnt. Aber wenn's dem Herrn Pfarrer recht ist, so thu' ich was Anderes, daß dasmal die Pfarrarmen ihr Theil kriegen. Schand' ist keine dabei und verhoff' ich, daß der Herr Pfarrer nachher den neuen Brauch einführen wird."

Der Pfarrer gab ihm freie Hand, wie jener Fürst dem Finanzminister: Wie Du's anstellst, ist Deine Sach'; nur Geld schaff'!

Bald darauf kam der lustigste Tag im Jahr, um den sich, wie um alles Feine, Welt und Kirche miteinander raufen. Mir gehört das Fest, sagt die Welt, denn es ist die altgermanische Kirmeß. — Mir gehört es, sagt die Kirche, denn es ist die katholische Kirchweih. Wenn sich schon so hohe Herrschaften um die Kirchweih streiten, da ist es dann wohl kein Wunder, daß an diesem Tage im Dorf so viel gerauft wird.

Einstweilen geht's heute im Wirthshause noch heiter zu. Der Lichtelauslöscher schleicht schon eine Weile daran herum. Er ist ein kleines, hageres Männlein und noch flink im Laufen und Schleichen, trotz seiner schneeweißen Haare auf dem Haupt.

Diese Haare sind immer hübsch glatt geschoren, der Bart ist sorgfältig rasiert, und mit der frischen Farbe seiner Wangen und seinen vergißmeinnichtblauen, schalkhaften Aeuglein hat der Alte nachgerade ein herziges Gesichtlein. Und just wie nun das Wirthshaus so hübsch voll ist wie ein surrender Bienenkorb, der Wein den Gaumen kitzelt, das Musikbandel die Ohren und das saubere Weibervolk die Augen, da tritt der klingelnde Josef mit der Sammelbüchse zur Thür herein. Rasch vertrat er dem Wirth den Weg zwischen Gaststuben und Keller und sagte: „Goldenes Roß! Du mußt mich jetzt mit meinem Beutel zu Deinen Gästen hineinlassen."

Der Wirth lachte und schob ihn am Rücken eigenhändig durch das Gedränge in die große Stube.

Mitten in derselben erhob der Josef sein Geschrei, denn das Klingeln kam hier gegen das Gläserschrillen nicht auf. „Ehrsame Kirchweihgäste!" rief er, „das Roß hat's verstattet, daß ich Euch das Himmelreich in's Wirthshaus trage. Da in der Büchsen ist's drinnen, wer's heraus haben will! So lang Silbergeld für unsere Pfarrarmen hineinstecken, bis es nimmer Platz hat drinnen, das Himmelreich, dann kommt's selber heraus. Für die Pfarrarmen, wer ein Ehrenmann ist und Gottes Segen braucht! Bürgermeister, ruck' voran!"

Der Bürgermeister räusperte sich und röchelte dabei, als ob ihm ein Strick um den Hals gelegt wäre, dann nestelte er einen alten Silberthaler aus dem Sack: „Halt auf, Josef! Wollen einmal sehen, ob ich's Loch treffe!" Er hielt das Geldstück hoch in die Luft, ließ es niederfallen und es rasselte zur Büchse hinein.

„Bravo!" rief der Josef, anstatt: Vergelt's Gott.

Das gefiel dem Bürgermeister. — „Noch einmal!" sagte er und wiederholte das Spiel mit einem zweiten Thaler. Es verlief ebenso gut. Die übrigen Bauern waren kleinlaut, aber sie sahen, es bleibe ihnen nichts übrig, als auch zu versuchen, ob sie mit Thaler oder Silbergulden das Loch träfen. Es ging grauenhaft sicher um die Tische herum; als aber Einer mit seinem Thaler ungeschickterweise das Loch der Büchse verfehlte, rief rasch ein Anderer: „Mit kleineren Münzen trifft man's leichter."

„Mit kleineren ist's keine Kunst!" warf der Josef scharf ein. Innerlich lachte er, denn der Klingelbeutel ward von Minute zu Minute schwerer.

Endlich sprang er den Wirth an: „Jetzt, goldenes Roß, ist's an Dir! Tischel-deck'-dich, das kannst, und wirst Dich auch vor dem Esel-streck'-dich nicht zu Schanden machen lassen."

In der That nicht, das „goldene Roß" warf einen Ducaten!

Als der klingelnde Josef — der sich heute für seinen Spitznamen so herrliche Genugthuung verschafft, in den Pfarrhof zurückkehrte, rief er hell: „Einundfünfzig Sonntage in der Kirche geben nicht so viel, als einer im Wirthshaus!“ und versuchte mit dem Gefäß zu schellen, was aber entzückend armselig mißlang, weil es zu sehr vollgepfropft war.

„Was hat der Josef denn gemacht?“

„Die Bauern hat er geschröpft!“ antwortete dieser.

Und seither ist es eingeführt zu Buchenwald, daß am Kirchweih-Sonntag im Wirthshaus für die Pfarrarmen abgesammelt wird.

„Die Kühe muß man melken, so lange sie Futter fressen,“ ist die Ansicht des Lichtelauslöschers, „wenn sie nichts zu fressen haben, versagen sie, oder schlagen gar mit dem Bein aus. — Wenn ich ein großer Stadtbürgermeister wäre, ich ließe in allen Gasthöfen, in Musik- und Schauspielhäusern, wo die Leute zusammenkommen zu Glanz und Freuden und Eitelkeiten — da ließe ich mit dem Klingelbeutel umgehen für die Armen.“

Der Lichtelauslöscher hatte einst einen kleinen Lederhandel betrieben, sich aber später mit seinem Töchterlein — das wir noch kennen lernen werden — in ein Häuschen zurückgezogen, welches eine halbe Stunde von Buchenwald entfernt war, und von dem aus er täglich zur Kirche hinabging, um ihr seine uneigennützigen Dienste zu leisten.

Von seiner Ehe ist mir nicht viel bekannt; doch sind ein paar Thatsachen zu vermerken, die auf dieselbe Streiflichter werfen.

Als sein Sohn eine junge Kaufmanns-Witwe heiratete, stattete ihn der Josef mit einer Kiste voll Wolle aus. Die innere Fläche der Kistendecke hatte er mit eitel Ducaten besetzt, und zwar in Form von zwanzig lateinischen Buchstaben: Zanke nicht mit Weibern. — Aber wenn sie zanke? meinte der Bräutigam. — Dafür sei die Wolle, daß er sich damit die Ohren verstopfe. — Ferner pflegte der Lichtelauslöscher das Heiratsgut bei den Männern die Mitgift, bei den Weibern das Mitgift zu nennen, eine Inconsequenz, die ihm von seinen verehelichten Ortsgenossen meines Wissens niemals corrigirt worden ist, so daß ich schier selber glaube, die Sache wird unter Umständen richtig sein.

So viel einstweilen von diesem seltsamen Alten. Nun aber kommt was Besseres, nämlich sein Töchterlein.

Dieses Töchterlein war zur Zeit, als ich in der Gegend ein zwanzigjähriger Handwerksbursch gewesen, in den Jahren, wo die Weiber am allerleckersten sind, nämlich, wo es ihnen einleuchtet, daß sie auf der Welt stehen, um geheiratet zu werden. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren leuchtet ihnen das schon ein, zu Buchenwald vielleicht um ein paar Jahr später, weil dort die Luft frisch und die Arbeit

hart ist. Das ist auch die Zeit, wo sie ihr Alter wahrheitsgemäß angeben, gleichwohl Keiner darnach frägt.

Eines Tages beschied uns der alte Lichtelauslöscher in sein Häuschen, daß wir ihm das Todtengewand machen sollten; er gedenke gelegentlich einmal zu sterben und in das Bräutigamskleid, wie andere Todte, wolle er nicht mehr. Seinen Sarg hatte er schon seit Jahren fertig, der stand in der Bodenkammer und diente einstweilen zum Aufbewahren getrockneter Kräuter, die der Häusler zu medicinischen Zwecken im Hause hatte. Ich sah die kleine schmale Truhe. An den Kanten waren einige Spuren, daß sogar die Mäuse schon versucht hatten, dieses Räthsel zu lösen. Die Schwalben, die in der Bodenkammer Nester hatten, nahmen den Sarg weniger ernst, zierten ihn mit losen Ornamenten. Zu Lebzeiten seiner Frau soll der Josef die sechseckige Truhe gern zur Schlafstelle benützt haben; seit er allein war, lag er im Ehebett.

Nun also, wir arbeiteten im Hause des Lichtelauslöschers und machten ihm das Todtengewand. Wir haben selten irgendwo so viel gelacht, als bei dieser Todtenschneiderei, denn der Lichtelauslöscher saß viel an unserem Tisch und erzählte die aberwitzigsten Schnurren. Und mir lachte das Herz noch aus besonderen Gründen. Gleich anfangs gab es Zwirn abzuhaspeln und ich durfte dabei der netten

Ferdinanda den Haspel machen. Ich streckte meine Arme aus, sie spannte mir den Strähn von einer Hand zur anderen und wickelte den Faden auf den Knäuel. Weil wir aber dabei schäckerten, so kam ein Gewirre zu Stande, bei dem wir uns Beide nicht zu helfen wußten. Ich wollte den Knäuel immer durchschieben, sie sagte, das sei nichts nutz; ich wollte den Faden abreißen, sie sagte, das sei auch nichts nutz. Das einzige Mittel sei Geduld. Es hätte sich wahrlich noch geschlichtet, da kamen zu den schwarzen Zwirnsträhnen unseligerweise auch noch die ihrer goldfarbigen Haare dazu — und nun verließ mich die Geistesgegenwart. — Es ist ein bedenklich Ding für einen zwanzigjährigen Handwerksburschen, für schwarzen Zwirn und goldfarbiges Mädchenhaar den Haspel abgeben zu müssen, und nur den ernsthaften Blicken meines guten Meisters ist es zu verdanken, daß ich nicht noch tiefer in's Garn gerieth.

Als nach fünf Tagen der Tod so ziemlich fertig war und nur noch ein paar Reihen Knöpfe einzunähen blieben, weil der Lichtelauslöscher sagte, die Todten pflegten immer sehr zugeknöpft zu sein, ging mein Meister davon und ließ mich zum Fertigmachen allein zurück. Nun war aber — Ihr seht, ich mache keine Umschweife — am selbigen Tage auch die Ferdinanda nicht daheim. Ihr Vater hatte sie nach Buchenwald hinabgeschickt, um kleine Einkäufe zu machen, da wir Schneider wahrscheinlich die Vor=

räthe gelichtet hatten, und besonders sollte sie einen Salzstock nach Hause tragen. Der Alte aß seine Suppen gerne gut gewürzt, worin er auch Recht hatte. Das Salz der Ehe schien ihn stark abgehärtet zu haben.

„Daß Du keinen Salzstein erwischest!" trug ihr der Alte auf. „Beim Salzstockaussuchen nimmst einen lockeren, beim Mannaussuchen einen festen. So, Dirndel, jetzt kannst gehen."

Als sie fort war, stellte ich mir ihre Noth vor. Der geringste dieser Salzstöcke, wie sie aus Aussee kamen, hatte achtundzwanzig Pfund. — Kommt auf kaum drei Pfund Ferdinanda ein Pfund Salz, erwog ich in Gedanken, das möchte ihr das Heimtragen doch stark versalzen. — Ich nutzte meine Selbstständigkeit, und nach dem Mittagsessen, als der Lichtelauslöscher auf ein Stündchen sein Bett messen ging, wie er sagte, lief ich davon und über die Triften und Felder hinab der Ferdinanda entgegen.

Fünf Minuten vom Dorfe herwärts, auf einem Steinhaufen rastete sie. Es war sehr schwül und sie hatte einen „Dreißiger" aufgeladen, wie die rothe Ziffer auf dem Salzstock wies.

„Gib her, Dirndel," sagte ich, „so was ist nichts für Dich."

Ich nahm die Kraxe mit dem Salzstock auf den Rücken und hob mich. Sie fuhr sich mit der aus-

wärtigen Handseite über die Stirne, wo Tropfen standen, ging hernach still und barfuß, wie sie war, hinter mir her.

Als wir aber mitten auf den weiten Feldern waren, da überraschte uns ein Platzregen. Ferdinanda zog eilends ihr Kammertuchjöpplein aus und hüllte ihn über den Salzstock. Das war so viel als nichts, die großen Regentropfen schlugen scharf ein. Des lieben Salzes wegen wolle sie noch mehr thun, wenn ich nicht umschaue, meinte sie. Ich stellte die Last zu Boden, warf meinen Rock darüber und meine Weste und meine Tuchmütze.

„Jessas!" rief das Mädchen, „Schneider, Du zergehst ja!"

„Ich bin kein lockerer Salzstock, ich bin fest!"

Wir hörten uns kaum, so derb schlug uns das Wasser in's Gesicht, aus unseren Kleidern stob bei jedem Tropfen der nasse Staub davon.

„Auweh, mein Salzstock!" jammerte das Mädchen, „vier Gulden fünfzehn Kreuzer kostet er!"

„Wird sie auch werth sein," sagte ich, „wart', wir wollen ihn besser eindecken; geh her, Dirndel, das machen wir so!"

Sie verstand mich. Wir setzten uns Beide auf den Salzstock und lehnten mit dem Rücken aneinander, so enge als es möglich war. Nicht ein Tropfen fiel auf das Salz. Der Regen zog dahin. Die Sonne war da, ein Regenbogen stand.

„Ferdinanda,“ sagte ich, „jetzt bleiben wir sitzen, bis wir trocken sind.“

„An mir ist kein trockener Faden,“ klagte sie.

„Wir müssen uns warm machen, sonst kommt die Gicht,“ sagte dieser gottverlassene Schneidergeselle und rieb seinen Rücken keck an dem ihren. In demselben Augenblick sank der Salzstock in sich zusammen und wir saßen in einer unbeschreiblichen Patsche.

Aber nicht sehr lange. Mit einem Schreckschrei sprangen wir Beide empor, wir waren über und über eingepökelt wie Häringe.

Das Herrlichste war noch, daß der Lichtelauslöscher vor uns stand, und wir eine Fluth von Rechtfertigungen über ihn losließen.

Er war im drohenden Regen der Tochter entgegengegangen und hatte sie nun. Sagen that er — gar nichts. Seinen Hut nahm er ab und füllte ihn mit Salzbrei. Ich füllte meine Mütze, wir füllten unsere Säcke, Ferdinanda füllte ihre Schürze mit Brei und Stücken, die beim Berühren auseinanderfielen. — Damit gingen wir nach Hause.

Als der Lichtelauslöscher am selben Abend sein neues Todtengewand in den Kasten hing und ich beim Abschiede schicksamer Weise den Wunsch aussprach, er möge es noch lange nicht brauchen, antwortete er etwas schiefsinnig, nun hätte er auch nicht Zeit für so was. Er werde seine liebe Noth haben,

die Tochter zu hüten, seitdem es einmal so weit mit ihr gekommen.

„Vater Josef,“ war hierauf mein mannhaftes Entgegnen, „so viel ich weiß, ist an ihr nichts auszustellen; mir könnt's gleich sein, daß ich's sage, denn ich gehe aus der Gegend.“

„Schwatz nit und geh!“ rief die Ferdinanda zur Küchenthür herein, „von Dir brauche ich kein Sittenzeugniß, Du eingepökelter Schneider, Du!“

„Siehst Du!“ flüsterte der Lichtelauslöscher, „so sind sie. Wenn es ihnen Einer recht gut meint, werden sie giftig. — Geh! da hast auf ein Glasel Wein.“





Bübchen, wirst Du ein Recrut!



Jenen Februarmorgen vergesse ich in meinem Leben nicht. Er war vorauszusehen, und hat uns doch überrascht.

Ich war ein wenig über zwanzig Jahre alt; obwohl ich mich durchaus schon als junger Mann fühlte und auch bestrebt war, als solcher zu handeln, so hielt ich mich doch noch immer für ein Kind, weil ich von meinen Eltern stets als solches geachtet und auch von meinem Meister gewissermaßen noch als ein solches geschätzt wurde. Ich mußte mich schon bücken, wenn ich durch die Thür in's Haus trat, und wenn ich in der Stube am Tischwinkel stand, so reichte ich mit meinem Haupte hinauf bis zu der heiligen Dreifaltigkeit an der Wand, um deren Geheimniß zu erspähen ich als Knabe so oft Stuhl und Tisch erklettert hatte. Aber die Leute riefen mich immer noch bei meinem kleinen Kose=

namen, und ich hörte noch immer auf denselben — und so schlich in aller Stille jener Februarmorgen heran.

Es war ein Sonntag, an dem ich mich, von einer weiten Ster zurückgekehrt, recht behaglich auszurasten gedachte. Als ich erwachte, stand in der Nähe des Bettes mein Vater, der sagte, es wäre die höchste Zeit zum Aufstehen, er hätte mit mir was zu reden.

Ich streckte mich nicht nach der Decke, sondern nach allen Seiten weit unter derselben hinaus. Ich gähnte frisch drauf los und da der Mund schon einmal offen war, so fragte ich meinen Vater, ob ich es nicht auch liegend hören könne, was er mir zu sagen hätte.

„Bist Du beim Bürscherwirth z' Krieglach 'leicht was schuldig?" fragte er mich und harrte mit Spannung auf eine Antwort. Aber ich fragte meinerseits, weswegen er diese Frage stelle; was ich beim Bürscherwirth getrunken, das hätte ich allemal bezahlt.

„Hab' mir's ja auch gedacht. Nur weil der Bürscher heut' ein' Zettel schickt, der mein' ich Dir thät gehören."

Er gab mir den Zettel; derselbe war grau, und ich wurde roth. Der Vater bemerkte das und sagte: „Mir kommt's vor, es steht halt doch eine Schand' drin!"

„Schand' keine," sagte ich und wendete mein Auge nicht von den Zeilen, die zum Theile gedruckt und zum Theile geschrieben waren, „da schon eher eine Ehr'. Stellen muß ich mich."

Der Zettel lautete:

Vorrufung. Rosegger Peter, Haus-Nr. 18 in Alpel, im Jahre 1843 geboren, von der Gemeinde Krieglach, hat behufs seiner Militärwidmung am 14. März 1864 Vormittags 8 Uhr am Assentirungsplatze zu Bruck rein gewaschen und in gereinigter Wäsche verläßlich zu erscheinen, widrigens er als Recrutirungsflüchtling behandelt werden und sich die diesfälligen gesetzlichen Folgen zuzuschreiben haben würde.

Kindberg, den 15. Februar 1864.

Der k. k. Bezirksvorsteher
Westreicher m. p.

Los-Nr. 67. Altersclasse I.

Jetzt war schon auch die Mutter da. Sie konnte es nicht glauben. — Wie lang thät's denn her sein, daß ich kleber (kaum) ein Halterbübl wär' gewesen. Und jetzt auf einmal Soldat!

„Noch ist er's nicht," sagte mein Vater.

„Laß nur Zeit. Und schau ihn nur an. Den schicken sie Dir nicht mehr heim. Jesus Maria, und die Brust wachst sich jetzt auch aus. Dein schmales Brüstel ist mir allerweil mein Trost gewesen. Daß

Du letzt' Jahr aber gar so viel daher gewachsen bist!"

Ich war aus dem Bette gesprungen, wußte aber nicht, wie ich mich gegen den Vorwurf der trostlosen Mutter vertheidigen sollte.

Mein Vater sagte zu ihr: „Sei froh, daß er gesund ist. Willst denn ein Krüppel haben? Wär' Dir das lieber, als wie ein braver, sauberer Kaiserlicher?"

„Recht hast so wohl auch, Lenzel (Lorenz); wenn ich ihn nur bei mir haben kunnt! 'letzt muß er gar noch vor den Feind. Ich darf gar nicht dran denken." Sie weinte.

„Wärst liegen blieben noch," sagte zu mir der Vater, „hättest ja noch liegen bleiben können, wenn's Dir taugt."

Mir war nicht mehr um's Liegen. Mir war heiß in allen Gliedern. Ich hatte diese Vorrufung wohl insgeheim mit Angst erwartet; nun sie da war, fühlte ich was unendlich Angenehmes, Frisches in mir. Lust und Stolz empfand ich. Es hatte mich der Kaiser gerufen. Ich sprang vor die Thür, ich hätte es mögen ausschreien von Haus zu Haus, von Berg zu Berg: „Ich bin Recrut!"

Bis zum 14. März waren noch mehrere Wochen. Die Mutter wollte, daß ich gar nicht mehr auf die Ster gehen, sondern zu Hause bleiben sollte, damit sie mich die kurze Zeit noch um sich hätte. Mein

Meister war immer gütig, er gab ihr nach. Sie verlor sich in Sinnen und Plänen, wie sie mir diese Zeit, die letzte, die ich um sie sein sollte, angenehm machen könne. Sie besann sich auf all meine Lieblingsspeisen. Sie sprach die Botengeherin an, daß sie ihr rothe Rüben und getrocknete Kirschen verschaffe, Dinge, die meinem Gaumen damals zur Lust gewesen sind. Sie streute den Hühnern Hafer über Hafer vor und suchte ihnen zu bedeuten, daß ihnen den ganzen nächsten Sommer über die Pflicht erlassen sei, nur jetzt in dieser großen Zeit sollten sie Eier legen, sonst wisse sie sich nicht anders zu helfen, als Kopfabhacken, denn der Kaiserliche, wenn er keine Eierspeise kriege, so esse er auch gebratene Hühner, und wären sie noch so alt und zäh; man glaube nicht, was so ein junger Mensch, der just im Soldatwerden ist, für Zähne hat!

Geliebtes Mutterherz, so heiß einst und so treu! Wie kann es möglich sein, daß Du heute ein kühles Stückchen Erde bist! Wie strebe ich heute Dir zu! Wie bitte ich Dich, daß Du Dich von mir lieben lassest, sowie einst Du mich gebeten hast. Du bist mir nun fast noch kühler, als ich damals zu Dir. Ich habe nicht daran gedacht, wie viel unendliches Wohlwollen, wie viel Liebesfreudigkeit und Opfersehnsucht in den kleinen Gaben und Freuden verborgen war, die Du mir bereitetest! Ich habe Dich, Mutterherz, genommen, wie man den Morgen=

hauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken.

So nahm ich damals, als die Recrutirung bevorstand, die Güte der Mutter ziemlich gleichgiltig hin, und anstatt bei ihr zu Hause zu bleiben, ging ich zu den Nachbarn und machte Gemeinschaft mit den Burschen, welche, wie ich, die Vorrufung erhalten hatten. Es waren welche darunter, mit denen ich sonst wenig zu thun hatte — ich hielt's nicht gern mit meinen Nachbarsburschen, unsere Neigungen gingen allzustark auseinander — aber das gemeinsame Schicksal führte uns nun zusammen, wir gingen miteinander um, wir zechten miteinander in den Wirthshäusern, und weil ich ganz von Zusammenhaltigkeit beseelt war, so gab ich mich nicht weniger ausgelassen, als die Anderen.

Jeder rauchte Tabak, und zwar jetzt nicht mehr aus den Pfeifen, sondern Cigarren, so daß die Leute meinen sollten, der Kaiser habe seinen jungen Recruten schon Commißtabak vorausgeschickt. Jeder strengte sich an, hübsch gerade und aufrecht zu gehen, es soll aber — wie ich später vernahm — etwas gespreizt herausgekommen sein. Ob Jeder sein Liebchen hatte, weiß ich so genau nicht; gewiß ist nur, daß Jeder von seinem Liebchen sang. Die Lieder sind da, für Schöne und Häßliche, für Treulose und für Verlassene, für Begehrte und Heißherzige, Lieder für den täglichen Gebrauch und für besondere Anlässe.

Ich sang bei jedem Liede kecklich mit, als ob ich Mädchen allerlei Gattungen besäße. Und doch war mir im Geheimen bange um den Recrutenstrauß.

Hier diene zur Belehrung, daß der Bursche, welcher zur Recrutirung muß, von seinem Liebchen einen bunten Strauß mit Bändern auf den Hut geheftet erhält. Die Bänder sind zumeist roth und flattern — wenn die Träger gerade recht Wind machen — wie Fahnen. Die Rosen und Knospen sind meist aus gefärbter Leinwand, oder aus Papier geschnitten, sie haben den Vortheil, daß sie immer hell und frisch bleiben und nicht gleich die Köpfchen hängen lassen, wie grüne Blumen — denn das Kopfhängerische taugt bei Recruten einmal nicht.

Nur ein grünes Stämmchen Rosmarin ist dabei, das ist die Seele des Straußes und in diesem grünen Zweiglein redet die Liebste zum Liebsten, und was für Holdes und Süßes! So lange es die Liebste mit Rosmarin zu thun hat, ist noch Maien in der Liebe.

Von woher nun sollte ich meinen Strauß nehmen? Ein Liebchen! Ich wußte eins, aber ich hatte keins; ich hatte nie daran gedacht, wie unerläßlich für den Recruten das Liebchen ist.

Sollte ich nun — während alle Anderen mit wallenden Sträußen von hinnen zögen — sollte ich „nunsad" (ohne Kopfschmuck) hinten drein trotteln? Und was nützt mich das Fortgehen, und was nützt

mich das Soldatwerden, wenn kein Mädel daheim weint?

Der Tag kam heran.

Die Mutter that gefaßt, ja bisweilen sogar heiter, hatte aber immer rothe Augen. Einmal ging sie zu meinem Meister und weinte ihm vor und wunderte sich, daß er nicht auch mitweine. Aber er lachte und sagte, er sehe nicht ein, worüber man sich da zu grämen hätte; der Peter brauche sich vor dem Militär gar nicht zu fürchten, dem würde es gut gehen dabei, der hätte die Schneiderei gelernt, der könne sogar einmal ein Zuschneider bei den Commißschneidern werden, und da lache er Alle aus. — Aber die gute Mutter wollte jetzt vom Lachen nichts sehen und nichts hören, sie blieb trostlos — es war ihr dabei verhältnißmäßig am wohlsten. Sie bereitete mir die feinste Wäsche, die aufzutreiben war, und merkte in jedes Stück ein Kreuzlein hinein; es wurde aber nichts weiter von der Recrutirung gesprochen bis zur letzten Stunde, da ich fortging, und da die Mutter mich bis nach Krieglach begleiten wolle.

„Um Gotteswillen, nur das nicht!" rief ich aus; wie hätte sich das gemacht, wenn ich an Mutters Seite dahergegangen wäre, und vor uns die Burschen mit tollen Spottliedern! — Ei, das hätte sich freilich übel gemacht; so sehr des Teufels ist oft die Jugend, daß es Zeiten giebt, in welchen das weichherzigste Muttersöhnchen sich seiner Eltern schämt.

„Na, na, Alte," sagte mein Vater zu ihr, „mitgehen kannst nicht; Du taugst nicht dazu, und den Buben thäten sie närrisch hänseln."

Die Mutter sagte kein Wort mehr. Sie ging, um mich nicht etwa dem Spotte der Vorüberkommenden auszusetzen, nicht einmal bis vor die Hausthür mit mir. Drinnen in der Stube tauchte sie ihren Finger in das Weihbrunngefäß und machte damit ein Kreuz über mein Gesicht, und eilte dann in die Nebenkammer, um die Thränen frei zu lassen. Ich spürte nur im Halse so ein sonderbares Zusammenschnüren, ließ es aber nicht überhandnehmen! Und gutstehen will ich nicht dafür, ob ich im dunklen Vorhause mit dem raschen Zug über die Augen nicht auch die feuchte Stelle des Kreuzzeichens ausgetilgt habe.

Beim Stockerwirth am Alpsteig kamen wir Alle zusammen. Jeder hatte, wie ich geahnt, seinen Hut voll Herrlichkeiten; nur mein Haupt war glatt, wie das eines armseligen Böckleins, dem noch keine Hörner gewachsen, das mit den langen Ohren allein zufrieden sein muß. Demnach war ich noch beim ersten Glase todesunglücklich, beim zweiten fiel mir schon der Czako ein, auf dem der Kaiseradler prangt, und der mir so sicher war, als den Anderen.

Es waren saubere Kerle darunter, aber auch elendigliche Knirpse, denen die mächtigen Hutbänder den Höcker, den Kropf und — wenn ich ein wenig über-

treiben darf — fast auch die Säbelbeinigkeiten verdecken sollten. Wo d i e nur ihre Liebchen hergenommen hatten, daß sie zu den stolzen Sträußen kamen? Alle hatten ihre Hüte auf, nur ich hatte den meinen in einen Winkel geworfen, um den Hohn zu vermeiden, mit dem sie mich übrigens schon früher überschüttet hatten.

Als wir endlich aufbrachen und ich meinen Hut doch wieder hervorholen wollte, fand ich ihn nicht. Denn an seiner Stelle war ein anderer mit prächtigem Strauß und mit zwei Bändern, das eine roth und das andere weiß; und ich sah es nun, daß es doch m e i n Hut war, der von unbekannter Hand so glorreich zu Gnaden gekommen. — So hatte ich denn doch vielleicht ein Liebchen? Ich besann mich, aber es fiel mir keines ein, dem ich es zutrauen wollte, daß es mich, den „Traumihnit" gern hätte. Der Stockerwirth hatte schöne Töchter, aber sie waren schon alle verheiratet. Die alte Stockerwirthin war einer Sage nach auch einmal jung gewesen, aber aus diesen Zeiten konnte der Strauß und der wundersam zarte Rosmarinstamm in demselben unmöglich rühren.

Die alte Wirthin hatte keinen anderen Antheil an der Sache, als daß sie mir zulispelte, es wäre am Hause Eine vorbeigegangen und die hätte mir den Buschen zugeschanzt.

Nun, ich hatte ihn einmal, und er stand schöner und üppiger als wie alle der Anderen. Was ich mir

nun unter diesem Strauße den Kopf zerbrach! That aber den Anderen gegenüber, als ob ich recht gut wisse, von wem ich ihn hätte, und brachte es auch so weit, daß ich selbst an eine Bestimmte dachte, glaubte und schließlich überzeugt war, welche es sei, die ich liebte. 's ist nicht zu sagen, wie sehr eine solche Gewißheit gleich mannbar macht! Ich war nun unterwegs auf der Straße der Herlebigste unter Allen, und Mehrere waren dabei, die sagten, sie hätten es nicht gewußt, daß der „Lenzische" (der Sohn des Lorenz) ein solcher Teufelskerl sei. Deß habe ich mir nicht wenig eingebildet.

Einer der unzähligen Späße war, daß wir in Krieglach „den Eisenbahnzug zum Stehen" brachten. Wir stellten uns vor der Bahnstation auf und riefen dem einfahrenden Zug ein gellendes: „Halt, stehen bleiben!" zu. Blieb er dann stehen und wir lachten Immer ging's so harmlos nicht ab.

Als wir schon auf der Eisenbahn saßen — der Gemeindevorstand in Krieglach hatte uns das Fahrgeld angewiesen, welches, wie wir glaubten, geradeswegs vom Kaiser geschickt kam — warf Einer von uns, der Zedel-Zenz, den Vorschlag auf, wir sollten einmal all unsere Rosmarinsträuße untersuchen; wessen Stamm in's Welken übergehe, der sei zu öftest im Arm der Liebsten gewesen. — Und da stellte es sich heraus, daß der grüne Zweig auf meinem Hute sich ein wenig weich an die

rothen Leinwandblumen schmiegte. Mich versetzte das innerlich in neue Unruhe. Sollte denn dieser Rosmarinbusch mehr von ihr und von mir wissen, als ich selber? Sollte ich denn wirklich schon glücklich gewesen sein?

„Ja, ganz selbstverständlich!" lachte ich auf und that mir Manches darüber zu Gute.

Aber, statt damit Achtung zu erzielen, zog ich mir Spott zu. Sie sprachen vom Wiegenholzführen und knüpften an das Welken des Rosmarins allerlei Vergleiche, bis ich endlich aufbegehrte. — Wen das was anginge? fragte ich schneidig, wem's nicht recht wäre, der solle nur hergehen! — Denn sofort war es mir eingefallen, ein echter Recrut dürfe sich nichts gefallen lassen, müsse wild werden können und zu guter Zeit einen Raufhandel anheben. Und so polterte ich, bis ich mich wirklich in den treuherzigsten Zorn hineingepoltert hatte, mit den Füßen stampfte, mit den Armen herumfocht und glücklich eine Fensterscheibe zertrümmerte.

Jetzt war der Conducteur da: Welcher das Glas zerschlagen hätte?

„Der Lenzisch!" krähte Einer, „der Schneider!" Aber die Anderen schrien, es wäre nicht wahr und es würde nicht gesagt, wer es gethan hätte.

„Von Euch brauch' ich keine Vertuscherei!" fuhr ich drein, „ich hab' die Scheiben zertrümmert, was kostet der Bettel?"

„Das wollen wir in Bruck miteinander abmachen," entgegnete der Conducteur, „werd' mit dem Hauptmann sprechen; wirst schon zahm werden, Bursch', beim Militär."

— Jetzt ist's aus, dachte ich bei mir, Lenzischer, jetzt bist Soldat. Hierauf soll ich recht ruhig geworden sein, als hätte mich die Winterluft, die durch das zerbrochene Fenster strich, hübsch abgekühlt.

Auf dem Bahnhofe in Bruck war von der Glasscheibe keine Rede mehr, und als wir die Stadt durchjohlten, schlang ich meine Arme um die Nacken meiner Nebengehenden und fühlte Dankbarkeit, daß sie mich als den Thäter hatten in Schutz nehmen wollen.

Von den Fenstern der Häuser schauten Stadtfräulein auf unser tolles Treiben herab, und wir waren überzeugt, daß sie alle in uns verliebt sein müßten, und daß, je ungeberdiger wir thaten und je wilder unsere Hutbänder flogen, desto glühender ihre Liebe noch werden müsse. Wir hatten ein bischen Ahnung davon, daß so ein vor Trotz und Uebermuth wiehernder Bauernbursch' aus dem Gebirge, der als Ritter des Vaterlandes ausmarschirt, auch für das Stadtweib immerhin ein kleines Interesse hat.

Schon von Corporälen geleitet, zogen wir auf der anderen Seite wieder zur Stadt hinaus und einem alleinstehenden Gebäude zu. Da hinein. Jedem von uns war ein wenig wirr, Keiner wußte, als was

er wieder aus diesem Hause gehen würde. Und hier in der Stadt sah sich das Soldatenleben nicht mehr so glorreich an, als daheim in den stillen Wäldern. Die Meisten von uns — die wir sonst nicht die Frömmsten waren — seufzten, als wir die Stiege hinanpolterten, ein „in Gottes Namen".

Wir kamen in einen großen Saal, der fast Aehnlichkeit mit einer Scheune hatte, und wo schon über hundert junge Männer versammelt waren, so daß es ein wunderliches Gesurre und Durcheinanderhuschen und einen sehr seltsamen Anblick gab. Einige hüpften und sprangen, des Galgenhumors voll, in bloßen Strümpfen oder barfuß drüber und drunter; Andere banden ihre Kleider zusammen und setzten sich auf die Bündel und waren todestraurig. Wieder Andere lehnten und standen an den Wänden herum wie geschnitzte Heilige und der Angstschweiß stand ihnen auf der Stirne. Gerade von den Zwergen und Krüppeln könnte man sagen, daß ihnen das Herz am tiefsten in die Hosen gefallen wäre, wenn sie noch welche angehabt hätten.

Ich ging im Saale herum, meinte es mit Jedem gut, wollte aber mit Keinem reden; sie wunderten sich, daß ich so gleichgiltig sein konnte; von der großen Aufregung, die in mir gährte, habe ich nichts merken lassen.

Plötzlich wurde die Eingangsthür geschlossen, so daß Einer murmelte: „Schaut's, jetzt ist die Fuchs-

fallen zugeschnappt!“ Dafür ging eine gegenüberliegende Thür auf, ein paar Soldaten — das waren aber schon fix und fertige — stiegen unter uns um und beförderten Einen um den Anderen durch die Thür in den inneren Raum. Zur Zeit habe ich die blassesten Gesichter gesehen in meinem Leben. Die Meisten schritten übrigens recht tapfer durch die verhängnißvolle Pforte. Wir waren aber numerirt. Damit an einer und derselben Altersclasse in der Reihenfolge der Vorrufung keine Willkürlichkeit herrschen konnte, indem es für den Recruten gewöhnlich vortheilhaft ist, einer der Letzten zu sein, so wird die Reihenfolge einige Wochen früher stets durch das Los bestimmt, welches jeder Stellungspflichtige persönlich ziehen oder durch beliebige Personen ziehen lassen kann. Für mich hatte der Krieglacher Vorstand gezogen und zwar die günstige Nr. 67.

Die Nummern bis 30 hinauf kehrten fast zur Hälfte nicht wieder. Ein Feldwebel holte ihre Kleider. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Die aber zurückkehrten, brachten ein um so vergnüglicheres Gesicht mit, kleideten sich so rasch als möglich an oder nahmen aus Furcht, daß es die Herren drinnen gar noch reuen könne, sie laufen gelassen zu haben, eilig die Kleider unter den Arm und entschlüpften durch irgend ein Loch in's Freie.

Von Nummer 51 bis 65 kehrte Jeder zurück. Die Nummer 66 erschien nicht mehr; der Feldwebel

kam um ihren Anzug. So wurde endlich nach Nummer 67 gerufen. Ich schritt mit möglicher Gemessenheit -- eher zu schnell als zu langsam — in die Löwenhöhle.

Was war denn da Besonderes? Drei oder vier Herren in schwarzen Röcken mit funkelnden Knöpfen, silbernen Halskrägen, rasselnden Säbeln und martialischen Schnurrbärten. Cigarren rauchten die Känze. Mein erster Gedanke war, ob sie nicht durch ein höfliches „Guten Morgen" zu bestechen wären. Aber ich hatte von meinen Vordermännern gehört, daß die Herren auf solchen Gruß gar nicht gedankt hätten; wir waren nichts als eine Sache, und wer wird denn mit einer Nummer 67 Gruß tauschen? Ich biß also die Zähne zusammen und schwieg, und warf den trotzigsten meiner Blicke vor mich hin.

Sofort wurde ich an eine aufrechtstehende Stange gestellt. Einer der Officiere schob mit sachtem Händedruck die Brust hervor, die Knie zurück und sagte: „Vierundsechzig ein halb!"

Ein Anderer schien das aufzuschreiben.

„Brust frisch; Muskeln bildungsfähig."

„Noch ein Jahr laufen lassen," sagte ein Anderer.

„Geh' und zieh' Dich an!"

Das war der ganze Vorgang. Ich wußte kaum, wie ich wieder in den Vorsaal gekommen war. Beim Ausgang an der Treppe hielten die wachehabenden Soldaten das Bajonett vor den Weg; das ist eine

Bitte an die Glücklichen um Trinkgeld. Es bedürfte des Bajonettes nicht, Jeder giebt: ist es doch der Moment, in welchem er aus dem verhängnißvollen Hause und seinen oft harten Folgen wieder in die liebe Heimat zurückkehren darf.

Die „Gebliebenen" dürfen zumeist auch noch einmal heimgehen und dort die Einrückung abwarten; aber heute werden sie in Gewahrsam gehalten, bis die Herren mit der Assentirung fertig sind; dann werden sie zu den Regimentern eingetheilt und haben den Fahneneid zu leisten und nun sind sie — Soldaten.

Wir erwarteten sie in den Wirthshäusern von Bruck, sie wurden mit lautem Geschrei empfangen und sie wurden gefeiert mit Wein und Gesang, und wenn mancher der „Behaltenen" in's Brüten wollte versinken darüber, daß er heute sein heiteres Jugendleben in den grünen Bergen verloren und nun fortmarschiren sollte vielleicht in ein fremdes Land, vielleicht auf's weite Feld und daß er — er lebte so gern wie die Anderen — sein junges Blut sollte einsetzen: so weckte ihn das Gejohle der Zechgenossen immer wieder zu neuer Wirthshauslust, und endlich war in Allen eine Stimmung, als wäre blos dieser eine Tag, aber er hätte kein Ende, er versinke nur in die Nacht und die Nacht in Wein.

Aber es kommen und vergehen die Stunden, und es kommen und vergehen die Räusche. Am anderen

Tage sonderten wir uns, und nach Krieglach-Alpel ging, was nach Krieglach-Alpel gehörte. Aus unserem Schocke waren zwei Mann zu Soldaten geworden: ein blutarmer, aber bildschöner Kohlenbrennerssohn und ein Bauernknecht. Der Bauernknecht stellte sich lustig und fast ausgelassen und wollte mit manchem Straßenwanderer, der uns begegnete, Händel anfangen. Der Kohlenbrennerssohn war tief traurig. Wir wußten nicht, was denn er durch das Soldatenleben verlor, er wußte es auch nicht — er schaute die hohen Berge an und die schönen Waldbäume ....

Umsomehr sorgten wir Anderen und die Wirthshäuser am Wege, daß die tolle Recrutenlust nicht entschlafe. Den Strauß und die Bänder behält nach der Väter Sitte nur der als Soldat zurückkehrende Recrut auf dem Hute. Wir aber machten es anders, wir behielten Alle die Sträuße auf, um damit umsomehr Aufsehen und Respect zu erzielen.

„Schau, schau, 's wird 'leicht wohl Krieg werden," meinte manch ein Bäuerlein, „weil sie jetzund Alle behalten — gleich Alle nach der Reih' her. Wird wohl wahr sein, was die alten Leut' haben gesagt, daß die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Mannsbild ist gesessen."

Hinter dem Dorfe Freßnitz erreichten wir einen Bettelmann, der einen Leierkasten auf dem Rücken trug. Sogleich forderte ihm Einer den Drehhebel ab, und während ein Zweiter den Alten voranführte

wie ein Zaunroß, werkelte ein Dritter auf dem Rücken des Bettelmannes alle Weisen, die im Kasten staken, und wir Uebrigen tanzten und hüpften auf der gefrorenen Straße. Solchen Aufzuges kamen wir nach Krieglach, wo wir unser musikalisches Gespann in's Wirthshaus mitnahmen. Der Alte war gar sehr vergnüglich und versicherte uns, daß wir Engel von Recruten wären gegen jene zu seiner Zeit. Er hätte es auch getrieben, und wenn sie einmal einen Bauer, der im Wagen saß und sich von seinem Esel den Berg hinanziehen ließ, an die Deichsel gespannt und dafür den Esel in den Wagen gesetzt hätten, so wäre das noch nicht das Keckste gewesen. Er ließ uns leben und pries die alte Zeit.

Ueber den Alpsteig hin wurde viel gesungen. Ich möchte die Lieder nicht wiedergeben; wir sangen uns warm, wir sangen uns heiser. Als uns an der oberen Reide eine Hausirerin, die Eier-Mirzel aus dem Jackellande begegnete, welche im Korb die Dingelchen, von denen der Volksmund singt: „'s ist ein länglichrund Kastel, hat kein Thürl und kein Astel, ist eine Kaiserspeis' d'rin", nach Mürzzuschlag beförderte, kam mir das Wort aus: „Lene (weiche) Eier wären gut für die Heiserkeit!"

„Das werden wir aber gleich sehen!" riefen die Anderen, nahmen dem Weibe den Korb ab und tranken ihre sämmtlichen Eier aus. Der Köhlerssohn trank auch mit — ich ebenfalls.

Die Eier-Mirzel konnte in ihrer Entrüstung sonst kein Wort hervorbringen, als: „Ihr seid's Lumpen!"

„Das macht nichts," antwortete ihr der Zedel-Zenz, „wenn wir einmal Geld haben, zahlen wir."

Sie kehrte nun mit ihrem leeren Korbe um und äußerte brummend ihre verschiedenen Ansichten über uns und unser Gehaben. Wir huben wieder an zu singen und die Eier thaten ihre Schuldigkeit.

Beim Stockerwirth ließen wir's noch einmal toll übergehen. Ich unterließ es nicht, hier neuerdings nach der Straußspenderin zu forschen, und war fest entschlossen, dieses Mädchen, wann und wo ich es auch ergriffe, mit ganzer Herzensseligkeit zu lieben.

Die alte Wirthin zwinkerte vielsagend mit den kleinen grauen Aeuglein, aber Näheres habe ich bei ihr nicht erfahren.

Vor dem Wirthshause trennten wir Burschen uns in dem unerschütterlichen Bewußtsein, nach diesen Tagen der Gemeinsamkeit uns gegenseitig die zusammenhaltigsten Kameraden zu bleiben. Für den Tag, wenn die beiden Gebliebenen fort müßten, wurde noch ein Abschiedsfest beim Stockerwirth bestimmt. Nach verrauschter Lust fast öde war es in meinem Innern, als ich hinaufging gegen mein Heimatshaus. Zu jedem Fenster sah schon ein lachender Kopf auf mich heraus. Der Vater ging mir langsam entgegen und schlug mir mit dem Arm den Hut vom

Kopf, daß die Bänder rauschten im hartgefrorenen Schnee.

Ich wußte im ersten Augenblicke nicht, was das zu bedeuten hätte, aber mein Vater ließ mich hierüber nicht lange im Ungewissen.

„Macht Dir das nichts," sagte er, „daß Du mit einer brennrothen Lug auf dem Hut heimkommst? Von wem Du den Besen hast, davon werden wir später noch reden. Jetzt frag' ich Dich nur, wieso Du Deiner Mutter das anthun kannst? Wie hart ihr um's Herz ist in der Angst, daß sie ein Kind kunnt verlieren, das weißt Du hundsjunger Laff freilich nicht. Aber daß Du uns so hättest erschrecken mögen! Von Dir hätt' ich's nicht vermeint. Wenn nicht just die Eier-Mirzel gottsgeschickt daher kommt und uns erzählt, daß Du dasmal doch glücklich drauskommen bist, so hättest Du mit Deinem verdanktleten Buschen eine saubere Geschicht aufheben können. Wo die Mutter eh' alleweil kränklich ist!"

Ich zitterte am ganzen Leib. Der Recrutendusel war weg, ich sah plötzlich meine ganze Niedertracht. Mein Herz that einen Schrei nach der Mutter. Und dieselbe Eier-Mirzel, die wir auf der Straße — ich sage den rechten Namen — ausgeplündert hatten, war in ihrer Gutmüthigkeit vorausgelaufen, um den Meinen, von denen sie manche kleine Wohlthaten empfangen hatte, zu sagen, daß sie sich vor dem Soldatenstrauß, mit dem ich wahrscheinlich heim-

kommen würde, nicht erschrecken möchten, ich wäre glücklich davongekommen.

Der freud- und liebevolle Händedruck der Mutter vergrößerte noch meine Zerknirschung. Da hielt mir schon der Vater den Strauß vor die Nase: „Und jetzt, Bub', mußt wohl so gut sein und mir sagen, woher Du das schöne Geblümel hast! Ziehst mir gar schon etwa mit Einer um? Das muß ich wissen!"

So Vieles und Süßes von hübschen Dirndln ich in mir dachte, so gern ich davon mit meinesgleichen sprach, vor dem Vater sah das Ding ganz anders aus.

Ich versicherte, daß ich noch mit Keiner umziehe und daß ich nicht wisse, wer mir den Strauß gegeben hätte. Er lachte auf, dann fuhr er mich zornig an, von wegen „der dummen Keckheit, ihm so was vorlügen zu wollen".

Die Mutter kam dazwischen und sagte, man könne froh sein, daß ich wieder daheim wäre, und man solle mich nicht erst hart schelten.

„Du machst ihn in seiner Schlechtigkeit noch stark?" rief er, „wenn er mir hell in's Gesicht lügt. Oder ist Dir so ein Halbnarr schon vorgekommen, der nicht weiß, von wem er den Buschen auf dem Hut hat?"

„Jetzt muß ich lachen auch noch," sagte die Mutter, „dasmal kann's der Bub' freilich nicht wissen, weil ich selber ihm den Strauß heimlich auf

den Hut stecken hab' lassen, daß er doch auch was Färbig's haben soll, als wie die Anderen".

„Heimlich hat sie's gethan, weil sie wohl geahnt, ihr Sohn verlange nach fremden Rosen und könne die Spende der Mutter leicht verschmähen. Sie hat ihm seine Undankbarkeit schon im vorhinein verziehen. — Und der heimkehrende Sohn hätte sie mit demselben Strauß in's Herz treffen können!

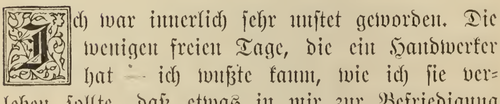
Die Geschichte ist aus; der Vater schwieg und ich auch — ich habe mir meinen Theil gedacht.

Daß die Kinder nur immer so in's Weite und in's Fremde streben, nach Liebe hungern und nach Liebe haschen, die sie doch so rein und reich und unendlich nimmer finden, als daheim an der ewigen Liebe Quell — am Mutterherzen!





Sonntagswanderungen.



Ich war innerlich sehr unstet geworden. Die wenigen freien Tage, die ein Handwerker hat — ich wußte kaum, wie ich sie verleben sollte, daß etwas in mir zur Befriedigung kam.

Ich fing nun an, in's Hochgebirge hinaufzusteigen, um von oben in die Welt hinauszuschauen. Dabei sind mir mitunter feine Abenteuerchen zugestoßen, wovon ich auch einige erzählen muß, weil sie beziehungsweise in meine Lehrjahre gehören.

Einmal stieg ich dem Hochschwab zu, dem höchsten Berg, der im Gaue steht.

Als ich von der ersten Höhe niederschaute in das Thal, wo auf Feld und Straßen winzige Menschlein mit ihren Hausthieren krabbelten, fiel mir das Wort eines Sonderlings ein: „Der Laster (die Menge) Ungeziefer auf der Weltkugel! Wie mit den In=

secten, es ist kein Austilgen, je kleiner sie sind. Der ganze Planet ist zernagt über und über."

In Thörl bei Aflenz trank ich den letzten Schoppen, dann gerieth ich in's Gestein. Ich kam zum hintersten Dorfe, auf welches die Alpenwildniß niederschaut, starr und finster, als wäre sie mit Unsereinem nicht gut Freund. Die Kirche dieses Dörfchens ist ganz im Sinne des Waldlebens gedacht; es wohnen darin der heilige Jäger Eustachius und der heilige Hirschkuhmann Aegydius. Die drei Luster, welche vom Emporium niederhängen, sind aus Hirschgeweihen zusammengesetzt. Was wird das in dieser Kirche bei den Wildschützen für eine Andacht sein!

Hinter dem Dorfe kniete ein Knab' am Wege, mit bittenden Händen eine Gabe heischend. Leutselige Wanderer müssen ihm schon manchen Heller in den Hut geworfen haben, denn er bat ziemlich dreist. Aber ich habe feindseligen Gemüthes dem lieben Kleinen die Freude nicht machen mögen.

„Was? Ein so frischer, hübscher Bursche und betteln?!" sagte ich. Das Wort war keck für einen Handwerksburschen.

Sogleich war der Knabe auf den Füßen und blickte munter drein.

„So, Kleiner, und jetzt wollen wir Freund sein. Du bist so gut und sagst mir, ob da weiter drin in den Felsen auch noch ein Haus steht?"

„Ja!" Und mit flinker Hand strich er sich die lichten Locken aus der Stirne. „Ganz drin ist eins, sie haben gestern unser Kalb hineingetrieben."

„Gut, Freund, nun hast Du Dir was verdient."

Ich gab ihm den Kreuzer. Mit Befremden sah er drein; jetzt hatte er gar nicht gebettelt und wußte kaum, war die Gabe für das hinterste Haus oder für das Kalb.

Der Weg zieht zwischen den Wänden. Das schmale Thal mit den Wiesen und den verkümmerten Bäumen ist so eben, daß der Bach auf weißem Kalkgrunde kaum hörbar rieselt. Der glatte, feinsandige Weg ist so sauber, wie in einem Parke. Hie und da eine wilde Schutthalde läßt den Jähzorn spüren, mit dem solche Gebirge behaftet sind. Selten geschieht's, aber wenn dieser Zorn losbricht, dann gnade Gott dem Thale!

Links ruhen die noch ziemlich zahmen Ausläufer der Meßnerin, rechts das Zerbeneck und der zerhackte Reidelstein. Im Hintergrunde, grau vor dem Schatten des Abends, ragt wie eine Stütze des Himmels das Gewände des Hochschwab. Seine Häupter, er hat deren sieben, wie das Ungeheuer in der Offenbarung Johannes — sind in Wolken gehüllt. — Dort oben zu ruhen am höchsten Fels, umwallt von doppeltem Schleier der Nacht und des Nebels zu träumen — und träumend Jacobsleitern zu bauen!

Doch, so ist's zumeist: wo Seele und Körper uneins sind, dort behält letzterer Recht. Im Meierhofe, welcher den Herren des Stiftes Lambrecht gehört, aß ich, ruhte ich die kürzeste Nacht des Jahres. Im Morgenrothe führte der Steig zu den wilden Herrlichkeiten der Trawiesen hinan. Im Thale noch Dunkelheit, hoch oben Alpenglühen. In Allem, was wir ersinnen und ersehnen: hoch über unseren Wegen lodert das Licht — wir haben kaum den Wiederschein. Der moderne Drang der Menschen, hohe Berge zu erklimmen, vielleicht hängt er mit der neuerwachten Sehnsucht nach Licht und Hoheit zusammen.

Bin doch ein rechter Träumer gewesen und mit solchen Morgengedanken hätte ich mich an diesem Tage gewiß in den lebensgefährlichsten Pathos verstiegen — da war's meine alte, kleine Sackuhr — sie ist nicht fünf Gulden werth — die mich wieder auf irdischen Boden rief.

Als sie mir die vierte Stunde wies und ich sie veranlassen wollte, auf weitere vierundzwanzig Stunden ihren Dienst zu thun, da ergab es sich, daß ich keinen Uhrschlüssel im Sacke hatte.

Zwei Stunden wird sie's noch treiben, dann geht der Termin aus. Und ohne Uhr im Gebirge wandern, auf fremden Wegen, in eingefallenem Nebel keine Zeit kennen? Unrathsam. Wie ist einer Sackuhr die nöthige Spannung beizubringen?

Am Waldrande schritt ein hinkender, abgezehrter Mann dahin. Er wich mir aus. Ich eilte auf ihn zu und rief: „He, habt Ihr eine Uhr?"

Er erschrak sichtlich.

„So um vieri herum wird's sein," war die heisere Antwort.

„Nicht um die Zeit, sondern um die Uhr frage ich, weil —"

Er wollte fliehen, da verließen ihn die Füße, er hob die Arme und gurgelte: „Nur nit zur Halbscheid', um Gotteswillen! lieber gleich ganz umbringen."

Als ich sah, daß mich der Alte für einen Raubmörder hielt, erschrak ich selber und eilte weiter.

Bald darauf entdeckte ich die Holzknechthütte des Sackwaldes. Die Leute kochten ihr Frühstück, schärften Beile und Sägen und rüsteten sich zur Arbeit. Auch zu diesen zog's ihn hin, der heute ausging, die Menschen zu meiden. Für's erste erzählte ich ihnen das kleine Abenteuer mit dem Alten. Die Männer lachten und sagten, dem Geizhals wäre recht geschehen; er hätte zusammengescharrtes Silbergeld, fürchte sich stets vor dem Beraubtwerden und traue Niemandem.

In Sachen meiner Angelegenheit kam nun Jeder mit seinem „Knödel", wie sie die Taschenuhren nannten, und stellte mir den daran hängenden Uhrschlüssel zur Verfügung. Die meisten viel zu groß, ein paar zu klein — und passend keiner.

Gerade wollte ein Braunbart sein Zeug wieder in die Tasche stecken, als ihm ein junges Blaßgesicht über die Achsel glotzte und die Frage gab: „Was hast denn Du für eine Uhr?"

Nach einer Pause entgegnete der Andere: „Geht's wen was an?"

„Ja!" rief das Blaßgesicht, „mich geht's was an. Das ist dieselbig' Uhr, die ich vor Wochen der Waberl hab' gegeben."

„Der Zirmwaberl?"

„Ja, der Zirmwaberl. Hast ihr's leicht abgeschwatzt?! — Her damit!"

Wilden Griffes riß er dem Anderen die Uhr aus dem Sacke und mit einem ächzenden Fluche schleuderte er dieselbe in die Herdgluth.

Eine Secunde lang stand der Braunbart da, starr wie ein Baumstamm, dann warf er sich auf das Blaßgesicht. Zwischen Beiden begann ein grauses Ringen, fest aneinander geklemmt fuhren sie in der Hütte herum, prallten an Wand und Pfosten; einen Moment bekam das Blaßgesicht seine Hand frei, um nach einem Messer zu haschen. Die übrigen Männer hatten anfangs den Ringenden zugejohlt; jetzt erhob sich ein Gemurmel, welches von dem Poltern und Schnaufen der Streitenden übertönt wurde. Als der Braunbart in der Hand seines Gegners das Messer sah, übte er einen gewaltigen Stoß und das Blaßgesicht taumelte

zur Uhr auf das Herdfeuer hin, daß die Funken stoben.

„Gefehlt wär's! Das wär' gefehlt!" riefen nun die Anderen und warfen sich zwischen die Kämpfenden. Nach vieler Mühe ließen diese von einander ab und sanken erschöpft und blutend in die Winkel.

„Jetzt haben Sie gleich in aller Herrgottsfrüh einen Raufhandel gesehen," sagte einer der Holzarbeiter zu mir, „der Teufel hol' die eifersüchtigen Leut'!"

Und das war die Moral. Ich trachtete wieder hinauszukommen in die „Herrgottsfrüh", wie der Mann so schön gesagt.

Da hatte ich wollen über den Menschen sein und zum Trotz führte mich die Sackuhr mitten unter die leidenschaftlichsten hinein. Aufwärts stieg ich und beschloß, Keinen mehr um den Uhrschlüssel zu fragen.

Nach zwei Stunden war ich auf der Sackwiesen, am stillen Hochsee. Pyramiden von verwitterten Fichten umstehen wie struppige Brauen das Wasserauge, in welchem sich die Tafeln des Hochstein spiegelten. Als ich oben über die glitzernden Schneemulden der Speikböden hinschritt, war es die achte Stunde — meine Uhr ging immer noch, gleichsam, als wirke auch auf sie das Naturgesetz, daß man auf hohen Bergen nicht leicht ermüdet.

Und endlich saß ich auf der Warte, hoch über einer Wüste von Gestein und Schnee. Nicht Rund=

schau hielt ich, sondern Rückschau und Vorschau, auf das, was war und was kommen soll . . .

Als ich wieder erwachte zur Gegenwart, da war der weite Kreis der Berge um mich versunken. Nebel hüllte mich ein und die Uhr stand still.

Noch war's der Nordwind — den ich an seiner Schärfe erkannte — der mir die Richtung deutete. Daraus erklügelte ich den Westen, gegen den ich niederstieg. Bald war unter mir wieder das Grüne, über mir die Sonne. Im Filzmoos schreckte ich Gemsen auf; sie eilten in das Gefelse des Ebenstein empor. Ich wendete mich den Sonnschinhütten zu. Diese waren noch winterlich verschlossen, erst unten in den Bribitzhütten fand ich Milch und Brot und Schwaigerin. Bevor ich mich erquickt hatte, merkte ich nichts, aber als ich insoweit gesättigt war, bemerkte ich am Busen der jungen Sennin ein rothes Bändchen. Auf Almen darf man wohl naturforschen und so hielt ich mich an die Spur dessen, was ich suchte. Jede Almerin muß ihre Uhr und jede Uhr ihren Schlüssel haben. Wir löseten die Dingelchen nicht erst gegenseitig los, wir standen zusammen. — Der Schlüssel hat gepaßt.

Und so ist frisches Leben gekommen in die Nachbarin meines Herzens, sie zeigte mir darauf vierundzwanzig gute Stunden.

Im Reigen der Neuberger Alpen erhebt sich ein gewaltiger Gebirgsstock, der oft sein Haupt in den Schleier der Wolken birgt, auch wenn auf den Wäldern und Felstafeln der niedrigen Nachbarberge Sonnenblick ruht. Nur der Miene des freundlichsten Sommertages gelingt es, das Angesicht dieser jungfräulichen Alpe zu entschleiern; dann aber blickt ein erhabenes, ein gekröntes Haupt nieder in die tiefen, von schneeweißen Straßenfäden durchzogenen Thäler und das Felsen-Diadem leuchtet weit hinein in die Steiermark und hinaus in die fernen Ebenen Ungarns.

Ich war damals ein Unhold, und gerade die unwirthlichsten Berge mochte ich — leicht an Gewicht — am liebsten erklimmen, besonders wenn ich wußte, daß oben hinter den bedrohlichen Felszinnen weiche, duftige Hochmatten waren, und Sennhütten darauf.

So war es an einem Sommertage, daß ich den Gebirgsstock emporstieg. Als ich sah, daß ein kecker Windzug oben den Schleier in tausend Fetzen zerrissen hatte, wollte ich hell aufjauchzen und hüpfen, wie das nachbarliche Gemslein, aber ich hielt weislich ein und hielt Haus mit meiner Lunge und der Kraft meiner Beine. Der schattige Tannenwald ging nicht weit mit mir empor und bald hatte ich es mit den kahlen, heißen Schroffen zu thun. Die Sonne vertheidigte die Veste wacker, sie warf alle ihre

glühenden Spere nach mir, aber ich kletterte still und langsam weiter.

Schon war ich so hoch, daß ich von einer unten im Thale losgehenden Flinte nur den weißen Rauchstrahl sah, kaum aber den Knall hörte. Da setzte ich mich in die Spalte eines Felsens, wie sie allmählich das Eis gegraben hatte und ruhte ein wenig. So kauert das Insect in der Mauerritze, wie ich in der Spalte des Gewändes hockte, und ich vermeinte, zu dieser Stunde eine Verwandtschaft zu spüren zwischen mir und der graugefleckten Eidechse, die an meinen Füßen vorüberhuschte. Nach Sauerklee spähte ich umher, um meinen durstigen Gaumen zu atzen, aber zwischen den schattenlosen Wänden wächst kein Sauerklee, nur Zirmgenadel und Moos.

Wie ich so lugte, sah ich einen Menschen am Gewände quer gegen mich niedersteigen. Der Schäfer von der Schauerheide war's, wie ich nachher erfuhr, ein junger, stramm gewachsener Bursche, der keinen Fehltritt that, so kühne Sprünge er auch machte von einer Kante auf die andere. Er mußte seiner Sache sicher sein, ein einziger Fehlsprung hätte ihm den Hals gebrochen und noch zum Ueberflusse alle Knochen dazu.

Er rückte schier vornehm sein graues Hütchen, als er mich sah.

„Ist's noch weit hinauf?" fragte ich.

„Ja," sagte er kopfnickend, „da ist's freilich noch weit! Wenn der Herr etwan durstig wird und Er ist von da noch drei Büchsenschuß gegangen, so guck Er ein wenig links vom Wege ab — da wird das Kaiserbründl sein, ein rechtschaffen frisch Wasser."

Da hat es in mir ordentlich zu kochen angefangen aus lauter Dankbarkeit, und ich habe nach seiner Hand gefahndet, daß ich sie recht gewaltig drücken konnte. Darauf ist der Bursche über und über roth geworden und hat ein= um's anderemal gestottert: „Geh, wegen so ein' Wasser da — hat leicht sein können — wird wohl noch für Alle auslangen" — und ist davongelaufen.

Jetzt erhob ich mich aus meiner Felsenklemme, um den Wasserquell zu suchen. Aber — drei Büchsen=schuß — das war wie ein Maßfaden von Gummi elasticum, ließ sich recken, wie man wollte. Fünf= oder sechshundert Schritte stieg ich langsam empor, da hörte ich das Kaiserbründl rieseln. Es rieselte im Schatten einer Felskluft und war so klar, daß jedes Sandkörnlein funkelte im Becken. Ich habe mich zu ihm hingelegt und getrunken.

Wäre ich dieses einzigen Trunkes wegen empor=geklettert in das schwindelnde Gewände, der Mühe wäre Lohn genug gewesen. Dann ging ich weiter, und zwei Stunden später stand ich auf dem Felsen=Diadem und hatte das weite, zackige Gebirgsrund

zu meinen Füßen und liebäugelte ein wenig mit dem lieben Herrgott im nahen Himmel.

Nachher aber fielen mir plötzlich die Sennhütten ein, in denen schon manch Hungriger, Durstiger und Müder der lieben Gottesgaben sich erfreut hat. Die Sennereien oder Schwaigereien liegen in einem weiten grünen Kessel unterhalb eines mächtigen Kares; aus dem Bretterdache einer einzigen stieg dünner, blauer Rauch auf. So ein Rauch bedeutet fruchtbaren Herd — ich eilte der Hütte zu.

Vor derselben plätscherte ein Brunnen in einen weiten, tiefen Trog, in welchem ein See des hellsten, reinsten Wassers lag. Und die sinkende Sonne schien hinein. Voll Schweißes und Staubes, wie ich war, kamen mir Badegelüste. Ich vergaß ihrer einen Moment, als ich die Sennin sah. Ihr Leute, das war eine Sennin! — Einer ordentlichen Schönheit thue ich nie die Schmach an, sie zu besingen. Ich fragte die Sennin, wie sie heiße. Sie sagte, sie heiße Zili und lachte dabei. Ob sie lachte, weil ich fragte, oder weil sie Zili hieß, das weiß ich nicht.

Sie gestand mir gern die Nachtherberge zu und kam mit Milch und Brot und Butter. Ich aber fand mich in der Hitze nicht zu behaglich und das Wasser plätscherte so wohlig — auf den Bergen wohnt die Freiheit.

„Zili!“ sagte ich.

„Ja?“ sagte sie.

„Weißt Du, was ich möchte?“

„Nein,“ sagte sie.

„Ich möchte mich da in den Brunnentrog hineinlegen.“

„Uh Jesses!“ rief sie aus und lachte, „da wird Eins ja waschelnaß!“

„Freilich,“ sagte ich, „und das meine ich ja, und wenn Du's erlaubst?“

Da lachte sie noch mehr: „Meinetweg kann Er sich einilegen.“

„Und wirst etwan dieweilen ein wenig beiseite gehen?“ fragte ich natürlich nicht ohne einige Befangenheit.

„Mein Lebertag!“ rief sie, „meint Er, ich hätt' noch Keinen im Wasser gesehen? Gewiß nicht, daß ich mich d'rum scher', ich geh' in meinen Stall,“ setzte sie bei und ging richtig davon.

So entledigte ich mich meiner Hüllen, warf sie auf den Kopf des Troges und bald lag ich versenkt im weichen, lauigen Wasser.

Ich freute mich noch nicht lange des Genusses, als die Kühe und Ziegenheerden von ihren Weiden herankamen und dem Brunnentroge zutrotteten. Anfangs erschraken sie baß, als sie im Wasser das Ungethüm sahen, aber die kühneren und durstigsten wagten sich doch heran und tranken. Eine der Ziegen, wie diese Thiere schon vorwitzig sind, hub mit meinen Haaren Händel an, und als sie diese nicht genießbar

fand, nagte sie an meinen Kleidern herum und zerrte einen Theil derselben in das Wasser hinein. Jetzt verließ mich der Humor und ich sprang auf, daß alle Thiere in der Runde weit zurückgellten. Wer konnte nun so in die durchnäßten Kleider schlüpfen? Ich tauchte wieder zurück in das Wasser und rief nach der Sennin um ein trocken Hemd.

„Du meiner Tag, mein Lebertag!" lachte diese im Stalle. „Wo nähm' Eins jetzund a Pfaid! — Ja, und haben muß Er doch eine, selb' seh' ich wohl ein. Ist die Seine pudelnaß, so wird Er mir zuletzt gar marod. Du meiner Tag, ist das a G'scher mit so Leuten!"

Nicht lange nachher brachte sie mir ein frisches Hemd. Sie brachte es selber herbei. „Ich werd' mich nicht an Seiner Statt eine Weil' schämen," sagte sie, „und jetzt geh' Er was essen!"

Eine Stunde später trockneten meine durchnäßten Kleider an der Wandstange und ich lag, noch eine Weile das Herumtrippeln der Sennin behorchend, auf dem Uebergeschoß in weichem, kühlem Federgrashen. Erhob ich mein Haupt, um etwa nach dem Mondaufgang zu lugen, so tippte meine Nase sogleich an das Dachbrett; blieb ich denn ruhig liegen und trachtete mir einzureden, daß ich doch wohl recht müde sei. Das war aber nicht wahr, in allen Adern war mir's noch lebendig und an allen Ecken und Enden meiner Glieder verspürte ich das rauhe, steife

Hemd der Sennin. Zudem war es mir auch viel zu weit um die Brust und die Fäden waren viel zu dick — mir wurde recht heiß darin.

— — Heiß, wie die Sonne niederbrennt auf den Acker, auf dem das halberwachsene Mädchen den Flachs jätet und ausrupft. Dieser Flachs, ein drei Geviertklafter großes Fleckchen, ist des Mädchens einzig Erbtheil von den verstorbenen Eltern — es will sich ein Kleid daraus bereiten. Es ist ein heißer Sonntag-Nachmittag, die anderen Dienstleute des Großbauern ruhen im Schatten oder sitzen im Wirthshause — das Mädchen aber pflegt den Flachs — der Sonntag ist seine einzige freie Zeit dazu. Der Kuhhirt, ein stillheiterer Junge, kommt des Weges; der hat heute auch freie Zeit, so lange den Rindern auf der Weide noch die Hitze zu groß ist. Der Junge steht eine Weile still und sieht dem Mädchen zu. „Ich will Dir helfen, Cäcilie," sagt er dann, und nun rupfen sie zusammen emsig an dem Flachs.

Da die Regentage des Herbstes kommen, liegt der Flachs zur Bleiche auf dem Heideland. Jedem Stämmchen ist der Kopf weggerissen mit dem Riffel; das hat Friedel, der Kuhhirt, gethan.

Zur späten Abendstunde der Adventzeit höre ich in der Scheune das Brechelscheit klappern. Cäcilie bricht den gebleichten und nun auch gedörrten Flachs; neben ihr auf Garben sitzt der Kuhhirt und ist traurig, daß er nicht helfen kann. Sie lacht ihn aus,

daß er so dasitzt und nicht schlafen geht. Da sagt er: „Cäcilie, ich mag nicht schlafen: es muß mir den Kopfpolster wer verhext haben, ich heb' mannigmal im Schlafe an, ihn zu halsen." — „Geh, Du und Dein Kopfpolster, Ihr seid's mir auch die Rechten," lacht das Mädchen, „Einer ist um kein Haar besser wie der Andere." Da steht der Friedel auf und geht davon.

In einer Nacht des Eismonats, da Alles im Hofe längst schon schläft, sitzt Cäcilie in der kalten Kammer und spinnt. Der Faden wird stellenweise bauchig und stellenweise dünn zum Brechen: ihre Finger sind so ungelenk; den ganzen Tag über haben sie im Walde beim Holz und auf der Tenne beim Stroh hantirt. Die anderen Leute stärken sich jetzt für das morgige Tagwerk im Schlafe; sie stärkt sich beim Spinnen. Und sie ist glücklich im Gedanken: aus der Erbschaft ihrer Eltern bereitet sie sich eine neue, saubere Pfaid. Da klopft plötzlich ein Unhold an's Fensterchen. Der Friedel ist's. „Muß ich Dir das Radel treiben, Cäcilie?" lispelt er herein. — „Nicht vonnöthen," flüstert das Mädchen, „aber wenn Du mir die Thüre willst gehen zumachen, sie ist in Angeln offen." Er geht die Thüre zumachen, aber so, daß er innerhalb derselben zu stehen kommt. Dann sitzt er eine Weile neben der Spinnerin, und als diese das letzte Haar vom Rocken hat, geht sie und macht die Thüre wieder auf. „So ein Zu-

machen hat wenig geholfen," sagt der Bursche verdrießlich und schleicht davon.

Als den langen Winter über für den Kuhhirten wenig zu thun war, hat er sich in der Stallkammer einen alten Webstuhl zusammengestellt und aus sich selbst das Weben gelernt. Dann sagt er eines Tages halblaut zur Cäcilie: „Gib her Deine Spulen." — Er webt ihr die Leinwand. Sie sitzt daneben und kann's mit ihren Augen kaum verfolgen, wie das Schiffchen fliegt von einem Ende zum andern. „Du bist schon gar ein guter Weber," lacht sie. Er giebt keine Antwort, er webt. Ihr Herz ist sehr voll, fast schwer, da lacht sie, bis es leichter wird. Und als der Endfaden durch die Randfransen zuckt und das Stück gewoben ist, sagt der Friedel: „Cäcilie, da hast Deine Leinwand. Sie ist wohl hübsch steif, aber ist die Pfaid fertig, dann helfe ich Dir sie weich walken." — „Und dieweilen sag' ich: Vergelt's Gott!" lacht das Mädchen.

Und als sie an einem Sonntag-Nachmittag wieder beisammensitzen unter dem Schatten des blühenden Kirschbaumes, da näht Cäcilie an dem Hemde. „Heirat' ich denn in dieser Pfaid d'rin, daß sich der Faden so knüpft?" lacht sie und streift den Zwirn in die Länge. — „Jetzt weiß ich's schon, was es mit meinem Kopfpolster ist," sagt der Bursche, „es ist ein lebendiges Haar d'rin, oder so was." — „Geh', z'weg nicht etwan gar!" schreit das Mädchen.

— „Das ist gewiß, und willst meiner Red' nit glauben, so geh' mit und probir's. So, just so nehm' ich den Polster allemal im Schlaf — so!" Da nimmt er sie um den Hals, und ein Kuß schnalzt, und ein paar schneeweiße Kirschbaumblüthen tänzeln nieder auf die zwei jungen Leute.

Wie dann der Hochsommer kommt, muß der Friedel dem Mädchen die Kühe überlassen und Cäcilie zieht mit denselben hinan auf die hohe Alm. Da denkt der Friedel bei sich: Darf ich schon mit den Kühen nicht, auf die Alm will ich dennoch fahren! — und wird Schäfer.

Da ist es heiß und da blüht das rothe Kohlröschen mit seinem honigsüßen Hauch, und da reift der Alpenrose wiegende Knospe, und da ist ein Tag, an welchem es der Sennin beikommt: Heut' kunnt sie die neue Pfaid probiren. Der Schäferfriedel — —

Da hat mich ein heller Juchschrei aus dem Traume geweckt. Ich steckte sofort meinen Kopf zur Dachlucke hinaus. Es ist ein reiner lichter Morgen und von der Hütte hindan über die thauige Hochmatte hüpft jauchzend und jodelnd der Schäfer von der Schauerheide, der mir gestern unten im Gehänge den Wasserquell gewiesen hatte.

Und wenn mein wunderlicher Traum im neuen Hemde der Sennin nicht ganz eitel Schaum war, so ist Euch der Lotter nächtlicherweil in der Hütte

gewesen, um die steife Pfaid zu walken — und ist zur unrechten gekommen.

Ich bin niedergestiegen in das Thal, und um das Haupt des Gebirgsstockes war der Nebel.

Er hat Recht; arkadisches Hirtenglück will sorgsam verhüllt sein. Ich hätte auch geschwiegen, aber ich habe mir aus dem Hemde der Glücklichen, das mich eine einzige Nacht umfangen hat, ein Fädchen gezupft, und das möchte ich gern dehnen und weiterspinnen um die ganze Welt, auf daß mit mir und Dir und Allen die Freude sei.

Auf einer anderen Wanderung kam ich in's Thal von Seewiesen und hatte in demselben eine etwas wunderliche Begegnung. Ich schlenderte ruhig dahin in der stillen Alpennatur, blickte auf die zerissenen Felsen der Schwabenkette und sang „Hoch vom Dachstein"!

Lange hinkte, gestützt auf einen Pilgerstock, ein Weib vor mir her, alt, arm und mühselig. Ein graues, blaugestreiftes, kurzes Kittelchen trug es und ein Jöpplein aus verblichener Leinwand. Auf den Rücken hatte es ein Bündel geschnürt, um den Kopf trug es ein weißes Tuch — die Haare, die unter demselben hervorlugten, waren noch weißer.

Ich hatte die greise Pilgerin nicht beachtet, denn derlei Erscheinungen giebt es eine Unzahl auf den Straßen in der Umgebung von Maria-Zell. Als das

Weiblein nun aber seitwärts wankte und sich erschöpft auf einen Schotterhaufen setzte, rief ich ihm zu, ob's denn nicht mehr gehen wolle? Da seufzte es und richtete sich zu mir auf. Freunde, ich hab' unter den Lebenden noch kein solches Antlitz gesehen.

Nicht die tiefen Furchen, die der Pflug eines kummervollen Lebens hier aufgewühlt hatte, haben mich ergriffen — die fahlen, vertrockneten Lippen, das erloschene Auge habe ich gesehen ... sonst sagt das Volk, man sehe kein Gespenst, wenn man nicht daran glaube!

Nein, es war ja doch kein's, es war ein unglückseliges, lebendes Menschenkind.

Es war aus dem Lande Krain zu Fuß hereingewandert in seinem vierundneunzigsten Jahre. Es war schwach und krank und allein und mußte den Löffel warmer Suppe erbetteln. Wie lange es schon auf der Wanderung war, das wußte es selbst nicht mehr recht, es hatte seitdem oft in Scheunen geschlafen und im Freien, unter Bäumen und Garben. Nach Maria-Zell ging die Reise.

Das erzählte mir das Weiblein, als ich neben ihm saß; ich hatte Mühe, daß ich die Worte aus den zahnlosen Lippen verstand, aber ihr Erzählen ging mir an's Herz.

„Ach, warum, um Gotteswillen, diesen weiten, weiten Weg, jetzt in Euren alten Tagen?" fragte ich fast entrüstet.

„Wenn ich nicht sterben kann, wenn ich sonst nicht sterben kann!“ antwortete sie mit tonloser Stimme und starrte auf die Steine.

Dann erzählte sie mir in gesprächiger Weise die Geschichte, die ich hier möglichst wortgetreu mittheilen will.

„Siebzig Jahr ist's jetzt vorbei,“ begann sie „seitdem ich im Steierischen war bei der Zellermutter. Wenn man vierundzwanzig zählt, ist man wie ein Röselein schön und fein — aber kindisch noch und vorwitzig. Ich war wie ein Röselein und von Gottschee bin ich gekommen nach Maria-Zell und hab' eine Wallfahrt verrichtet, damit ich einen Mann bekäm', wie 's mein Herz begehrt. — Drei Stunden vor Maria-Zell — das wird der Vetter wissen — ist eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen drei versteinerte Männer und thun miteinander ein Kartenspiel seit undenklichen Jahren; weil sie einst im Leben mitten in der Christnacht auf den Felsen gestiegen sind, um zu spielen, so hat der Herrgott sie zu Stein gemacht und da müssen sie spielen bis zum jüngsten Tag. Um einen solchen Mann hab' ich nicht gebetet am Hochaltar zu Zell und von diesem will ich auch nicht reden. Was anders ist in dem Felsen, auf dem die Spieler sitzen — der Vetter wird's wohl auch wissen; — der Stein hat ein Loch und der Wallfahrer, der, von Zell zurückreisend, von der Straße aus durch das Loch den blauen Himmel sieht, der kommt seiner

Tage noch einmal nach Zell, und das ist heilig und gewiß, alte Leut' in meiner Heimat haben's oft und oft gesagt. Wie ich nun zurückkomm' von der Zellermutter und vorbei an der Stelle, sagen meine Gefährten: Mina, schau hin auf jenen Felsen dort! Siehst Du das Loch im Stein? — Ja, rief' ich, den blauen Himmel seh' ich in demselben. So preise Gott den Herrn, sagen Alle, Mina, Du kommst Deiner Tage noch einmal nach Zell. Andere, die hinter uns gegangen sind, haben die Oeffnung nicht mehr gesehen. Ja, so war's und so komm' ich zurück in's Heimatland. Vetter, das Kirchlein ist schon zerfallen, in welchem ich mit meinem Wendelin in den heiligen Ehestand getreten bin. Ach, so lang', so lang' ist das her — 's ist schon bald nimmer wahr. Dann sind Zeiten gekommen gute und schlechte, und alle sind wieder vergangen. Ich habe Kinder gehabt und Enkel – 's wächst schon lang der grüne Rasen über sie. Was hab' ich für Freud' und Pein gehabt in meinem Herzen von der Stund' an, wo ich sie das erstemal an die Brust gedrückt habe, bis zur Zeit, wo sie hinabgerollt sind in die Gruben. Ich dank' dem Herrgott, wenn's aus ist mit mir, daß ich ruhen kann, aber ich thät' gern noch einmal die Jahre all' durchwandern und durchkümmern, wenn ich sie wiedersehen könnt' im Garten spielen, meine Kinder. Ein einziger Urenkel ist mir geblieben und ist mir gefolgt herein über den letzten Winter. 's war ein Büblein

in die sechzehn Jahr und frisch wie das Leben mit goldfarbenem Haar; ich hab's geliebt und mich hat's geliebt, und noch einmal hätt' ich mit ihm mögen durch das lange Leben gehen. Da ist der Lenz gekommen, der liebliche Lenz — mein Junge hat mir noch das erste Veilchen gebracht. — 's war ein scharfer Winter gewesen; auf dem Teiche lag noch Eis. Wie es kam, daß es geschah — gesehen hab' ich's nicht — eingebrochen ist das Eis und meinen Jungen haben sie herausgezogen aus dem Teich .... warum, daß weiß ich nicht — etwa, daß es mir das Herz durchschneide — sie haben ihn doch gleich wieder versenkt.

Und seitdem bin ich allein in dieser Welt. hab' kein Kind und keinen Freund, bin übriggeblieben über alle meine Leut' hinaus. Jesus und Maria, wie hab' ich gebetet Tag und Nacht, daß ich erlöst werde und ruhe bei den Meinen! — Vetter, wie hat mir da in einer Nacht so wunderlich geträumt. Die Zellermutter steht vor mir — —", diese Worte sprach die Alte singend: „Sie hat wohl an ein schneeweißes Kleid und auf dem Haupte trägt sie fein einen Kranz von Rosen. Da fall' ich nieder auf die Knie: Gegrüßt seist Du, Himmelskönigin! – da hab' ich sie nicht mehr gesehen. Aber wie ich die Augen auf zum Himmel wende, da seh' ich eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen versteinerte Männer und unten

durch den Stein ist das Loch — ich blickte hindurch und seh' den blauen Himmel. Gleich wach' ich auf und da weiß ich's heilig und gewiß: du kannst nicht sterben, du kannst nicht sterben, vor siebzig Jahren hast du durch jenen Felsen geschaut — du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell; — und du bist seit jener Zeit nicht dort gewesen! Aber jetzt mußt du hin, zu beten um Ruhe. — So ist's gewesen, Vetter, und ich hab' mein Gut in ein Tuch gethan, hab' noch Weihwasser gegossen auf das liebe Grab und bin fortgewandert gegen das ferne Zellerthal. Was thät ich noch länger auf dieser Welt?"

Lallend, wie im Entschlummern hatte das Weib die letzten Worte gesprochen.

„Ihr seid nun nicht mehr weit von jenem Felsen," sagte ich nach einer Weile, „wie, wenn Ihr aber wieder durch das Loch seht?"

Da lächelte das Weiblein. „Ihr freilich," meinte es, „Ihr seht noch frisch und mögt noch lange leben; doch mein Augenlicht ist schwach, kaum, daß ich den Weg noch finde in das Zellerthal. Ich schau auch nicht mehr auf, was fliegt. Unsereins sieht den Boden an, was kriecht. Dann such' ich mir in diesem Thal die Ruhstatt. Am jüngsten Tag kommen wir zusammen.

Eine kleine Gabe reichte ich der Armen, die aus der Ferne in das stille Alpenthal kam, um zu sterben, weil ihr die Ruh' versagt, bis sie den Bann eines Aberwitzes lösen sollte, der siebzig Jahre auf

ihrer Seele lastete. Mit tausend Wünschen dankte sie mir — sie wolle beten für mich in Maria-Zell, daß ich lange lebe, aber nicht allein — nicht verlassen und vergessen.

Heute wird das arme Weib wohl die Ruhe schon gefunden haben — wir aber wollen heiter sein.

Es war im Lenze. Ich wandelte im Bergwald und war stiller und schwermüthiger, als es einem Burschen in solcher Jugend und zu solcher Jahreszeit wohl ansteht. Was thut ein Bursche von zwanzig Jahren, dem es nicht gegeben, sich mit dem Wesen der Welt und des Waldes zu einen, und der sich einbildet, er trage an einem großen Weh? Der arme einsame Spatz! Wer mag ihm helfen? Der Specht spottet ihn aus, der Kukuk neckt ihn, die Mücken stechen ihn in die Nase.

So ging mir's auch. Ich lag im Moose unter einer alten Schwarzfichte. — „Hoppha!" hat einmal ein Bauernjunge gesagt, als die Hausfrau gestorben und der Trauer wegen im Hofe alle Arbeit eingestellt war, „Hoppha! Das Traurigsein ist lustig!" — Und das Gefühlsduseln ist süß, wäre hier dazu zusetzen.

Ich wollte versterben Ihretwegen! — Ich sah es, wie sie meinen Sarg hinabließen in die tiefe Grube; da klangen alle Glocken und die Leute sagten zu einander: „Schade, Schade um ihn!" und sie

weinte sich die Augen roth. O Gott, dieses ihr Weinen hat mir wohlgethan! — Ich lag bereits eine gute Weile im kühlen Grabe, als ich plötzlich hinter mir rufen hörte: „Hallo, hab' Geld bei mir!" Es war eine glockenhelle Stimme und ich wendete mich sogleich, um zu sehen, wer denn um Alles in der Welt der sei, der Geld bei sich hatte.

Ein Mädchen kam herangehüpft. Es war zwar nicht *sie* — es war eine Andere. Die Kleine trug ein buntes Kleidchen und goldfarbige Haarlocken — die flatterten in der Mailuft, daß es völlig ein Vergnügen war. Und die rothen Wangen leuchteten schon von Weitem, und die Augen waren so groß und so schwarz, daß ich bis in's Herz hinein erschrak. Sie kam mir bekannt vor.

Hoch in der Rechten schwang sie ein rothes Sacktüchelchen; ich hielt das anfangs für einen Gruß an mich; allein sie schwang das Tuch vor Freude darüber, daß sie in einer Ecke desselben — Geld eingewickelt hatte. „Hab Geld bei mir, hab Geld bei mir!" jubelte sie fort und fort.

Ich richtete mich auf und sagte: „Dirndl, ich grüß Dich schön!"

Da blieb sie stehen und blickte mich an — und jetzt sah ich den Glanz, der in ihrem schönen Auge war.

„Was will denn — Der?" sagte sie endlich, und dann: „Alles kann ich Ihm nicht geben; ich

muß zum Kaufmann um Bänder. Wenn Er mit einem Groschen zufrieden ist —?"

„Was?" rief ich, „oh nein, mit einem Groschen bin ich nicht zufrieden. Dein Geld, das brauch' ich gar nicht. Aber mit Dir gehen will ich; schau, Dirndl, ich hab' den Weg verloren."

„Das ist mir schon recht," sagte das Mädchen, „wenn Eins so ganz mutterseelenallein durch den Wald geht, da wird Einem Zeit und Weil' lang. Gelt, Er fürchtet sich halt auch vor der Habergais?"

„Habergais? Was ist denn das?"

Da blieb sie kerzengerade vor mir stehen: „Weiß Er das nicht? Je, jetzt hat meine Mahm allweg gesagt, ich wär' eine blitzdumme Gredl; und jetzt will ich ihr aber gleich weisen: es giebt noch dümmere Leut' auf der Welt. Die Habergais? Ja, das wird Er leicht doch wissen, die Habergais ist eine Gais, die — aber jetzt muß ich doch lachen, wenn Er das nicht einmal weiß — ist eine Gais, die nur drei Füß, aber zwei große Flügel hat, ja! und sie ist ein Gespenst, und sie fliegt in den Lüften um, und sie sitzt Einem auf die Achseln — uh!" —

„Aber so was!" rief ich.

„Heut' hab ich ein närrisches Glück!" sagte das Mädchen. Ich bezog das sogleich wieder auf mich und ließ die Finger meines beschützenden Armes schon ein wenig unter ihr zartes Kinn hineinspielen.

Sofort riß sie einen Lärchenzweig ab und gab mir damit Eins auf meine vorwitzigen Finger.

„Bin doch so froh, daß ich heut' Geld bei mir trag'. Ja weil ich halt den Kukuk heut' zum erstenmal in diesem Auswärts schreien hör'. Weiß Er's nicht? Wer zu derselbigen Stund Geld bei sich hat, der wird das ganze übrige Jahr daran nicht Mangel leiden. — Hat Er auch Geld bei sich?"

„Nicht der Rede werth. Bin ein Schneidergesell'."

„Und hört Er den Kukuk heute auch zum erstenmal?"

„Den Kukuk nicht, aber Dich."

„Das bedeutet nichts."

„Aber, Dirndl Du bist so schön —"

„Freut mich, wenn ich Ihm gefall'."

„Aber wie kann man doch so schön und so geldgierig sein?"

Da starrte sie mich an.

„Kann Eins etwa die Schönheit nach einer Elle messen und sich daraus einen Rock machen lassen?"

„Die Schönheit braucht gar keinen Rock!" rief ich.

„Geh!" sagte sie, „Er verschwätzet sich ja selber sein Handwerk, und das ist eine närrische Red', und mein Bräutigam, der ist gescheiter, der sagt: ein wenig Schönheit und ein wenig Geld; die Schönheit für heut, das Geld für morgen. Ja, das sagt er; und hätt' er mich just wegen so ein bissel Schönheit da genommen, bigott, ich hätt' nicht mögen;

nein, hätt' nicht mögen. — Aber," sagte sie und sah mich scharf an, „ich kenne auch andere Leut', die auf das Geld was halten."

„Du kommst mir bekannt vor," bemerkte ich jetzt.

„Das glaube ich," sagte sie, „ich bin ja Zaunreuter's Kathele, bei dem Er einmal wegen Geld so lang verblieben ist."

„Und Du heiratest?" sagte ich.

Ohne eine Antwort zu geben, hielt sie mir die flache Hand hin und rief: „Schau Er! so schau Er doch! Das mißt mir jetzt die Brauthandschuhe an!"

Ein Marienkäferchen stand auf der Hand und lief gegen den Goldfinger hin.

Nun hob das Kind den Zeigfinger der anderen Hand und sagte leise und langsam: „Himmelskäferl, ich frag', Himmelskäferl, geh' sag', wie lang' soll ich leben? — Eins? zwei? drei? — vier?"

Und das Kathele zählte fragend bis zu zehn und zwanzig und vierzig und sechzig. Und als es bei fünfundsiebzig war und der Käfer immer noch auf der Hand krabbelte, sagte es: „Ja, ist's noch nicht aus? oder gilt das für den Michel?"

In diesem Augenblick flog das Thierchen davon, flog gegen die Kronen der Bäume auf.

Das Mädchen blickte ihm nach und lachte hell wie ein Glöcklein.

„Und Du Kathele, Du heiratest?" sagte ich noch einmal.

„Das ist gewiß, und gestern sind wir beim Herrn Pfarrer gewesen, und morgen müssen wir wieder zu ihm, und heut' muß ich aus dem Katechismus das ganze Sacrament der Ehe auswendig lernen. Will Er mir einen Gefallen thun?"

„Sehr gern."

„Schau, Er muß mich deßweg nicht für gar rechtschaffen dumm anschauen, aber ich hab' heut' Früh wohl an der Ehe gelernt, und jetzt möcht' ich gern probiren, ob ich's kann oder nicht, und da — ja," lispelte sie und blickte mich forschend an. — „Ist es Sein Ernst? will Er mir richtig den Gefallen thun?"

Mir schoß es warm durch die Adern.

„Du Kathele!" flüsterte ich und nickte mit dem Kopf.

„Ist mir geschwind recht," sagte sie, „und da im Flechtmoos ist ein guter Schatten, da wollen wir gleich probiren; Er muß aber wissen, daß ich nicht viel Zeit hab'; ich lauf' zum Kaufmann um Hochzeitsbänder und den Brautkranz muß ich mir auch holen. Weiß Er, was dumm ist? Daß man verheiratetcrweis' am Frohnleichnamstag keinen Kranz mehr tragen darf. Ich scheer' mich aber nicht d'rum; ich trag' ihn doch! Er wird schon sehen, der Michel, ich trag' ihn doch! — Und jetzt fangen wir gleich an. Stell' Er sich so hin! — Jetzt bin ich schon bereit, und jetzt, nu! Jetzt frag' er nur endlich einmal!"

„Was — soll ich denn fragen?“

„Und das weiß Er wieder nicht? Den Schulmeister soll er machen, und über das Sacrament der Ehe soll er mich ausfragen, wie es im Katechismus steht.“

Diese Wendung war herb für mich, denn aus dem Katechismus war mir nachgerade gar nichts bekannt, als die lumpigen sieben Hauptsünden. Und vollends von der Ehe . . .

„Weiß Er nichts davon?“ sagte das Mädchen, „nun so frag' er mich!“

„Ja, Du Dirndl,“ stotterte ich wirklich verlegen, „was ist die Ehe?“

„Die Ehe ist eine unauflösliche Verbindung zwischen Mann und Weib, damit sie bis in den Tod zusammen verharren und — und —.“ Das Käthele erröthete und schwieg.

„Und?“ fragte ich, „und?“

Jählings wendete es sich und lief eilends davon durch das Dickicht hinab, wie ein Reh.

Und ich? —

Es war zur Zeit, als mir mein Vater das erste Rasirmesser kaufte. Mein Vater konnte auf der weiten Welt nichts weniger leiden, als wenn im Gesichte eines Menschen ein Haar stand. „Es führt zu nichts Gutem,“ meinte er, „bei jungen Leuten schon gar nicht.“ Und recht hatte er; ein Hirtenknabe, der an

der Oberlippe das erste Bärtchen spürt, ist in keiner geringen Gefahr. Erstens stellen ihm die Mädchen nach, und zweitens ist er so sehr außer der Gnade Gottes, daß er auch nicht den mindesten Versuch macht, die Nachstellerinnen mit der Gerte zu verscheuchen, wie er solches sonst als Knabe gethan hätte.

Wenn ich Sonntags — wie sich ein Schneider eben nur beim Laufen ausrastet — auf die Almweiden zum lieben Vieh gehen sollte, um nachzusehen, wie der Heerde, dem Halter und der Sennin die letzte Woche angeschlagen hatte, so mußte ich mir Samstags zuvor jedesmal die paar Härchen aus dem Antlitz kratzen.

So vorgesehen trat ich eines fröhlichen Juli-Morgens meine Wanderung auf die Weiden der Teichalm an. In der rechten Joppentasche hatte ich ein großes Stück Brot, und in der linken Joppentasche hatte ich auch ein großes Stück Brot. Der Appetit dazu sollte sich auf dem weiten Wege finden.

Und er fand sich. Als ich in's Dorf Fischbach kam, setzte ich mich vor dem Hause des Tabakkrämers auf eine Bank und verzehrte das Stück aus der rechten Joppentasche. Dabei sah ich mir das Wirthshaus an, das wegsüber stand, und in welchem ich vor Zeiten, als mich der Vetter Jock zur Kirche geführt hatte, zweimal schon gesessen war. Mein Stück Brot war noch nicht alle, als ein Mädchen über die Ecke heranschlich und gerade auf

mich zuhüpfte. Ich beschleunigte den Bissen, den ich gerade unter den Zähnen hatte, um sofort das Mundwerk freizuhalten. Jedoch die junge Maid sah mich gar nicht an, stieg neben mir auf die Bank, guckte zum Schubfenster hinein, wo sonst der Tabak herausgegeben wurde, und rief: „Herr Postmeister."

Der Tabakverleger besorgte nämlich auch die wenigen abgehenden und ankommenden Postsendungen, die das dortige Gebirgsvölklein mit dünnen und losen Strängen an die Welt knüpfen.

Der Postmeister war gleich da, ein hagerer, weißköpfiger Alter, mit großen Augengläsern und einem grünen Sammtkäppchen.

„Was denn? Ungarischen? Türkischen? Wie viel denn?" fragte er geschäftig.

„Nein, Tabak keinen," flüsterte das Mädchen; „ich bitt', ein Briefel hätt' ich da."

Zögernd und schämig zog es das Genannte aus dem Schürzchen hervor und schob es gar hastig zum Fensterchen hinein — 's ist gut, wenn nicht zu viel Sonnenlicht darauffällt.

„Ah so!" sagte der Alte, nahm den Brief und warf einen Blick auf die Adresse. — „Ja — ja, meine Liebe, was soll denn das heißen?" rief er mit langgezogener Stimme. „An meinen Michel! ist das die ganze Adresse?"

Das Kind — es war keines mehr, das sah ich gleich — ließ sein flachshaarig Köpfchen auf die

Brust sinken, als wäre es geknickt. — Rechenschaft geben sollte es hier, Rechenschaft über den Michel!

„Nun also, wohin denn?" drängte der Weißkopf. „Dein Michel, wo ist er, wo wohnt er denn?"

Darauf hob das Mädchen seinen Zeigefinger und lispelte schalkhaft: „Ah, möchten Sie 's gern wissen? Na warten Sie!"

Als er aber vollen Ernstes erklärte, ein Brief mit solcher Adresse sei platterdings nicht zu bestellen, lugte das Mädchen so d'rein; plötzlich riß es das Briefchen wieder an sich und schlüpfte davon.

An meinen Michel! So deutlich geschrieben! Ach, das muß eine schlechte Post sein, die den nicht kennt.

„Uh jerum, jerum!" rief der Tabakkrämer und schob seine Glasaugen hoch in die Glatze hinauf. 's ist übel bestellt. Der Amor ist pensionirt, lungert im Olymp herum und schießt seine Pfeile auf Maikäfer ab; und eine k. k. Post versteht dergleichen Dienste nie und nimmer jo."

Mein Brot war verzehrt; ich ging weiter.

Dazumal habe ich die Naturschönheiten, an denen ich vorüberging, weder gesehen, noch verstanden. Wohl, die Hirtenleute haben auch ihre Augen, und oft recht große und blaue, aber die sind nur für's liebe Vieh eingerichtet; an diesem aber wissen sie die Eigenheiten und Schönheiten herauszufinden, an denen der gewiegteste Aesthetiker all seiner Tage blind vorübergeht. Mit mir war's ähnlich.

So habe ich damals die kühlen, schattigen Felsschluchten mit ihren gischtenden Wasserfällen, bemoosten Steinklötzen und urwilden Baumstämmen durchwandelt, ohne sonst an etwas zu denken, als wenn ich doch nur schon oben wär' bei den Almhütten!

Die Almhütten stehen heute noch auf der freien Höhe des Berges und wenn sie — was ihr endliches Los sein wird — einmal niederbrennen, so wird man das Feuer und den Rauch draußen in den entferntesten Gegenden sehen können. Tief unten liegt das Land — den Alpen zu Füßen.

Als ich endlich zu den ersten Hütten kam, ging ich hinein zum Halter und aß das Stück Brot aus der linken Tasche. Der Halter, ein schlanker, flinker und gelblockiger Bursche, war im Stall bei den Ziegen gewesen. Jetzt kam er mit dem Milchtopf und mit Rahm, und als er mich auf dem Holzklotz so sitzen sah, sagte er: „Ich an Deiner Stell' thät das Brot da in den Rahm eintauchen."

„Ich an Deiner Stell thät's auch," entgegnete ich. „Aber ich hab' jetzt das Brot nicht dazu."

„Und ich den Rahm nicht."

So kamen wir überein, daß wir Rahm und Brot miteinander theilten. Und als wir dasaßen, der Halter am Herd, wo ein Feuer brannte, und ich an der Wand, wo das Fenster war, klopfte es jählings an diesem Fenster.

Ich wischte schnell das Weiße von meinen Lippen und sah hinaus. Auf dem Fensterbrett lag ein Briefchen mit der Adresse: „An meinen Michel!“ Draußen hüpfte das Mädchen von Fischbach über die Au und abwärts gegen die Waldung — anmuthig zu sehen. Den Brief hatte es wohl eigenhändig geschrieben und eigenfüßig gebracht. Das geschieht oft so auf Bergen und ist allweg die verläßlichste Post.

Ich hielt den Brief in der Hand und drehte ihn um und um, und da er just nicht mit den sieben Siegeln der Apokalypse verschlossen war und die Wahrung des Briefgeheimnisses bei den Hirten nicht Gebot Gottes ist, so zerrte ich das Papier auseinander. Ein weißes, leeres Blatt Papier? Kein Wort geschrieben? Nichts als das schöne blaue Vergißmeinnicht mit Stamm und Blatt? — Und an wen nur?

Was schickt sich, wenn man von einem hübschen Mädchen ein Blümlein in der Hand hat? Man fährt damit gegen die Lippen. Schon spitzte ich den Mund, da rief der Halter von seinem Herde her: „Was hast denn dort? Ein Frau'nbildl?“

Ich legte das Blümchen in den Brief und sagte: „Halter, ich kenne Dich schon seit länger her, aber Deinen Taufnamen weiß ich nicht recht.“

„Mein Taufname“ — versetzte er und schürte an der Gluth — „der steht im Kirchenbuch d'rin; ich

selber brauch' ihn nicht, und wer ihn braucht, der mag ihn dort holen."

Was hatte ihn nur verdrossen, daß er mir jetzt plötzlich den Trotz bot, wo er mir just vorhin den prächtigen Rahm gespendet hatte?

„Kann's nicht leiden, wenn Einer meinen Namen nicht weiß," murmelte er in den Bart hinein.

„Halter," sagte ich, „da liegt mir ein Brief in der Hand, der geht — an meinen Michel."

„Her damit!" rief der Bursche; „der Michel — da steht er."

Sofort schlug er das Blatt auseinander, und als er nichts als das Vergißmeinnicht sah — da entfärbte sich sein so frisches Gesicht und seine Augen waren unstet, wie die Flammen am Herde.

„Ei je — ei je," murmelte er, „wie kann das sein? Ei je — ei je!" Er schüttelte den Kopf. Und später, als er mit den Töpfen hantirte, sie füllte und an's Feuer that, brummte er: „Nu, wenn man's nimmt und recht überlegt — just, daß es gar nicht sein könnt', dasselb' ist nicht wahr. — Möglich — ei je. — Jetzt, was thu' ich? 's ist halt eine z'widere Sach', ei je — ei je!"

„Schwätzest Du immer so mit Deinen Suppentöpfen?" fragte ich.

„Sackra, sackra," fluchte der Halter und schlug einen Hafen in Scherben, daß die Milch in Strömen über den Herd floß — wie ja die Hirten in einem

gesegneten Lande leben, wo Milch und Honig fließt.

Und als ich hierauf noch eine Frage gethan hatte, fuhr er mich an: „Na ja, willst es schon wissen; Du, gieb Acht, daß Dir's nicht auch einmal passirt! Bei meiner Dirn hat's was antragen!"

Ich verstehe die Hirtensprache gut und weiß, was der Ausdruck sagen will. — „Ja, Michel, wenn's so ausschaut, das ist freilich ein verwünscht' Ding. Aber sag', steht das da d'rin in dem Brief? Ist ja kein Wörtel geschrieben."

„Ja, mein Lieber," sagte er, „wenn so ein Blümel nichts bedeuten thät! — Wär' auch nur ein einzig grünes Blattl d'ran gewesen, 's hätt' ein gutes Geheiß. Weil aber schon nichts ist am Blümel, wie der langweilige nackte Stengel, — so ist's halt eine verschwefelte Geschicht'." — Dann wieder für sich: „Nu, meinetwegen — verlassen thu' ich sie nicht."

Um die grünen Blätter also handelte es sich, die ich etwa beim eiligen Einmachen vom Blümchen abgestreift und auf den Boden zerstreut hatte. Ich suchte auf dem Lehmboden, ich fand richtig ein paar grüne Blättchen. „Michel!" sagte ich, „sie sind d'ran gewesen, sie sind nur unversehens abgefallen."

Da jauchzte der Bursche hell auf. Er sammelte die Blätter und that sie zum Stengel, der sonst — was weiß ich — bedeutet hätte. Und als er später

über die Alm ging, da schrie und jauchzte er und wollte den Himmel spalten mit seinem schmetternden Sange.

O Du liebes Junggesellenleben, so lange in der Hirtenliebe Blumensprache die Vergißmeinnichte noch grüne Blätter tragen!

Gegen Abend erst kam ich zu den hinteren Hütten, wo einige Rinder meines Vaters standen. Die Heerde war gut gepflegt und munter; der alte Halter leidlich bei Humor, die junge Sennin aber .... es wäre mir recht lieb, wenn Ihr in diesem Punkte nichts Näheres zu wissen verlangtet. — 's hat's auch mein Vater nie erfahren, daß das Bartscheermesser ganz und gar umsonst gewesen.

Und nach all dem und manch Anderem hatte es sich zugetragen, daß in einer sommerlichen Mitternachtsstunde das mehrfache Schnarchen in der Schlafstube meines Vaters unterbrochen wurde. Ich war zufällig nicht auf der Ster, sondern daheim.

Am Fenster pochte der Knochen eines Fingers und eine rauhe Stimme rief von außen: „Nicht erschrecken, Leute! Es brennt nicht auch keine Diebe und Räuber sind da und noch stehen dieweilen die Sterne am Himmel. Aber der Sennin auf der Steinlend ist das Kind gestorben und sie läßt die Waldbauern wohl um Gotteswillen bitten, daß sie Ihr das Kind wollten bestatten helfen. Das richt'

ich aus. Jetzt behüt' Gott der Herr die nächtliche Ruh'!" Die Stimme schwieg und im Sande knarrten hinwegschreitende Bergschuhe.

Wir waren darauf noch eine Weile ganz still in unseren Betten liegen geblieben; endlich aber rauschte das Stroh, mein Vater richtete sich auf seinem Lager halb empor und sagte: „Habt Ihr's auch gehört?"

„Ja," riefen wir jetzt Alle, „wir haben es auch gehört. Der Sennin von der Steinlend ist das Kind gestorben."

„Du närrische Zeit, du!" sagte der Vater mit heller Stimme, „hat Die ein Kind gehabt?"

„Freilich, seit drei Monaten schon," entgegnete unser Knecht, der über der Stube im Oberboden lag und das Gespräch gehört hatte.

„Schau, das ist merkwürdig," sagte der Vater, „der da oben weiß davon. Ja, Rüppel, wer hat Dir's denn gesagt?"

Der Knecht gab keine Antwort, wir meinten, er sei wieder eingeschlafen, doch vermißten wir sein Schnarchen ganz und gar.

Mein Vater hatte sich sofort in's Beinkleid gesteckt und ging jetzt über die Stube auf und ab. Er öffnete ein Fenster, aber der Mann draußen war fort. Die Sterne leuchteten still am Himmel.

Der Vater brummte was, schloß das Fenster und ging wieder in's Bett. Allerseits hub man wieder

zu schnarchen an, aber vom Dachboden herab war das Rascheln des Strohes und das fortwährende Pfustern des Knechtes zu vernehmen. Am frühen Morgen kam ein Nachbar und erzählte, daß ihn um Mitternacht eine Stimme aus dem Schlaf geweckt habe, die ihm verkündet, es sei auf der Steinlendalm ein Kind gestorben, und das bitte die Leute des Thales um ein Begräbniß.

Nicht lange darauf kam der alte Brunnmichel und berichtete verstörten Wesens, daß er in der vergangenen Nacht ein schweres Traumgesicht gehabt. Er habe gesehen, wie auf der höchsten Spitze der Lendalpe auf einem breiten Stein ein kleines Kind aufgebahrt liege, und die Wolken flögen darüber hin, und der Sturmwind thäte an den jungen Locken zausen, und ringsum sei eine entsetzliche Oedniß, und ihm, dem Brunnmichel, wolle vor Bangigkeit das Herz brechen.

Mein Vater schüttelte eine lange Weile den Kopf und endlich sagte er: „Da muß wer hinauf!"

Doch, die Steinlendalm war stundenweit von uns, hoch oben im Gebirge, und leer und umsonst durfte man den weiten Weg nicht machen. — Es kamen indeß noch mehrere Nachrichten von dem Todesfalle und so schickten sich denn Leute an, zur Höhe emporzusteigen.

Mein Vater gab dem Knecht Rüppel den Auftrag, ein Särglein zu zimmern, aber es war erstaunlich,

wie sich der sonst so brave und gehorsame Bursche weigerte, den Befehl seines Herrn zu erfüllen. Er verstand das Zimmern und Schnitzen, es war gutes Holz da, und das Werkzeug dazu; der Knecht war vollauf gesund; aber er rührte keinen Hobel an. Er ging an andere Arbeiten und sagte keinen Grund, warum er das Trühelchen nicht schaffen wollte.

So legte mein Vater selbst Hand daran und gegen Abend war der Sarg fertig und auch ein schwarzes Kreuzlein darüber gemalt. Hierauf wurde er mit Brot, Fleisch, Mehl und Eiern gefüllt, dann sorgsam verschlossen und ein Tragband darüber gewunden.

Und nun sagte mein Vater: „Du Großer!“ Mit dem Großen meinte er mich, weil ich der Aeltere war und ja thatsächlich schon bis zu dem Einschnitt emporlangte, der an dem Pfosten unserer Stubenthür angebracht war und der die „Soldatenlänge“ angab. Ich hatte mich sonst immer auf die Zehen gestellt, um wenigstens mit meinem obersten Haarbüschel den kleinen Einschnitt zu berühren; jetzt gingen ohne das die Haare über den Schnitt hinaus, worüber meine gute Mutter manche Thräne in den Schürzenzipf weinte, weil sie mich trotz der glücklich überstandenen Recrutirung im Geiste immer bei den Soldaten sah, „streitend im weiten Felde“.

„Du Großer!“ also sagte mein Vater, „jetzt, weil Du heut' Sonntag hast, so faß' das Trühel da auf

den Buckel und trag' es zur Sennin auf die Steinlend. Von dem, was d'rin, wird sie das Todtenmahl kochen. Geh' aber fein glatt, daß die Eier nicht platzen!"

So stieg ich mit meiner Last hinan gegen das kahle Gebirge.

In den Tiefen und Thälern lag der dämmerblaue Schatten, die Höhen lachten still im Abendroth. Die eingesargten Schinken und Eier waren nicht leicht.

Als ich zur Sennerei kam, war es lange schon finster. Vor der Hütte standen mehrere Männer und Weiber; die Sennin war just beim Buttern. Ich sah keine Leiche und ich sah kein Kind, und da nun die Sennin in den Stall ging, um die Kühe zu melken, sang sie dabei einen Jodler.

Bist der Gefoppte! dachte ich bei mir. Doch die Leute waren ernsthaft und wunderten sich nicht, daß ich mit einem Sarg kam. Und die Sennin mußte singen, weil die Kühe, die auf den Almen daran gewöhnt sind, sonst die Milch verweigert hätten. Als jedoch die Milch in Sicherheit gebracht war, schlich das junge Weib aus der Hütte und hinter derselben einer nahen Felsenschlucht zu, in der ein Wässerchen rieselte.

Auf der Wand des einen Felsens lag ein sehr matter rother Schein, der ein wenig zitterte. Ich folgte der Sennin bis dahin und sah nun, daß der

Schein von einem Oellämpchen kam, welches in der engen finsteren Schlucht brannte. Und neben diesem Lichtlein, in der Mulde eines ungeheuren Steinblockes, dessen Grenzen man im Dunkeln gar nicht übersehen konnte, lag ein etwa drei Schuh langer Gegenstand, der mit einem weißen Tuche bedeckt war.

Das Weib zog langsam das weiße Tuch zurück, und siehe, da ruhte das Antlitz eines schlummernden Kindes. Der Lampenschein legte einen milden Rosenhauch auf die kleinen Wangen und Lippen, zu denen sich jetzt die Sennin beugte, um sie zu küssen.

Daneben rieselte die Quelle aus dem Gestein und in dieses Wasser tauchte nun das Weib seine Finger, um damit die Stirne des Kindes zu benetzen.

Es ist in katholischen Landen der Gebrauch, daß der Todte von jedem ihn Besuchenden mit geweihtem Wasser besprengt werde. Aber auf dem hohen Berge der Steinleud giebt es keinen Priester, der das Wasser wollte besegnen, und so hat die Sennin ihr Kind an der klaren Quelle aufgebahrt, hoffend, daß Gottes Segenshauch in jedem Tropfen seiner Gewässer walte.

Auch war in der Hütte kein Schick und kein Raum, um die Leiche aufzubahren und so hat diese Mutter ihr Kind in den ehernen Schoß des Gesteins gebettet. Die Quelle murmelte den süßen, friedsamen

Trauer- und Freudenchoral und die Gewächse der Wildfarn und Enzianen, die daneben standen, fächelten mit ihren zackigen Fahnen und blauen Glocken an dem starren Körperchen des Menschenkindes.

Als mich die Sennin bemerkte, sagte sie zur Leiche: „Die Leut' wollen uns nicht mehr mitsammen allein lassen. Du meine kleine Lucia, sie kommen und werden Dich von mir forttragen und die Welt wird gehen wie sie gegangen ist und ich werde allein sein."

„Wie ist denn die kleine Lucia gestorben?" fragte ich theilnahmsvoll.

„An der Halsbräune ist sie erstickt. Jetzt noch ein blühendes Leben, in drei Stunden maustodt. Ach 's ist mein Lieb' gewesen, 's ist mein Schatz gewesen, 's ist mein Kind — mein Kind gewesen!" — So brach ihr Schmerz plötzlich los. Dann fuhr sie fort: „Ich hab' den Leichnam gleich am ersten Tage auf diesen Stein herausgetragen. Da, gerade vor der Wand bin ich so gern mit dem Kinde gesessen, hab' mit ihm gesungen, oder, wenn Sonntag war, gebetet. Und da hab' ich jetzt vorgehabt, daß ich den Tod meines Kindes ganz verschweige; was brauchen die Leut' davon zu wissen und was brauch' ich die Leut' dazu? Der Wurm ist todt und die Kirchenglocken wecken ihn nicht mehr auf. Da an der Felswand habe ich meinen kleinen Schatz begraben wollen, daß ich den lieben Leib bei mir hätt' noch Jahr und Tag und so lange ich auf diesem ein-

schichtigen Berg muß leben. — Aber 's ist laut geworden; just, als hätt's die Bergluft hinabgetragen, daß Ihr jetzt Alle heraufkommt mit Eurem Beistand, mit Eurem Mitleid und aus lauter Gutherzigkeit mir mein Liebstes hinwegtragt."

Ich schwieg auf diese schweren Worte, dachte aber bei mir: Ja, warum ist denn das so eingerichtet, daß alle Todten auf den Kirchhof müssen? Wäre es nicht gescheiter, Jeder ließe seine Lieben bestatten gerade dort, wo er wollt' und könnt', auf daß er den Ort mit Treuen und süßen Schmerzen thäte pflegen. Ich selbst möchte im Walde schlafen, ein Anderer wieder ruhte gern in seinem Hausgarten, oder auf der sonnigen Wiese, oder auf der stillen Heide, oder auf der Au, wo er seine Kindheit verlebt, oder auf einem Plätzchen, das ihm sonstwie lieb geworden. Ueberall ist's trauter, als in der großen Todtengesellschaft der Kirchhöfe, wo die Fülle der Gräber die Pietät für den Einzelnen erstickt.

Sie hat recht gehabt, die Sennin von der Steinlend, da sie ihr Kind auf hohem Berge bei den Felsen bestatten wollte. Aber wir haben doch sofort Anstalt getroffen, den todten Säugling hinab auf den fernen Kirchhof zu schaffen.

Die Sennin ließ in derselbigen Nacht das Herdfeuer nicht ausgehen; sie buk das Todtenmahl aus dem Vorrath, den ich im Sarge mit hinaufgetragen

hatte. Und als so der kleine Schrein geleert war, ging ich damit zur Schlucht und bettete das todte Kind hinein. Ein Blatt vom Wildfarrn legte ich der Leiche auf die Brust, einige Tropfen Wassers senkte ich auf die kleine, kalte Stirne, dann holte ein Halter die Sennin und sagte: „Jetzt nimm Urlaub von Deinem Kinde, bis zum jüngsten Tag.“

Sie trat hinzu, faßte das winzige Händchen und sagte: „Da, nimm Dein Kresengeld (Taufgeschenk vom Pathen) und auch das meine mit. Sonst hab' ich ja nichts. Gute Nacht! Du bist ein Engel im Himmel; wenn ich einstmals sterben muß, so halt' mir die Hand herab und vergiß Deiner Mutter nicht, Lucia, zu tausendmal gute Nacht!“

Dann hielt sie ein blaues Tuch vor die Augen und wankte hinweg.

Und plötzlich nun, als ich schon den Deckel auf das Särglein nageln wollte, sprang wie aus der Morgenröthe heraus eine Gestalt, hastete zur Leiche heran, legte ein Packetchen in den Sarg und stotterte: „Daß Du auch — von mir was mit hast!“ und eilte wieder davon, daß ihn kein Mensch mehr sah.

Ich hatte unsern Knecht, den Rüppel erkannt. Auch er hatte seine Taufgabe, die sonst bewahrt und heilig gehalten wird, in den Schrein gelegt, den ich nun schloß. Warum er's that? Kein Mensch

hat ihn darum befragt, aber geahnt haben wir's Alle. Als ich den Sargdeckel zunagelte, gab des Wiederhalls in den Felsen wegen jeder Schlag einen doppelten Schall; die Sennin saß bei den Kühen und molk und sang laut dabei, daß sie die Schläge nicht sollte hören können.

Hierauf setzten sich die Leute, die von den Almen her und aus den Thälern gekommen waren, auf den Rasen vor der Hütte, ich blieb auch nicht abseits stehen und wir verzehrten das Todtenmahl. Damit zu Ende, sprach der Aelteste von uns ein Gebet und als die Sonne aufging und alle Thautropfen des Rasens wie Flämmlein leuchteten, da hob ich den Sarg zu meiner Brust empor, und auf den Armen, wie man eben ein Kind trägt, trug ich ihn davon. Die Leute folgten mir betend nach. Nur ein Mensch blieb zurück in der Hütte und sah von der Thür aus dem Zuge nach, bis er unten in den Steinmulden verschwand. Es war die Mutter des todten Kindes. Sie ging in die Felsschlucht, wo noch die brennende Lampe stand im Sonnenlicht. Dort, auf dem Stein, wo ihr Liebstes — nicht mehr lag, sank sie hin und weinte laut. Und als sie so kläglich und lange geweint hatte, wusch sie ihr Haupt an der kalten Quelle und sagte: „'s ist vorbei, 's ist nicht zu ändern. Mir hat geträumt, ich hätt' ein Kind gehabt. O, lieber Gott, Du weißt es, wie gut, wie gut, daß es nicht wahr ist!" Sie ging an ihre Arbeit und

schaffte flink und ohne Ruh', bis sie am Abend todt-müde auf ihr Lager sank.

Wir aber sind mit dem Kinde niedergestiegen durch die grünen lebendigen Wälder, wo uns jeder Baum und jeder Vogel lieblich hat gegrüßt, sind dem Kirchhof zugegangen und haben dort das Menschenkind, das vor wenigen Monaten erst unser Sonnenlicht erblickt, hinab in ein tiefes, finsteres Grab gesenkt.





Wie sich aus dem Ei ein Büchelschreiber entwickelt hat.

Meine guten Freunde stellen eine Frage an mich, die in diesem Buche bisher keine Berücksichtigung fand. Die eigentliche Antwort folgt erst zum Schlusse des Buches. Dort ist sie im Zusammenhang mit Anderem, aber hier ist sie ausführlicher. Ich muß zu diesem Zwecke noch einmal zurückkehren bis etwa zu meinem fünfzehnten oder dreizehnten Lebensjahre.

Damals beiläufig war es, daß ich in den Thomasnächten nicht schlafen konnte. Den Hexen, welche in dieser Nacht auf den Blocksberg zur Rathsversammlung reiten, kann ich an meiner Schlaflosigkeit keine Schuld beimessen, denn dazumal war mir Alles, was Hexe hieß — ob jung, ob alt — über die Maßen gleichgiltig. Aus dem Lager selbst ist auch nichts Besonderes zu berichten, denn ich erinnere mich, daß zur Winterszeit die Bettdecken

allwöchentlich einmal in den heißen Ofen kamen, in ein Klima, welchem nachgerade jeder der flinken, braunen Springer zum Opfer fiel.

Die Ursache meiner Schlaflosigkeit war wohl der am nächsten Tage stattfindende Thomasmarkt.

Das Geld hatte ich stets beisammen und hielt es in einem hohlen Ei, welches aus Holz bestand und roth gefärbt war, wohl verwahrt. Die Hühner im Alpel legten keine hölzernen Eier, aber eine alte Hausirerin ging um, die mir, dem „gamperen Bübel",*) jenes schenkte, mit der genauen Anweisung, wie man es auseinanderschraube und Geld hineinthue. Das erstere war keine Kunst, aber das letztere, wie man Geld hineinthue, gelang mir nur, wenn ich eins hatte. Da nun aber der Mensch einmal das hohle, hölzerne Ei besitzt, so hat der liebe Gott die Hühner erschaffen, welche andere Eier legen, die so eingerichtet sind, daß sie die Mutter verkaufen kann. Und so schickte mich denn die Mutter stets mit einem Handkörbchen voll Eier zum Dorfwirth in Krieglach, woselbst ich für meinen Theil stets zwei Kreuzer „Tragerlohn" erhielt. Solche Einnahme that ich regelmäßig in mein hölzernes Ei, welches ich sonach allemal fest zuschraubte und als Schatzkästlein aufbewahrte. Ich erinnere mich noch, wie mir bei diesem Einschrauben der Kupferkreuzer einmal ein weitläufiger Vetter zugeschaut und gesagt hat: „Bub',

*) niedlichen Jungen.

Du hast in Deinem Ei ja kein Eiweiß drinnen! Da seh', ich geb' Dir eins." Und legte mir ein blinkendes Silbergröschlein hinein.

So oft ich in's Dorf zur Kirche ging, nahm ich mein Ei mit. Und wenn ich dann am Obstkrämer vorbeiging oder am Lebkuchenstand, griff ich in den Sack nach meinem Ei, zog es aber nicht heraus, sondern dachte: Wenn ich wollt', ich kunnt mir gut Sach' kaufen, aber ich mag nicht, ich heb' mein Geld für den Thomastag auf.

Und am Thomastag — es mochte schneien oder der alte Schnee vor Kälte winseln — gingen wir zur frühen finsteren Morgenstunde mit einer Spanfackel den weiten Weg nach Krieglach zur Rorate und zum Markt. Als wir über den Kirchplatz schritten, wo bei Fackelbeleuchtung die Krämer ihre Buden errichteten, blickte ich jedesmal gegen das Eckhaus hin, an welchem schon ein leerer, kahler Bretterschragen stand, der mir das Herz rascher klopfen machte. Die feierliche Rorate war für mich an diesem Tage so viel, als verloren; mein ganzes Herz fühlte ich in der rechten Hosentasche, denn in derselben stak das hölzerne Ei — fruchtbar den Keim zu Lust und Freude in sich bergend.

Nach dem Gottesdienste drängte ich mich durch die surrende Menschenmasse und zwischen den prangenden Buden gegen das Eckhaus hin. An den Wänden und Dächern der Häuser lag schon der

Schimmer des aufgehenden Tages; oftmals auch zitterte ein Nebel von Schneeflocken nieder auf die wimmelnde Menschenmasse und auf die Zelte der Verkaufsstände, und da strebte ich mit doppelter Ungeduld dem bewußten Holzschragen zu, besorgt, ob dort die Dinge gegen den Schnee wohl gut verwahrt seien.

Und so sehe ich Dich im Geiste noch heute stehen, Du lieber Mann aus Kindberg mit Deinem weiten Lodenmantel und Deinem grünen Steirerhute — hast noch einen Fetzen davon, so schenke ihn mir; Du glaubst es nicht, wie Du mir noch theuer bist aus jener Zeit, da Du in den Reihen der anderen Krämer dastandest und zwischen dem Pelzkragen Deines Mantels und Deinem blonden Schnurrbarte gemächlich den Rauch der Cigarre hervorbliesest und so auf Deinen „Stand" hinschmunzeltest, auf welchem die Güter ausgebreitet lagen. Ich konnte damals nur nicht begreifen, wie Du die Schätze gegen eitel Geld hinzugeben vermochtest; aber mir kam dieser Dein Leichtsinn gut zu statten, so weit mein Eiweiß und Dotter reichte. —

Bücher! Bücher hatte der merkwürdige Mann. Aber nicht Bücher mit vergilbten Blättern und verschimmeltem Schweinsledereinband; nicht Bücher mit lateinischen Predigten, wie der Schwend-Toni eines besaß, und aus welchem er seine Zauberformeln zu lesen vorgab, wenn er das Wetter oder eine Krank-

heit seiner Kinder beschwören wollte — bis es erst spät offenbar wurde, daß im Buche nicht Zauberformeln stünden, sondern lauter Predigten „gegen die Verdamblichkeit der Hexereyen und denen Folgen in derer und der anderen Welt". — Ganz neue Bücher hatte mein merkwürdiger Mann. Sonst war mir fast gewesen, Bücher stammten alle aus alter Zeit, Bücher mache man heutzutage gar nicht mehr. (Den Irrthum mögen mir Gott und die zwölftausend deutschen Schriftsteller von heute vergeben!) Und hier sah ich Bücher, deren Blätter so weiß waren, wie der Schnee, der darauf fiel, mit schönen Bildern irdischer Dinge und mit einem Drucke, der so glatt und scharf war wie feinster Streusand. Diese Eigenschaften hatten vor Allem die „Volkskalender". Der Kalender war daran das Wenigste, diesem aber folgten Geschichten, Lieder, Weltbeschreibungen und possirliche Späße, daß es schon eine Freude war.

Anfangs starrte ich immer nur so von weitem darauf hin, lange aber ließen sich die Finger nicht zurückhalten, obwohl der Mann im Lodenmantel einigen Zweifel in die Zahlungsfähigkeit des kleinen Knirpses zu setzen schien.

„So ein Büchel da — was es denn kostet?"

„Das da? Das kostet sechsunddreißig Kreuzer."

„Schlechtes Geld?"

„Gutes Geld.“

Zu jener Zeit war nämlich die Wiener Währung unter der Bezeichnung „schlechtes Geld“ und die Conventionsmünze als „gutes Geld“ in Umlauf. Letzteres wog schwer — und ganz ging er d'ran und d'rauf, der Inhalt meines hölzernen Eies. Hingegen war der Volkskalender mein Eigenthum.

Während ich meinen Schatz in den Sack preßte, nahte der Herr Pfarrer. Wohlgefällig blickte er mit seinem breiten Gesichte, auf welchem sehr viel Freundlichkeit Platz hatte, zu dem Bücherstand hin und blätterte in den Werken. Dann langte er gemächlich in den Rocksack und zog die Brieftasche hervor. — Jetzt paß' auf! sagte ich zu mir selber, jetzt kauft der Herr Pfarrer die Bücher alle weg! Wahrlich, so ein Herr hat den Himmel schon auf der Welt. — Der Herr Pfarrer machte ein paar Schritte seitwärts und kaufte sich — ein Kistchen Cigarren. Ohne sich weiter um den Bücherstand zu kümmern, nahm er das Kistchen unter den Arm und ging, stets das Handküssen der Leute von sich abwehrend, durch die Menge davon. Ich hatte ihm lange nachgestarrt. Ich konnte mich ob der Selbstverleugnung und Entsagung des Herrn Pfarrers kaum fassen. Endlich warf ich noch einen Blick auf die Bücher und machte mich auf den Heimweg. Ich konnte mir an diesem Tage keine Semmel kaufen, denn das Ei war erschöpft, und ich hatte wahrlich auch keinen Hunger;

Herz, Seele und Magen klammerten sich an das Buch, das ich im Sacke trug.

Und als hernach — nein, man mag nicht alles Närrische haarklein erzählen — kurz, ich las das Buch von Anfang bis zu Ende, las im Kalender jeden Heiligen, jede muthmaßliche Witterung, jede Bauernregel, jede Finsterniß, ich betrachtete an den Bildern jeden Strich und erbaute mich zum Schlusse noch an den Anzeigen von allerlei Gegenständen, die mich nur deshalb interessirten, weil sie im Kalender standen. Und als ich mit dem Allen fertig war, fing ich von vorn wieder an. Es ist wahr: so werde ich den Kalender mit der gleichen Aufmerksamkeit und Freude im Laufe der Zeit wohl sechs- oder achtmal gelesen haben. Und dabei zählte ich schon die Tage bis auf den nächsten Thomastag, da ich mir den neuen Jahrgang zu erwerben hoffte.

Da begegnete mir in dem neuen Jahre, so etwa Anfangs Mai, ein Unglück.

Unsere Hühner, die — ich sage es etwas demonstrativ gegen manches menschliche Paar — mit ihrem Eheherrn stets in bestem Einvernehmen lebten, überschütteten alle Nester, Heuböden und Scheunen mit Eiern, und ich mußte wöchentlich zweimal mit der Waare in's Dorf, was meinen Vermögensverhältnissen recht zu statten kam.

Auf solchem Wege traf ich einmal mit des Brotschimmelschneiders Marianne zusammen. Sie ging

immer barfuß und war gerade so lang wie ich, und ich hatte ihr, wie schon früher erzählt, mehrmals auf die Zehen getreten, ohne daß es ihr besonders wohl und mir besonders weh gethan hätte. Die Marianne trug heute auch einen Eierkorb.

Wir gingen eine Zeitlang still nebeneinander her, sie mit den Eiern, ich mit den Eiern. Endlich redete ich sie an: „Tragst Eier?"

Darauf sie: „Tragst Du auch Eier?"

Und ich: „Wie giebst sie denn?"

Und sie: „Wie giebst sie denn Du?"

Und ich: „Wo gehst denn hin?"

Und sie:

„Zum Schmied um Zinn,
Zum Bäckn um Brot,
Dein Frogn host rot." *)

Damit bog sie wegsab. So hinreißend gottlos war das! Ich wendete ihr mein Auge nach, meine Füße stolperten über eine Baumwurzel — im nächsten Augenblicke war der Pfad übergossen mit Eiweiß und Dotter. Das erstemal, daß es mir passirte. Freilich wohl auch das letztemal, denn an diesem Tage entsetzte mich meine Mutter vom Eiertransporte; das Geschäft und dessen Ertrag fiel auf meinen jüngeren Bruder.

*) „Dein Frogn host rot" ist eine beliebte Abfertigung und heißt so viel, als: „Das Fragen kannst Du bleiben lassen, Du erfährst nichts."

Insoweit verschlug es nichts, ich hatte es nun auf dem Kirchwege viel bequemer als sonst, konnte mich zu anderen Burschen gesellen, die mich früher spöttisch das „Eitrappel" genannt hatten, und konnte auf unebenen Wegen der Marianne die Eier tragen helfen, was sie zwar nicht recht leiden wollte, weil sie fürchtete, es könne mir wieder Aehnliches passiren, wie an jenem Maitage. — Als jedoch der Thomastag kam, war im hölzernen Casettchen fast kein Geld da für den neuen Kalender. Ich stand wohl lange vor dem Bücherladen und las von Weitem die Titel. Ich sann und sann, wie ich doch zum Kalender käme, aber ehern und unumstößlich war die Thatsache: Hast kein Geld, so kannst keinen kaufen. — In dieser Stunde kam mir der Gedanke: Und kannst keinen kaufen, so mach' Dir selber einen! — Rasch wandte ich mich um, verschaffte mir durch meine wenigen Kreuzer Papier, Tinte und Feder und ging heimwärts. — Derselbe Weg war nicht minder glückselig, als jener, da ich den neuen Kalender in der Tasche getragen hatte. Heute trug ich ihn im Kopfe. Allerlei fiel mir ein, was ich in das Buch schreiben würde, und als ich nach Hause kam, ergriff ich Nadel und Zwirn und nähte flink aus weißen Papierbogen ein Büchelchen und begann zu schreiben. Das wurde der erste der fünf Jahrgänge jener wunderlichen Erzeugnisse, die ich „Volkskalender" benannte und die heute noch in meiner Lade aufbewahrt liegen. Ich schrieb

Erzählungen, Gedichte und allerlei andere Aufsätze hinein, ich zeichnete die Bilder dazu, ich verfaßte das Kalendarium und traf's in der „muthmaßlichen Witterung" so gut, wie jeder gelernte „Kalendermacher". Für den nächsten Pfingstmontag kündete der gedruckte „Mandelkalender" meines Vaters: Sonnenschein, in meinem Jahrbuche aber stand für diesen Tag Donnerkeul und Regen; und siehe, schon zur Morgenstunde, da wir in die Kirche gingen, hub es an zu donnern und zu regnen, daß an unserem Leibe kein Faden trocken blieb. Meine eingetroffene Weissagung wurde verbreitet, mein Kalender gewann an Ansehen. Leider ist dieser gute Ruf nur zu bald kläglich zu Schanden geworden, als im nächsten Jahrgange unerhörterweise — Pfingsten vor Ostern stand.

Für das Lesen der Kalender oder das Besehen der Ausstattung hatte ich zwei Kreuzer (schlechtes Geld) als Sold bestimmt; doch seit ich aus jenem unseligen Versehen Pfingsten, das liebliche Fest, auf Ende März verlegt hatte, wollte Keiner von meinem Volkskalender mehr etwas wissen. Nur der Schanz-Schuster-Florl kam eines Samstag Abends, verlangte den Kalender anzuschauen, und als er damit fertig war, begehrte er die zwei Kreuzer. Es wurde unerquicklich, als ich ihm erklärte, daß die zwei Kreuzer er mir zu geben habe, doch sagte ich, daß ich des Mißverständnisses halber diesmal auf meinen

Anspruch verzichten wolle, worauf er entgegnete, ich dürfe froh sein, wenn er von dem seinen abstehe und mir nicht den Kopf wasche!

So blieb nichts übrig, als meine Volkskalender selbst zu lesen. Trotzdem fabricirte ich an den Jahrgängen fort; der weitläufige Vetter, der öfter zu uns in's Haus kam, sah mir bei meiner Arbeit sogar mit stillem Vergnügen zu, und einmal, als ich aus weißem Papier wieder ein Buch zusammenheftete, um es frisch vom Kopfe weg voll zu schreiben, zog er seine Pfeife aus dem Mund und sagte: „Ich seh's, Bub', Du bist kein Bauer nicht, Du bist zu was Anderem geboren. Was Du findig bist und flink mit der Nadel! Du mußt ein Schneider werden."

So ist es der weitläufige Vetter gewesen, der zuerst mein Talent entdeckt hat. Und sein Wort ist denn in Erfüllung gegangen. Doch nach wie vor, an stillen Feierabenden und in langen Nächten, schrieb ich Kalender und Bücher, die ich mir zum großen Theile während der Arbeit zurecht gelegt hatte, so daß mein Meister weit öfter, als einmal fragte, wo ich denn meine Gedanken hätte? Da ich sie verleugnete, so war anzunehmen, daß gar keine vorhanden. Ich schrieb ein Predigtbuch unter dem Titel: „Weg in die Ewigkeit." In Stunden weltlicher Stimmung schrieb ich an einer periodischen Schrift: „Freue Dich des Lebens." Dazwischen arbeitete ich an Dramen und Lustspielen. Später

verfaßte ich eine Monatsschrift, benannt: „Fröhliche Stunden, erscheint alle Vollmondnächte." Ferner gab ich eine Zeitschrift, betitelt: „Meine Gedanken", heraus und auch ein Prachtwerk, von eigener Hand ganz besonders glänzend illustrirt, zwei Jahrgänge „Museum".

Die Leute verwunderten sich, wollten aber mein Gebahren nicht recht gutheißen, allerdings sagte mein Lehrmeister mehrmals: „Wenn er nicht sonst so brav thät sein, und ehrsam, ich wollt' ihn gleich fortschicken; bei der Arbeit ist er gar nicht so gescheit, als man's seinen G'schriften nach vermeinen kunnt. Es stecken ihm allzuviel Fabelei'n im Kopf."

So vergingen die Jahre, und die Zahl meiner Schriften wuchs von Woche zu Woche. Da begann sich in mir allmählich jener Teufel zu regen, den manche meiner Leser vielleicht aus Eigenem kennen — ein ruhelos Gespenst, schmeichelnd und trügerisch — die Sehnsucht nach der schwarzen Kunst, nach der Druckschwärze. Heute weiß ich's: die Druckschwärze ist so harmlos und wohlfeil wie Stiefelwichse und wird zuweilen auch als solche verwendet. — Ich kannte die Zeitung vom Einschlagpapier her, in welches der Kaufmann die Kleiderstoffe, den Zwirn und die Knöpfe zu wickeln gewohnt war. An einem Freitagsabend spät war's, da ich neben meinem schlummernden Meister noch nähte, als mir der Gedanke kam, etwas von mir Gedichtetes in die Zeitung

zu geben. Am nächsten Sonntag verfaßte ich das Schreiben und sandte es nach Graz. Vom Leiter der Zeitung wurden alle meine bisher verfaßten Dichtungen erbeten. Ich erschrak. Woher das Postporto nehmen, wenn der einfache Brief schon fünf Kreuzer (Neugeld) kostete?!

Zu jener Zeit aber wurde ich inne, wozu auf Erden ein Firmpathe gut ist. Mein Firmpathe, der brave Schmiedhofer in Alpel — er lebt heute noch — hatte zur selben Zeit einer Waldangelegenheit wegen in Graz zu thun. Der ließ den Eisenbahnzug im Mürzthale lange pfeifen und ging zu Fuß den sechzehn Stunden langen Weg in die Hauptstadt. Bevor er fortging, fragte ich mich bei ihm an, ob er mir eine Gefälligkeit erweisen wolle.

„Von Herzen gern, Peter, thu' mir's nur sagen, was Du für ein Anliegen hast."

„Ob der Göd nicht so gut sein wollt' und meine G'schriften nach Graz mitnehmen und in die Zeitung tragen?"

„Warum denn nicht? Thu' mir das Zeug halt zusammenrichten."

Der arglose Mann! Als er meine „G'schriften" sah, schlug er die Hände zusammen und rief: „Jesses, da muß ich ja einen Buckelkorb nehmen!"

Die Papiere gaben wohlgewogen fünfzehn Pfunde.

„In Gottes Nam'!" sagte der Pathe, „wenn Du den ganzen Kram im Kopf hast tragen können, so werde ich ihn doch 'leicht wohl auf dem Buckel tragen mögen." Und nahm einen Tragkorb, und lud auf — und ich sah dem Manne lange nach, als er, fast gebeugt unter der Last, mit all meinen Dichtungen den steinigen Waldweg hinschritt und endlich im Schatten der Tannen verschwand.

Ich glaube, ich bin in jener Stunde dagestanden, lahm und starr, als wär' meine Seele davongetragen worden.

In Graz werden sie sich hell verwundert haben über den bäuerlichen Pegasus mit dem Buckelkorbe; habe ich mich doch selbst verwundert, als ich Glied für Glied die Kette verfolgte, von damals bis jetzt, und fand, wie sich aus dem Ei ein Büchelschreiber entwickelt hat. Und Jeder, dem heute meine Schriften zur Last werden, möge Geduld haben und bedenken, wie oft damals der gute Schmiedhofer unterwegs nach Graz hat rasten müssen!



Als ich davonging.

In der Weihnachtswoche des Jahres 1864 hatten wir, mein Meister und ich, weit drinnen in einem Grabenhäusel der Hausteinerpfarr' auf der Ster gearbeitet, um den armen Leuten, die schon seit Michaeli her in ihrem Linnengewande froren, endlich für den Winter neue Lodenkleider zu machen. Es hatte die Tage arg geschneit und gestürmt, so daß ich insgeheim schon in großer Angst war wir wären eingeweht und würden die Feiertage über müssen in der ödweiligen, rauchenden Hütte verbleiben. Schrecklicheres als das hätte ich mir nicht denken können; meine Hoffnung und Sehnsucht das Jahr über waren die lieben Weihnachten mit ihrer Weihe im Heimatshause, mit ihrer Glorie in der Kirche, mit ihrem Festmahle und mit ihrer hübschen Reihe von Feiertagen. Da konnte ich bei meinen Büchern, Schriften und Zeichnungen sein. Ich konnte

mir nun Schreibzeug kaufen, denn so außerordentlich hatte sich meine Lage gebessert.

Es war bereits davon die Rede. Drei Jahre lang hatte ich bei meinem Meister als Lehrling gedient blos für die Kost und ein Paar mausfarbige Stiefel, die der Meister für mich abgelegt. Im ersten Jahre bekam ich gar kein Geld; im zweiten Jahre gab mir einmal der Schulmeister von Ratten, dem ich die Beinkleider seiner Jungen ausbesserte, zehn Kreuzer Trinkgeld, wofür ich ihm am nächstfolgenden Sonntag einen Dankbrief schrieb; im dritten Jahre gebührte mir auch noch nichts, bekam jedoch für meine brave Aufführung und wohlgemeinte Arbeit von meinem guten Meister zwei Silberzehner. Nachdem ich aber freigesprochen war, ging ein besseres Leben an; ich erhielt von meinem Meister — dem ich, wie dargethan worden, treu blieb, obwohl mir der Weg in's Weite offen gestanden wäre — nebst der Verköstigung, die wir bei unseren Arbeitgebern hatten, wöchentlich einen Arbeitslohn von 90 Kreuzern.

Unter solchen Verhältnissen standen fröhliche Weihnachten bevor und ich machte mir an den langen Winterabenden bei Nadel und Zwirn im Stillen manchen Plan für Erzählungen, Gedichte, Dramen u. s. w., den ich in den Feiertagen beim Ofen und bei der Fackel daheim ausarbeiten wollte.

Und wenn wir dann spät um zehn oder gar um eilf Uhr — bei dringender Arbeit vor Festtagen

mußten wir stets tief in die Nacht hinein fleißig sein — auf's Stroh gingen, das uns die Bäuerin auf dem Fußboden in der Stube nahe an unserem Arbeitstisch ausgebreitet hatte, betete ich recht aus der Seele, daß die Witterung sich zum Guten wende.

Und der Himmel läßt nicht vergebens flehen sein Schneiderlein im Stroh. Ein frischer Wind, ein heiterer Himmel, gute trockene Kälte, hie und da ein Schneeschaufler — so war der heilige Abend. Mittags um ein Uhr sagte der Meister: „So, jetzt machen wir Feierabend.“ Ich zog die Fäden aus den Nadeln, steckte die Nadeln in das Kissen und das Kissen in das Ränzlein: die Scheere, den Pfriemen, den Fingerhut dazu, fröhlich pfeifend, wie allemal zur Feierabendzeit — wie hätte ich wissen können daß es das letztemal war? — Mein Meister sagte noch die Worte: „Na, wie oft hab' ich Dir schon gepredigt, daß man den Faden nicht aus dem Oehr zieht, wenn man einpackt — der gehört dem Schneider, und das Jahr über macht's einen Strähn. Bist auch just Keiner, der seine Sach' wegzuwerfen hat.“

Ein lieb- und sorgenreiches Wort. Ich weiß nicht mehr, ob ich den Faden noch eingesteckt habe. Die Bäuerin brachte die heiße Milchsuppe und die überzuckerte Semmelstraube, dann kam der Bauer, zahlte dem Meister den Arbeitslohn, und der Meister mir

den Wochensold aus, dann sagten wir gegenseitig „vergelt's Gott!“ und „bedank' mich fleißig“ und „glückselige Feiertage!“ und gingen davon. Mein Meister ging in seinem Pelzspenser und mit dem Tuchkäpplein auf den grauenden Haaren gegen Hanstein hinab; ich eilte der Gemeinde Alpel zu.

Um vier Uhr war ich daheim und stieg mit den schlanken Beinen hoch über meine Schwester hin, die eben an der Thürschwelle kauerte, um den Rest des Fußbodens zu scheuern. Auf dem Herde war ein wüthiges Prasseln, meine Mutter schmorte vom geschlachteten Schwein das Fett aus. Mein Vater — ich kannte ihn schon an seinem langsamen, gelassenen Auftreten — ging oben auf dem Ueberboden herum, vielleicht um die Festtagskleider zu holen, oder den Weihrauch für das an diesem Abende gebräuchliche Räuchern im Hofe.

„Bist da?“ sagte meine Mutter mit ihrem vom Feuer gerötheten Gesichte.

„Ja,“ antwortete ich in fröhlich singendem Tone.

„So geh' zum Ofen und thu' die Schuhe aus; ich hab' Dir die Patschen schon hingestellt. Bist hungrig?“

„Nein,“ sagte ich. — Das waren zur Winterszeit immer die ersten Worte, die zwischen mir Heimkehrenden und der Mutter gewechselt wurden.

In der Stubenecke stand ein kleiner Winkelkasten, dem ging ich zuerst zu — es waren meine

Bücher und Schriften drin. Nun die vielen Feiertage da, sollte das wieder ein Leben werden! — Aber die Feiertage sind mir in diesem Jahre für meine Arbeiten gar nicht gedeihsam gewesen.

Kaum hatte draußen das Schmoren ein Ende, so kam meine Mutter in die Stube, schaute ein paarmal zum Fenster hinaus, was sie immer that, wenn ihr irgend etwas anlag.

„Du Bub'," sagte sie endlich zu mir, „weißt es schon?"

Ich sah sie an. Wenn sie mit den Worten: Weißt es schon? etwas einleitete, so konnte man stets auf Außergewöhnliches gefaßt sein.

„Du sollst morgen nach Krieglach hinabgehen," redete die Mutter weiter, „auf der Post sollen allerhand Briefe und Sachen für Dich da sein. Der Knittler Kohlenführer hat es uns wissen lassen. Er kriegt's nicht mit, weil auch was zu unterschreiben ist."

„Briefe? auf der Post?" Alle Geister waren in mir aufgeregt. Aber die Mutter ging so ein paarmal über die Stube und guckte wiederholt zum Fenster hinaus. Es kam noch was nach.

„— Und in der Neu-Zeitung sollst auch stehen," sagte sie plötzlich.

„Wer? Ich? In der Zeitung? Wer hat denn das gesagt?"

„Der Kohlenführer hat's gesagt. In Krieglach thäten die Leut' seit etlichen Tagen nichts reden,

als von Dir. Weiß selber nicht was das bedeuten soll."

Meine Ruh' war hin.

Nicht erst morgen. Sofort zog ich mein Sonntagsgewand an, ließ mir die Stalllaterne herrichten, die seit Jahr und Tag auf einer Seite die zerbrochene Scheibe hatte, und machte mich auf den Weg nach Krieglach. Die Nacht war dunkel, der Pfad im Schnee schmal und löcherig, ich mußte die Laterne immer so halten, daß die zerbrochene Glasscheibe gegen die Kehrseite des Windes stand. Trotzdem war das Lichtchen in derselben plötzlich hin, und ohne Feuerzeug wie ich stets war, mußte ich im Finstern den weiten Weg machen und die blinde Laterne an der Hand mit mir hertragen. Dennoch hatte ich so viel Sammlung, unterwegs an all die muthmaßlichen Ursachen zu denken, welche denn die „vielen Briefe und Sachen" für mich gebracht haben konnten. Vom Zeitungsherrn, dem ich durch den Firmpathen meine Schriften zutragen ließ?

Das konnte wohl einen Brief geben; aber viele? — Ich hatte keine Bekannten in der weiten Welt, keinerlei Verbindungen; was soll's denn sein?

Um eilf Uhr Nachts, als sie schon das erstemal zur Mette läuteten, kam ich in Krieglach an. Fenster und Thüren der Postkanzlei waren mit Eisenläden fest verschlossen. Wenn ich warten mußte in meiner

Aufregung bis zum lichten Morgen — was sollte das für eine Nacht werden?

Als der mitternächtige Gottesdienst anhub, ging ich in die Kirche. Ich sah die hundert Kerzenflammen, die mich sonst so sehr entzückt, das erstemal nicht mehr! — ich hörte die lieben Krippenlieder nicht. Ich betete, daß mich Gott den Morgen möchte erleben lassen.

Nach dem Gottesdienste nahm mich ein Bekannter, der beim Lebzelter Pferdeknecht war, mit in den Stall und theilte mir mit, daß er gestern im Gastzimmer an drei Tischen von mir sprechen gehört habe, jedoch nicht klug geworden wäre, ob's eine Ehrensach' gewesen, oder eine andere. Der Schleiferbub sei halt auch in der Zeitung gestanden, wie er dem Neuhuber das Haus angezündet habe.

„Ich hab' kein Haus angezündet!" schrie ich auf.

„Das weiß ich wohl," sagte der Pferdeknecht gelassen, „aber Du hast voreh einmal Papierzehnerln nachgemacht —, hab' wohl eines gesehen. Und wenn Du deswegen in der Zeitung bist, dann wirst auch eingesperrt."

Es ist eine böse Nacht im Pferdestall gewesen. Aber der liebe heilige Christmorgen ist doch gekommen.

Um sieben Uhr stand ich schon mit verfrorener Nase vor dem Posthause und versäumte den Frühgottesdienst, dessen Orgelton von der Kirche zu mir

herüberklang. Um acht Uhr erst ging die Eisenthür auf. Der Briefausträger machte sich eilig zu schaffen. Leute, die ihre Adressen selbst holten, kamen herbei, die Lotterieschwestern drängten (beim Postamt war auch die Lotterie), und endlich redete der Beamte mich an, was ich wolle.

„Briefe sollen für mich da sein?"

„Wie heißen Sie?"

Ich nannte meinen Namen, da hob der Beamte sein Haupt, sah mich eine Weile an und sagte dann: „Wollen Sie etwas später kommen, bis der Andrang vorbei ist."

Ich ging nicht mehr fort, im Winkel hinter der Thür blieb ich stehen und hatte bittere Gedanken. Alle Anderen kriegen ihre Briefe; warum ich nicht? Bald jedoch ließ das Gedränge nach und als das letzte Lottoweib glücklich bei der Thür draußen war, sah der Beamte lächelnd auf mich hin, hob dann aus einem Fache eine schwere Handvoll Briefe, Scheine und Packetchen, legte dieselben vor mich auf das Pult und sagte: „Alles für den steierischen Naturdichter." —

So war's, als die erste Botschaft zu mir kam von jener Schicksalswende meines Lebens. Ich weiß nicht, ob es recht ist, daß ich selbst davon rede; aber ich thue es deswegen, weil ich von anderen Leuten diese meine Sach' schon oft erzählen gehört habe, aber immer mit so vielen Unrichtigkeiten, daß

ich bei mir gedacht: Wenn die guten Menschen schon etwas von mir wissen wollen, so sollen sie das Rechte wissen. Und erzähl's nun. Will es aber nicht versuchen, die Gefühle zu schildern, die in mir lebendig wurden, als ich den liebevollen Aufsatz las, den Dr. A. V. Svoboda, der Redacteur der Grazer „Tagespost", in dieser Zeitung über mich und meine ihm gesandten poetischen Versuche veröffentlicht hatte.

— Es möchten sich Wohlthäter finden, die es dem jungen Naturdichter ermöglichen, aus seinen kümmerlichen Verhältnissen hervorzutreten und sich etwa in der Stadt eine entsprechende Ausbildung zu erwerben! — Das war die Bitte Svoboda's.

Nun waren mit einemmale Anträge da, freundschaftlich beglückwünschende Zuschriften, Bücher, sogar Geldspenden „auf ein gutes Glas für Weihnachten". Mir schwindelte der Kopf. In einem Jubelrausche taumelte ich nach Hause — und habe auf das Christmahl vergessen. Den Meinen las ich Alles vor, sie verstanden noch weniger, als ich, was es war. Aber die Mutter sagte: „Du Bub', gieb Acht, daß sie Dich nicht zum Narren machen!"

Es war nahe d'ran und ich sagte mir noch: Schau, wenn du jetzt aus diesem Traume plötzlich erwachst, so mußt nicht verzweifeln!

In den nächsten Tagen erhielt ich wieder Bücher und neue Briefe und darunter auch einen freund-

lichen Antrag vom Herrn Buchhändler Giontini aus Laibach. — Ich kann, wenn ich Lust habe, in sein Geschäft eintreten und die Buchhandlung lernen. Er macht mir so vortheilhafte Bedingungen, daß mir blau vor den Augen wird. Während der Lehrzeit monatlich 8 Gulden und die volle Verpflegung in seinem Hause und das Reisegeld!

Was soll ich thun! Sofort schrieb ich nach Graz an Dr. Svoboda. Ich schrieb meinen Dank, ich bat um Rath.

Nach Laibach gehen! war die Antwort. In Graz selbst war eben noch keine Nachfrage nach mir gewesen.

Nach Laibach! Nun war das Wichtigste, zu erforschen, wo das Laibach wäre, und mittlerweile war auch schon das Reisegeld da.

Ja, sollte es denn ernst sein? Sollte ein Neues werden? Und sollte mein bisherig' Leben plötzlich abreißen, dort, wo es einundzwanzig Jahre alt und im Begriffe war, eine gutbestallte Schneiderexistenz zu werden?

Am nächsten Werktage ging ich in die Wohnung meines Lehrmeisters, er saß längst auf seiner Bank, hielt das linke Knie an den Tischrand und nadelte. Er machte ein finsteres Gesicht und überhörte meinen Gruß, denn es war um eine gute Stunde später, als ich sonst das Tagwerk anzufangen pflegte. Da er aber sah, daß ich im langen blauen Tuchrock und

ohne Ränzel vor ihm stand, sagte er: „So? Von woher hast Du Dir den heutigen Feiertag kommen lassen? So einen möcht' ich auch haben."

„Meister," sagte ich klopfenden Herzens, „es hat sich was gar so närrisch geschickt und jetzt soll ich nach Laibach hinein!"

Er ließ die Hand mit der Nadel auf dem Knie liegen, hob den Kopf und fragte: „Wo sollst hinein?"

Ich packte alle diesbezüglichen Urkunden aus, die Zeitung, auf der ich gedruckt stand, den Antrag des Buchhändlers Giontini, den Beirath Dr. Svoboda's und das Reisegeld.

Der gute Meister sagte lange kein Wort; endlich hub er an den Kopf zu schütteln; seine feinberunzelten Wangen waren roth, seine Lippen zuckten und er sprach: „Ist's doch wahr, was man hört. Schau, schau, da ist auch wieder einmal Einer, der das Gut-Sein nicht verbringen mag. — Nu, ich halt' Dich nit auf. Bist Dein eigener Herr, kannst gehen wohin Du willst — wenn Du's nur nit einmal bereuest."

Solche Worte machten mir das Herz nicht leichter. — „Mir wär' halt auch darum zu thun," meinte ich nach einer Weile, „daß der Meister nicht harb (ungehalten) sein thät'."

„Giebst das Handwerk auf?"

„Freilich möcht' ich mein Glück anderswie probiren."

„Da hat man's!" rief der Meister und erhob sich, „so lang's ein Elend war mit Dir, hab' ich Dich gehabt, jetzt, weil Du zu brauchen wärst, läufst mir davon!"

Erstarrt stand ich da und heftete meinen Blick auf den Meister.

Er holte das Bügeleisen vom Ofen und drückte seine neue Naht aus, er schnitt ein Unterfutter zurecht und heftete das Lodentuch darauf. Endlich fragte er: „Wie lang' willst denn noch so dastehen?"

Da regte ich mich und murmelte: „Ich bleib' schon."

„Meinetwegen geh' nur," versetzte er, „ich möchte keine Schuld haben und mir nit vorwerfen lassen, ich wär' Dir zu Deinem Glücke hinderlich gewesen. 's mag Dir ja recht gut gehen, ich wünsch' es."

„So bedanke ich mich tausendmal für Alles," fuhr ich erleichtert d'rein, „was mir der Meister Gutes gethan hat, und die Ellen hab' ich noch vom Meister, die schick' ich durch meinen Bruder zurück, und halt nichts für übel haben!"

So ging ich fort. Und als ich draußen an der Wand hinschritt, klopfte es am Fenster: ich sollt' noch einmal zurückkehren.

Ich that's, der Meister kam mir zur Thüre entgegen, that sein Sacktäschchen hervor und drückte mir zwei Geldstücke, die zusammen fünfzehn Kreuzer ausmachten, in die Hand. „Da," sagte er, „das

nimmst mit. Geht's Dir wie der Will, das giebst nit aus, das bewahrst zum Andenken an die Zeit, wo Du Dir, frisch und gesund, des langen Tag's fünfzehn Kreuzer hast verdient. Vergiß' Dein Handwerk nit. Behüt' Dich Gott!"

So ist der Abschied vom Meister gewesen. Anders war der von der Mutter. Sie war einverstanden mit meinem Schritte in die Welt. Der Vater war's anfangs nicht. „Schlechter geh'n wird's ihm nicht, als daheim," meinte er, „aber verdorben wird er uns."

„Ich hab' ein gutes Vertrauen," sagte die Mutter, „und wenn Du das nimmst, unser Herrgott (sie meinte den Herrn Jesu Christi) ist auch in der Welt herumgekommen und doch nicht verdorben worden."

„Unser Herrgott und unser Bub' ist gar kein Vergleich!" sagte der Vater, gab aber endlich doch seine Einwilligung.

Emsig war die Mutter beschäftigt in Anordnung der wenigen Dinge, die zu meiner Abreise nöthig waren. Mir lag vor Allem daran, irgendwo ein Holzkistchen zu bekommen, um meine Bücher und eigenhändigen Schriften und Zeichnungen, mit denen ich mich ordentlich zusammengewachsen fühlte, einzupacken; alles Andere, was noch mitzunehmen, war mir Nebensache.

Und am 14. Februar 1865, Nachmittags 2 Uhr, saß ich am Tische und sollte mein Scheidemahl essen.

Meine kleinen Geschwister standen alle in der Stube und sahen mich an. Ich nahm einen Löffel voll vom Roggenmus — wie Sägespäne war's; und die Mutter hatte gewiß in ihrem Leben nichts mit jener Sorgfalt gekocht, als dieses Mahl. Uebersättigt stand ich auf und jetzt war mir, als würde die Brust zu eng. Meine ältere Schwester stand schon mit dem kleinen Pack, den sie mir bis Krieglach zum Bahnhofe tragen sollte. Ich ging im Hause herum und suchte Vater und Mutter.

Den Vater fand ich im Hof am Brunnentrog, wo er mit einem Beil das Eis aufhackte, daß man zu Wasser gelangen konnte.

„Jetzt geh' ich halt, Vater," sagte ich.

Er lehnte das Beil hin und ging ohne ein Wort zu sagen mit mir in die Stube. Dort saß jetzt die Mutter auf einem Schemel. Und als sie sah, wie ich nun das letztemal auf sie zuging, um dann weit von ihr zu wandern, da brach sie in lautes Weinen aus.

„Fort willst!" rief sie schluchzend, „ja, warum willst uns denn fortgehen? Und wir wissen nicht wohin, und wir wissen nicht, was die fremden Leute mit Dir wollen."

Ich mag sie nicht wiedergeben, die tiefbetrübten, heiligen Worte, die sie noch sprach — sie sind Eigenthum meines Herzens. —

Rasch verließ ich das liebe Haus auf dem Berge und ging noch ein letztesmal die bekannten Wege

durch Schluchten und Wälder, über Höhen und sanfte Niederungen hin gegen Krieglach. Meine Schwester schluchzte hinter mir nach.

Im Walde begegnete mir der Almhalter von den Heugräben, der fragte, ob ich eine Sackuhr oder Geld habe.

„Uhr," sagte ich, „habe ich keine bei mir, aber etliche Gulden Geld."

„Und fürchtest Du Dich auf dem Wege nicht vor den schlechten Leuten?" fragte der Almhalter.

„Fürchten thu' ich mich nicht," war meine Antwort.

„Aber was wirst denn machen, wenn Dir Einer das Geld wegnehmen will?"

„Ich rauf' oder ich lauf'."

„Damit wirst nicht weit kommen. Hörst, wenn Dir auf der Straße Einer unterkommt, dem Du nicht recht traust: nur gleich anbetteln. Keck das Hütel herab und anbetteln; giebt er Dir nichts, so nimmt er Dir nichts. Behüt' Dich Gott und laß Dir Zeit auf dem Weg." Auch eine Lehre für die Welt.

Das Wirthshaus zu Krieglach, wo ich über die Nacht bleiben mußte, war voll von Gästen. Sie hielten mir Hände und Gläser entgegen, als ich eintrat, sie waren alle meinetwegen zusammengekommen; ich hatte gar nicht gewußt, daß ich in dem großen, mir — die Pfarrkirche ausgenommen — völlig fremden Dorfe so viele Freunde besaß. Erst

jetzt gaben sie sich zu erkennen, die Schäker. Und Alle redeten mich mit „Sie“ an und riefen mich beim Schreibnamen und setzten jedesmal das „Herr“ dazu. Vor diesem Tage hatte kein Mensch auf der Welt „Sie“ zu mir gesagt, aber als später, nach Jahren im lieben Krieglach wieder das „Du“ an die Ordnung kam, hatte es einen ganz anderen Klang und Sinn, als vorzeitlich, da ich der arme scheue Alpelbauern-Junge gewesen war.

Am liebsten unter der Versammlung war die Tochter des Wirthes, welche mir zur Ehr' mit Begleitung der Guitarre nach schrecklich langem Stimmen der Saiten den „Abschied von den Bergen“ sang.

Und am anderen Tage in der nebelfrostigen Morgendämmerung ging ich dem Bahnhofe zu. Der gemischte Zug führte mich davon. Ich blickte zum Fenster hinaus, sah aber von meiner Heimatsgegend nichts, als den grauen Nebel, und da sagte ich mir: jetzt schon bist du in der Fremde.

In Graz stieg ich auf einen Tag aus, um meinen Gönner zu sehen. Für die Wunder der großen Stadt hatte ich damals keine Zeit, mein Wichtigstes war, in der Welt Fuß zu fassen.

Dr. Svoboda lächelte, als er das Urbild seines von ihm öffentlich beschriebenen Naturdichters sah.

„Besitzen Sie keine Handschuhe?“ war eines der ersten Worte, die Svoboda zu mir sprach, als er

beim Händedruck meine krebsrothen, eiskalten Finger fühlte. Nach seinem Ueberrocke eilte er, brachte ein Paar braune Tuchhandschuhe herbei und schob sie mir an die Hände. Und das war der erste Schritt zur Cultur — heute noch überflüssiger Aufwand, morgen Bedürfniß ... Du mein lieber Gott, was diese ersten Handschuhe Alles mit sich gezogen haben!

Dr. Svoboda lud mich zu seinem Tische. Ich sprach ihm von meiner Vergangenheit, er mir von meiner Zukunft. Der Plan zu einem neuen Leben baute sich auf, daß ich erstaunte.

Unter den Büchersendungen nach Alpel waren auch Schiller's Werke gewesen, aber ohne Namen des Spenders. Daß man was schenken kann, ohne sich selbst dabei zu zeigen, zu nennen, war mir was Neues und ich wurde sehr neugierig auf den Freund, der so mit mir Versteckens spielte. Svoboda wußte es durch einen Zufall, wer der Spender war und nannte mir den Grazer Großindustriellen Reininghaus. Ich wollte ihn besuchen.

„Sie werden abgewiesen werden," meinte mein neuer Führer. „Zwar von ihm nicht, aber von der Dienerschaft. Der Herr ist nicht zu sprechen, nicht zu Hause, wird es heißen. Doch dringen Sie darauf und gehen Sie nicht eher vom Fleck, als bis Sie den Herrn gesehen haben."

Die Welt ist so eingerichtet, daß man nur durch Keckheit und Beharrlichkeit zu etwas kommen kann.

Ich ging in das Fabriksgebäude und handelte nach der Weisung. Weil ich den Namen vergessen hatte, so fragte ich dem „Reineke" nach. Kein Mensch wußte, wen ich nur meinen konnte, bis mir ein Lastwagen zurecht half, der mit schwarzen Lettern den gesuchten Namen trug. Seither vergaß ich ihn freilich nicht wieder. Eine kleine Stunde stand ich neben dem Thorwart, nach welchem der Herr richtig nicht zu Hause war. Als er aber sah, daß ich warten wolle, bis der Herr nach Hause käme, wies er mich in das Gebäude. Ich fand mich in dem großen, von Menschen, Pferden, Ochsen und Wagen belebten Hof nicht zurecht, der Lärm der Maschinen von allen Seiten betäubte mich, ich verlor den Muth und sah mich nach dem Ausweg um. Da klopfte mir plötzlich Einer ziemlich stark auf die Achsel: „Wen suchen Sie?"

„Den Herrn Reininghaus."

„Was wollen Sie ihm denn?"

„Mich bedanken; er hat mir Bücher geschickt."

Jetzt sah mich der Mann an. Da kommt so ein Junge, nicht um zu bitten, sondern um zu danken! — Reininghaus war es. Er führte mich in seine Wohnung, die so fabelhaft schön war, daß ich gar nicht wußte, wie mir geschah. Ich sah mich in den Wänden wiederspiegeln, ich hörte meine eigenen Tritte nicht; der Fußboden war mit lauter blumigen Tüchern belegt. Der Stuhl auf den ich mich

setzen mußte, war viel zu weich als daß es ein gutes Sitzen gewesen wäre. Hier wurde wieder nach meiner Lebensgeschichte gefragt; und die war so langweilig, daß ich mich fast schämte, sie dem Herrn zu erzählen.

„Machen Sie mir eine Zeichnung; wie ich hörte, können sie ja zeichnen. Kommen Sie hierher zum Tisch; da ist Papier und Bleistift. Zeichnen Sie was Sie wollen."

Das war ein heißes Besinnen! Was könnte man so einem Herrn denn zeichnen? Einen Baum? Ein Pferd? — Der Instinct ließ mich einen allgemein interessanten Gegenstand wählen, ich zeichnete ein Männlein und ein Weiblein. Daß ich was gelernt, konnte an der Correctheit des Rockes und Beinkleides zu ersehen sein. Reininghaus lächelte, zeigte und erklärte mir hierauf die großen Bilder, welche an den Wänden herumhingen, unter denselben auch, gerade über dem Schreibtische, das Porträt seiner anmuthsreichen Gattin. Da dachte ich ganz still bei mir: Ich hab' mir schon Vieles ausgedichtet, aber so gut wie's der Mann hat, ist mir noch nichts eingefallen. Ich wünsch' ihm's. —

Schließlich gab er mir Geld.

„Gehen Sie in Gottesnamen jetzt nach Laibach," sagte er, „und wenn Sie Rath und That nöthig haben, so denken Sie an mich."

Und am anderen Morgen fuhr ich davon. So lernbegierig war ich, daß ich unterwegs alle Bahn=

stationen aufschrieb und auswendig lernte. Die Welt kennen lernen, da mußten ja doch auch die Bahnstationen dabei sein.

Nach einer siebenstündigen Fahrt war ich in der Hauptstadt Krains. Hier derselbe Frost und Nebel wie im Mürzthale, aber die Leute hatten eine Sprache, die ich nicht verstand.

Es war schon abendlich, als ich mit meinem Reisepack unter dem Arm in die Buchhandlung trat und etliche Ladengehilfen ansprach, ob sie der Herr Giontini wären, bis ich endlich vor dem rechten stand, mich auswies und die Frage that, ob ich nicht sogleich anfangen solle? Was ich gefürchtet, traf nicht ein, mein neuer Herr antwortete mir in schöner deutscher Sprache. „Heute," sagte er, „richten Sie sich in der Wohnung ein, dann sehen Sie die Stadt an und mein Geschäft. Morgen werden wir's versuchen."

Im Zimmer der Gehilfen wurde mir ein gutes Bett angewiesen. Ich stellte über demselben meine Bücher auf und ein Muttergottesbild, das ich von meiner Muhme geschenkt erhalten hatte und das mich der Versicherung nach in der Fremde vor dem „Unchristen" schützen würde. Dann war ich eingerichtet und starrte die Hausfrau nur befremdet an, als sie mir eine Lade öffnete, in welcher ich meine Kleider bergen konnte. Für meine Kleider wußte ich nachgerade keinen besseren Platz, als meinen Leib. Das

viele Geld, das ich besaß, steckte ich hinter die Muttergottes. Dann ging ich und sah die ganze Stadt an und wo eine Kirche offen war, trat ich hinein, um zu beten. Ich hatte in diesen Tagen eine seltsame Neigung zum Beten.

Als ich mich hierauf in der großen Buchhandlung, der ich nun angehören sollte, es war eine vorwiegend deutsche, umsehen durfte, erschrak ich über die Unwucht von Büchern.

Am nächsten Morgen, als ich aus einem anmuthigen Traum geweckt wurde — einer der Gehilfen hatte herbe an der Decke gerüttelt — war ich etwas unangenehm berührt, daß ich mich in einem weltfremden Hause befand. Tagsüber wollte ich mich im Geschäfte nützlich machen — es gab Packete zu binden, andere zu lösen, eine slavische Heiligenlegende wurde gefalzt; aber ich mußte zu wenig anstellig sein, man arbeitete mir die Sachen schweigend von der Hand weg und ließ mich im Winkel stehen. Ich fühlte, daß ich mir nicht einmal den süßen Kaffee und das Butterkipfel, so ich an dem Tage schon genossen, würde verdienen können, und deß grämte ich mich in die Seele hinein.

Erst am Nachmittage des dritten Tages führte mich Herr Giontini in seine an die Buchhandlung stoßende Leihbibliothek, zeigte mir die Ordnung der Bücher, wo verlangte zu finden, zurückgebrachte einzuschieben wären und sagte mir, das würde von nun an mein Geschäft sein.

Jetzt war ich zufrieden und wollte gleich all die kleinen Unordnungen der großen Büchersammlung am ersten Tage schlichten — und erfuhr es Abends, wie unglaublich eine derartige Hantirung mit Büchern ermüde und im Kopf und Herzen leer lasse. Am Abend sank ich in's Bett und schlief; aber das mir stets durch ein scharfes Rütteln abgezwungene Erwachen am Morgen war übel. Mein Lehrmeister hatte mich auch jedesmal aufrütteln müssen, doch ich war durch dasselbe nicht in die Fremde geworfen. Hier aber war ich in fröhlichen Träumen die ganze Nacht daheim in den Waldbergen, daher das Erwachen eine bittere Enttäuschung. Und wenn ich dann die Socken anzog, die mir noch die Mutter selber gestrickt hatte, mußte ich weinen. Und wenn ich das Sacktuch hervorthat war es dasselbe, welches die Schwester so sorglich gewaschen und mit drei rothen Kreuzchen gemerkt hatte, da mußte ich weinen.

Und so kam ich hinein in jene Stimmung, die mir alle Freude an meiner neuen Stellung vergällte. Am vierten Tage schon fragte mich Frau Giontini, warum ich so rothe Augen hätte. Ich antwortete bei Seite gekehrt, das käme vielleicht vom Bücherstaub. Dabei mußte ich schon wieder das Schluchzen zurückdämmen und ich meinte, der Hausfrau am wenigsten dürfe ich mich vertrauen, daß sie nicht etwa glaube, die Behandlung sei mir zu schlecht.

Die Bücher, die sonst meine einzige Freude gewesen, ekelten mich an, und kam mir einmal ein solches zur Hand, das ich in Alpel schon gelesen hatte, da ging die Wehmuth erst recht an.

Am fünften Tage mochte ich meinem Herrn nicht mehr geheuer vorkommen, denn er trat in die Leihbibliothek und sagte zu mir: „Es scheint, mein lieber Junge, daß Ihnen die beständige Zimmerluft nicht wohl thut. Gehen Sie mitunter in's Freie und etwas spazieren."

Ich ging zur Sternallee hinaus und weinte. Dann ging ich bis zur Eisenbahn hin und sah die Schienen an. Das waren ja dieselben Schienen, die von hier ununterbrochen nach Krieglach führten. Dieser Gedanke tröstete mich außerordentlich. Ich ging in eine Kirche, um dem lieben Gott für den Trost zu danken und ihn zu bitten um weitere Stärke, daß ich es in der Fremde aushalten und zu einem besseren Leben bringen möchte. Dann eilte ich in das Geschäft zurück und arbeitete frisch.

Bei meinem Spaziergang am sechsten Tage war der Nebel weg und ich sah die Berge. Die Bäume waren beschneit und bereift ganz wie in Alpel, und es waren doch ganz andere, die in fremdem Lande standen und unter Menschen, die eine fremde Sprache redeten. Eine mächtige Sehnsucht erfaßte mich nach den beschneiten Bäumen in Alpel. In meiner Herzensnoth beschloß ich, zu Doctor Costa zu gehen. Doctor

Costa, eine bekannte Persönlichkeit Krains, hatte mir auf den Artikel in der Zeitung nämlich Bürger's Gedichte nach Obersteier geschickt. Mein väterlicher Freund in Graz hatte mir gerathen, mich dem Herrn gelegentlich in Laibach vorzustellen.

Er war ein alter, grauköpfiger Mann. Ich stellte mich ihm vor, dankte für die Gedichte, und als er mich fragte, wie es mir in Laibach behage, hub ich zu schluchzen an.

„Was denn? Was ist denn?" rief er, „was fehlt Ihnen? Brauchen Sie was?"

Ich schüttelte den Kopf: „Heim."

„Ei so," sagte er gelassen, „Heimweh haben Sie. — Ja, lieber Freund, das müssen Sie überwinden. Wenn Sie es zu was bringen wollen, so müssen Sie ein Mann sein."

Ohne Trost verließ ich ihn. „Daheim, o mein Daheim! Und wärst Du auch mit einem Dornenkranz umflochten. Leiden läßt sich's überall auf Erden, freudig sein im Herzen nur daheim!" — So schrieb ich in mein Büchlein, und weiter: „Zum Lieben und zum Scherzen war die Hütte der Heimat, nur zum Jugendtraum gebaut. Zum Leben und zum Thaten zieh' in's Weite und nur zum Ruhen kehre wieder heim." —

Traurig kehrte ich zu den Büchern zurück, schlug eins ums andere auf und wieder zu, und so übel war mir zu Muthe, daß ich heute noch in den Buch-

handlungen jenen Druckschwärze- und Papiergeruch nicht vertragen kann, der damals mich übersättigte. Heimweh ist ein von nur Wenigen gekanntes Weh, aber wer es kennt, der wird mir's glauben: Nie in meinem Leben war ich ärmer und verlassener, als in jenen Tagen. Am zweiten Tage hatte ich einen Brief geschrieben an meine Eltern, daß ich glücklich angekommen wäre und wie gut es mir gehe. Am fünften Tage schrieb ich wieder, aber der Brief fiel so aus, daß ich ihn nicht abschicken konnte, sollte ich nicht auch noch meine Mutter unglücklich machen.

Von Neuem zur Arbeit wollte ich meine Zuflucht nehmen. Am siebenten Tage sprang ich wie besessen die Wandleitern auf und ab und reihte Bücher ein. Neu von der Handlung kommende zeichnete ich mit dem Stempel der Firma und ordnete sie für den Buchbinder. Kunden wurden bedient, wohl oder übel. Und sobald ich wieder allein war, nagte im Herzen tief und tiefer das Weh. Traurig lehnte ich des Abends am Pulte und über mir brannte mit ausgebreiteten Flügeln still die Gasflamme. Ich kam mir vor, wie eine verlorene Seele. Es war Zeit zum Thorschluß. Ich wollte in die Wohnung gehen und den Eltern schreiben, daß ich glücklich wäre und immer an sie dächte. Vielleicht, wenn ich ihnen meine Stellung recht freundlich ausmalte, daß mir leichter würde. — Noch hatte ich ein paar Bände „Gartenlaube" in den Schrank zu

stellen. Einer dieser Bände fiel mir zufällig zu Boden, daß die Blätter rauschten. Ich hob ihn auf, bog die Ecken zurecht; dabei fiel mein Auge auf folgendes Gedicht von Albert Träger:

„Wenn Du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis Du erreicht den theuren Flecken."

Das war entscheidend.

Eilig drehte ich die Flamme ab, ging in die Wohnung zu Herrn Giontini und theilte ihm mit, daß ich nach Hause müsse.

„Ich dachte mir's," sagte er. „Nun, gehen Sie mit Gott. Und wenn Sie wollen, so kommen Sie wieder."

— Gewiß nicht! schrie es in mir, während ich von Herzen und unter Freudenthränen dankte für sein Wohlwollen und daß er mir mein Fortgehen von seinem freundlichen Hause nicht für übel halte.

Das war kein Schlafen in derselbigen Nacht, das war eine Jubelstimmung und am anderen Tage war ich mit Sack und Pack um eine Stunde zu früh auf dem Bahnhofe.

So ging's wieder der Heimat zu. Als wir bei Trifail über die steirische Grenze fuhren, gab's mir einen Ruck in der Brust, als hätte das Herz einen Freudensprung gemacht.

Heim nach Alpel und wieder das fleißige Schneider=leben und an Sonntagen auf freiem Felde bei den

Heerden und im grünen Wald! Die Welt ist zu vielfältig und reißt den Menschen auseinander. Sie ist zu ruhlos, zu heiß und zu kalt. Bleibst daheim und lebst zufrieden. —

Da kam das Merkwürdige. Je weiter ich in unser Steierland hereinfuhr, desto mäßiger wurde die Sehnsucht nach der Heimat. In Graz gedachte ich auf einen Tag auszusteigen, um mich bei meinen Gönnern für ihren guten Willen zu bedanken und dann für immer in's stille Waldthal zurückzukehren. Spät Abends kam ich in die Stadt und übernachtete bei einem jungen Bekannten, einem Schriftsetzerlehrling, den mir auch der Zeitungsartikel zugeführt hatte. Der gute Junge wohnte bei einem Schuhmacher und schlief die Nacht auf zwei aneinandergerückten Stühlen, um mir sein Bett zu überlassen. Wir wurden noch an demselben Abende Du und Du zusammen und er sagte mir, daß ich in Graz im Herzen des Landes daheim wäre, und daß ich doch nicht daheimer als daheim sollte sein wollen.

Am anderen Tage ging ich zu Doctor Svoboda; dort wurde ich anfangs tüchtig gescholten und dann mit jener treuen Herzlichkeit zu Tische geladen, mit welcher der wackere Mann in den verschiedenen Lagen meines Lebens bis heute mein unwandelbarer Freund geblieben ist. Am Nachmittag begab ich mich zu Reininghaus. Er lachte, als er mich sah und meinte, es wäre recht, daß ich wieder zurückgekommen.
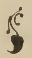
Es wäre eine Schande für das Land, wenn junge strebsame Leute, die arm sind, aber was lernen wollen, über die Grenze hinausziehen müßten. Ich solle in Graz bleiben, brav studiren und das Weitere seine Sorge sein lassen.

Am nächsten Tage eine Bitte in der „Tagespost", es möge eine Lehranstalt unentgeltlich sich öffnen für den jungen unbemittelten Naturdichter, dessen jüngst gedacht worden.

Aber die Pforten aller öffentlichen Lehranstalten hatten rostige Angeln und Schlösser. Doctor Svoboda gewann einen Studirenden, der mir täglich ein paar Stunden Privatunterricht im Rechtschreiben und Rechnen ertheilte. Erst gegen Ostern hin gelang mir an der Akademie für Handel und Industrie einen Freiplatz zu verschaffen.

Bald reihte sich meinen Gönnern auch der Director der Akademie, Herr Franz Dawidowsky, an, welcher mich in sein Haus nahm und wie seinen Sohn hegte und pflegte.

Das Weitere in meiner Lebensbeschreibung.





Fremd gemacht!



Denen, welche so liebevoll waren, diese Erzählungen aus meinem Lebenslaufe zu verfolgen, muß ich noch in Erinnerung bringen, daß — als ich aus der Waldheimat in die Welt ging — mich mein Lehrmeister mit einigem Mißmuthe entlassen hatte. Er gab mir zu verstehen, daß es mir schon zu gut gehe, und es gäbe Leute, die das gute Sein nicht vertragen könnten und die in solchem Zustande stets bestrebt seien, es anders zu machen. Ein ehrlich Handwerk mühevoll und gründlich zu erlernen, um es dann zu verlassen, das wäre das Unsinnigste, was ihm je vorgekommen sei, und nur einem Menschen wie mir sehe es ähnlich, so verrückt zu sein. Uebrigens halte er mich nicht auf, nur möge ich zusehen, daß ich den Schritt nicht zu bereuen hätte.

Er hielt mich nicht auf, aber da er mich in sein Handwerk eingeweiht und mir selbst das Geheimniß

vertraut hatte, wie man Maß nehme, ohne daß ein Anderer nach diesem Maß arbeiten könne, so mußte er sich wohl ein immerwährendes Anrecht auf den Schneider in mir erworben haben.

Ich erinnere mich an eine Geschichte, welche mein Vater oft erzählt und die sich zu Zeiten seines Großvaters zugetragen hatte. Dieser Großvater hatte einen Nachbar, welcher einmal in einer Nacht den Grenzstein versetzte, so daß dadurch der Großvater um einige Klafter Wiesengrund benachtheilt wurde. Der Nachbar starb ohne sein Unrecht gut gemacht zu haben und was geschah? Jede und jede Nacht mußte er aus seinem Grabe steigen und den Grenzstein auf seinen ursprünglichen Platz zurücktragen. Der Großvater meines Vaters selbst hatte den Geist des Nachbars mehrmals gesehen, wie dieser an der Grenzscheide hin- und herging, bis der Großvater die Sache untersuchen ließ, den versetzten Grenzstein richtig stellte und zum Zeichen seiner Verzeihung für den Nachbar eine Messe opferte. Von dieser Zeit an war der Geist nicht mehr zu sehen, er war erlöst, er konnte ruhen.

Nicht viel besser wie diesem Nachbar ist es auch mir ergangen. Ich war denn fortgezogen von meinem Meister und seinem Handwerk. Ich habe in der Welt gelebt und gestrebt — und habe doch noch bei ihm sitzen und nähen müssen. Viele Jahre sind vorbri, seit ich von meinem Lehrmeister gegangen

bin; viele Jahre ist es, seit ich jeden Tag an der geistigen Ausbildung und Vollendung meines Wesens arbeite, Hunderte und Hunderte von Büchern lese und selbst welche schreibe; und seit vielen Jahren ist es, daß ich gar manche Nacht neben meinem Lehrmeister in irgend einem Bauernhause sitze und nähe. Etwa sinkt Euch nun das Buch aus der Hand und Ihr sagt: Jetzt ist er verrückt geworden.

Das ist vielleicht, oder es ist nicht; ich selbst kann darüber am wenigsten entscheiden. Ich erzähle Träume und sage die Wahrheit; das mag freilich unvernünftig sein. Aber Leuten, die auf Träume was halten, und Leuten, die sich etwa gar mit dem Studium des Traumes abgeben, um in demselben die Wahrheit und das Gesetz zu finden, mag meine Mittheilung willkommen sein. Mir ist es mit der Sache überaus ernst. Ich erfreue mich sonst eines gesunden Schlummers, aber ich habe die Ruhe von so mancher Nacht eingebüßt, ich habe neben meinem bescheidenen Studenten- und Literatendasein den Schatten meines Schneiderlebens durch die langen Jahre geschleppt, wie ein Gespenst, ohne seiner los werden zu können.

Es ist nicht wahr, daß ich mich tagsüber in Gedanken so häufig und lebhaft mit meiner Vergangenheit beschäftigt hätte. Ein der Haut eines Handwerkers entsprungener Welt- und Himmelsstürmer hat Anderes zu thun. Aber auch an seine nächtlichen

Träume wird der flottgewordene Bursche kaum gedacht haben; erst später, als ich gewohnt worden war, über Alles nachzudenken, oder auch, als sich der Philister in mir ein wenig zu regen begann, fiel es mir auf, wieso ich denn — wenn ich überhaupt träumte — allemal der Schneidergesell' sei, und daß ich solchergestalt schon so lange Zeit bei meinem Lehrmeister unentgeltlich in der Werkstatt arbeite. Ich war mir, wenn ich so neben ihm saß und nähte, und bügelte, recht wohl bewußt, daß ich eigentlich nicht mehr dorthin gehöre, daß ich mich als Städter mit anderen Dingen zu befassen hätte; doch hatte ich stets Ferien, war stets auf der Sommerfrische und so saß ich zur Aushilfe beim Lehrmeister. Es war mir oft gar unbehaglich, ich bedauerte den Verlust der Zeit, in welcher ich mich besser und nützlicher zu beschäftigen gewußt hätte. Vom Lehrmeister mußte ich mir mitunter, wenn etwas nicht ganz nach Maß und Schnitt ausfallen wollte, eine Rüge gefallen lassen; von einem Wochenlohn jedoch war gar niemals die Rede; oft, wenn ich mit gekrümmtem Rücken in der dunklen Werkstatt so dasaß, nahm ich mir vor, die Arbeit zu kündigen und mich fremd zu machen. Einmal that ich's sogar, jedoch, der Meister nahm keine Notiz davon, und nächstens saß ich doch wieder bei ihm und nähte.

Wie mich nach solch langweiligen Stunden das Erwachen beglückte! Und da nahm ich mir vor,

wenn dieser zudringliche Traum sich wieder einmal einstellen sollte, ihn mit Energie von mir zu werfen und laut auszurufen: es ist nur Gaukelspiel, ich liege im Bette und will schlafen! Und in der nächsten Nacht saß ich doch wieder in der Schneiderwerkstatt.

So ging es Jahre in unheimlicher Regelmäßigkeit fort. Da war es einmal, als wir, der Meister und ich, beim Alpelhofer arbeiteten, bei jenem Bauer, wo ich in die Lehre getreten war, daß sich mein Meister besonders unzufrieden mit meinen Arbeiten zeigte. „Möcht' nur wissen, wo Du Deine Gedanken hast!" sagte er und sah mich etwas finster an. Ich dachte, das Vernünftigste wäre, wenn ich jetzt aufstünde, dem Meister bedeutete, daß ich nur aus Gefälligkeit bei ihm sei, und wenn ich dann davon ginge. Aber ich that es nicht. Ich ließ es mir gefallen, als der Meister einen Lehrling aufnahm und mir befahl, demselben auf der Bank Platz zu machen. Ich rückte in den Winkel und nähte. An demselben Tage wurde auch noch ein Geselle aufgenommen.— bigott, es war der Böhm, welcher vor dreiundzwanzig Jahren bei uns gearbeitet hatte und damals auf dem Wege vom Wirthshause in den Bach gefallen war. Als er sich setzen wollte, war kein Platz da. Ich blickte den Meister fragend an, und dieser sagte zu mir: „Du hast ja doch keinen Schick zur Schneiderei, Du kannst gehen, Du

bist fremd gemacht." — So übermächtig war hierüber mein Schreck, daß ich erwachte.

Das Morgengrauen schimmerte zu den klaren Fenstern herein in mein trautes Heim. Gegenstände der Kunst umgaben mich; im stilvollen Bücherschranke harrte meiner der ewige Homer, der gigantische Dante der unvergleichliche Shakespeare, der glorreiche Goethe — die Herrlichen, die Unsterblichen alle. Vom Nebenzimmer her klangen die hellen Stimmchen der erwachenden und mit ihrer Mutter schäckernden Kinder. Mir war zu Muthe, als hätte ich dieses idyllisch süße, dieses friedensmilde und poesiereiche, helldurchgeistigte Leben, in welchem ich das beschauliche menschliche Glück so oft und tief empfand, von Neuem wieder gefunden. Und doch wurmte es mich, daß ich mit der Kündigung meinem Meister nicht zuvorgekommen, sondern von ihm abgedankt worden war.

Und wie merkwürdig ist mir das: seit jener Nacht, da mich der Meister „fremd gemacht" hatte, genieße ich Ruhe, träume nicht mehr von meiner in ferner Vergangenheit liegenden Schneiderzeit, die in ihrer Anspruchslosigkeit ja so heiter war und die doch einen so langen Schatten in meine späteren Lebensjahre hereingeworfen hat.





Von meiner Mutter.

Das war am 16. Januar 1872. — In der Stadt Graz war der lustige Carneval. An den Abenden ein tolles Gedränge auf den Gassen, ein fast betäubendes Rasseln der Wagen, ein Johlen und Schreien, ein Flimmern und Leuchten aus den Gewölben und Auslagen und von den hundert Laternen und zahllosen Transparenten der Fenster. Gold und Silber, Seide und Damast funkelten aus den Glaskästen. Gesichtsmasken in allen Farben und Formen grinsten daneben. Ha, das Leben ist ja gar so toll. Ich eilte durch das Gedränge. Die Uhr am Schloßberge that sechs Schläge, so hell — sie überklangen alles Geräusch, sie wiederhallten von den hohen, lichtdurchbrochenen Mauern der Häuser. Eine ernste Mahnerin ist der Ruf der Uhr; möge der Mensch auch kindisch spielen mit Flitter und Tändelei, sie rechnet ihm die Stunde

29*

vor, und schenkt ihm nicht eine Minute. — Ich ging nach Hause in meine stille Stube und begab mich bald zur Ruhe.

Des andern Morgens lag das Winterglühen der Sonne auf den schneeigen Dächern, ich schrieb eben das Märchen auf von dem verlornen Kinde am Gansstein — als es an meiner Thür klopfte. Ein Mann trat herein und brachte mir folgendes Telegramm:

„Lieber Sohn, gestern Abends um sechs Uhr ist unsere liebe Mutter verschieden. Komme zu uns, wir erwarten Dich in Trübsal.

Dein Vater."

— Gestern Abends, als ich durch das Weltleben schritt, war es geschehen in der armen Hütte. Und zur sechsten Stunde.

Am anderen Tage in der Morgenfrühe war ich im Pfarrdorfe. Allein trat ich den Weg an, über schneefunkelnde Höhen und durch lange Wälder, weit hinein in das einsame Gebirgsthal. Unzähligemale war ich den Weg gewandelt, immer hatte ich mich ergötzt an dem Glitzern des Schnees, an den funkelnden Eiszapfen, an den Schneemänteln der Baumäste, oder wenn es Sommerszeit war, an dem Grünen und Blühen und Duften, an dem Vogelsang, an den Tropfen des Lichtes, die niedersickerten zwischen den Aesten, an der Ruhe und tiefen Einsamkeit. Wie oft war ich hier mit der Mutter gegangen, als sie

noch gesund und blühend gewesen, und später, als sie durch Krankheit schon zum Krüppel gemacht an meinem Arm einherwankte. — Und ich dachte auf diesem Waldweg an den Lebenslauf meiner Eltern.

Er war ein junger Mann im Waldhofe gewesen. Die Leute heißen ihn den Lenz, nicht weil er so jung und blühend und heiter war wie der Lenz, sondern weil er Lorenz hieß.

Sein Vater war eines Abends, als sie Alle gemüthlich bei der „Spanvesper" gesessen, eines plötzlichen Todes gestorben.

Nun war der Lenz Besitzer des Waldhofes. Um die Traurigkeit seines Vaters wegen ein wenig in den Hintergrund zu drängen, that er etwas Gutes, er suchte sich ein Weib. Er nahm schier die Aermste und Unbeachtetste, die im Waldthale war — ein Mädchen, das schauerlich schwarz war die ganze Woche hindurch, das aber am Sonntage doch ein gar zartes weißes Gesichtchen hatte. Es war das Kind einer Kohlenbrennerin, das für seine betagte Mutter arbeitete, seinen Vater aber nie gesehen hatte.

Ein Jahr nach der Hochzeit, im Sommer, schenkte die junge Waldbäuerin ihrem Lenz den Erstgebornen. Der erhielt den Namen Peter und läuft nun damit durch alle Welt, ein ewiges Kind.

Ihr Leben war so reich, ihr Leben war so gut, ihr Leben hatte eine Dornenkrone.

Unser Hof war nicht klein und seiner Tage gut bestellt; aber meine Mutter spielte nicht die vornehme Bäuerin, sie war die Hausfrau und die Dienstmagd zugleich.

Meine Mutter war gelehrt, sie konnte „Drucklesen“; das hatte sie von einem Köhler gelernt. Sie kannte die biblische Geschichte auswendig und sie wußte eine Unzahl von Sagen, Märchen und Liedern — das hatte sie von ihrer Mutter. Dabei war sie Beistand mit Rath und That und sie verlor in keinem Unglücke den Kopf und wußte immer das Rechte.

„So hat's meine Mutter gethan, so hat's meine Mutter gesagt,“ meinte sie stets, und das war ihre Lehre und Nachfolge, selbst als ihre Mutter schon lange im Kirchgarten ruhte. Freilich war zuweilen ein wenig Köhlerglaube dabei, aber in einer Gestalt, daß er nicht schadete, sondern daß er eine milde Poesie verbreitete über das arme Leben in den Waldhäusern.

Die Armen kannten meine Mutter weit und breit; umsonst klopfte Keiner an ihre Thür, hungrig ging Keiner davon. Wen sie für wahrhaft arm hielt und er bat um ein Stück Brot, so gab sie einen halben Laib, und bat er um ein „Gafterl“ Mehl, so reichte sie ihm auch ein Stück Schmalz dazu. Und „gsegn' Euch's Gott!“ sagte sie dazu, — das sagte sie immer.

„Wo werden wir hinkommen mit unserer Sach', wenn Du Alles verschenkst?" sprach zu ihr mein Vater oft schier ungehalten.

„'leicht gar in den Himmel hinauf," antwortete sie, „meine Mutter hat oft gesagt, jedes Vergeltsgott von den Armen graben die Engel in den heiligen Thron Gottes ein. Wie werden wir froh sein zu einer Zeit, wenn wir bei dem lieben Herrgott die Armen zu Fürbittern haben!"

Mein Vater fastete gern jeden Samstag und nahm oft keinen Bissen zu sich, ehe die Schatten zu wachsen anhuben. Er that das zu Ehren unserer lieben Frau.

„Ich sag, Lenz, ein solches Fasten hilft nichts für eine gute Meinung," versetzte da meine Mutter zuweilen, „was Du heut' dabei ersparst, das kannst Du morgen essen. Meine Mutter hat immer gesagt: was übrig bleibt durch das Fasten, das opfere der Armuth Lasten. — Ich denk', sonst thut es nichts helfen."

Mein Vater betete an den Abenden, besonders zur „Rosenkranzzeit" an den Sonnabenden, gern lange und laut, that aber dabei häufig allerhand Verrichtungen, als Schuhe nageln, Beinkleider ausflicken, oder sich gar rasiren. Dabei verlor er nicht selten den Faden vom Gebet, so daß ihm meine Mutter die Dinge aus den Händen nahm und rief:

„Meiner Tag, was ist denn das für ein Beten! Knie zum Tisch und bet' drei Vaterunser mit Fleiß, ist besser wie drei Rosenkränz', bei dem Dir unter dem Herumdalgern der bös' Feind die guten Gedanken stiehlt!"

Wenn zu Zeiten die Arbeit schwer war, so hielt meine Mutter viel auf einen guten Tisch. — „Wer lustig arbeitet, mag auch lustig essen," meinte sie, „meine Mutter hat alleweil gesagt: wer sich nichts traut anzubringen, der traut sich auch nichts zu gewingen."

Mein Vater nahm vorlieb mit schmaler Kost; er fürchtete immer den Ruin des Hauses.

Das waren in der Ehe die einzigen Zwistigkeiten. Aber sie griffen nicht tief. Sie äußerten sich nur unter sich; wenn der Vater mit fremden Leuten sprach, so pries er die Mutter; wenn die Mutter mit fremden Leuten sprach, so pries sie den Vater.

In der Kinderzucht waren sie eins. Züchtigkeit, Arbeit und Gebet, Sparsamkeit und Redlichkeit waren unsere Hauptgebote.

Vom Vater bekam ich nur ein einzigmal ordentlich die Ruthe. Vor dem Hause hin war junger Lärchen- und Tannenanwachs, der nach und nach so hoch emporwuchs, daß er die Aussicht auf die jenseitigen Berge verdeckte. Ich hatte aber diese Aussicht lieb, und ich meinte, auch der Vater müsse mir

Dank wissen, wenn ich — wie ich damals ein unternehmender Knabe war — die Bäumchen umhieb. Und richtig, eines Nachmittags, als Alle auf dem Felde waren, schlich ich mit einer Axt in das Wäldchen, und hub an, junge Bäume umzuhauen. Da kam zu guter Stunde mein Vater herbei; aber der Dank, den er mir wußte, sah wunderlich aus. „Leih' mir die Hack', Bub!" sagte er ruhig. Ich dachte, jetzt greift er selber zu, um so besser, und gab ihm die Axt. Er haute damit eine Birkenruthe ab und strich sie glatt über meinen Rücken. „Wart!" rief er, „wenn Du den jungen Wald umbringen willst? Er hat noch Ruthen für Dich!"

Von meiner Mutter bekam ich die Ruthe auch ein einzigmal. Da stieß ich einmal — wie ich schon gern auf dem Herde saß, wenn die Mutter kochte — den vollen Suppentopf um, so daß das halbe Feuer gedämpft wurde und ich mir schier die bloßen Füßchen verbrannt hätte. Meine Mutter war den Augenblick nicht dagewesen, und als sie nun auf das mächtige Gezische herbeieilte, rief ich, feuerroth im Gesichte: „Die Katz', die Katz' hat den Suppentopf umgeworfen!"

„Ja, dieselb' Katz' hat zwei Füß' und kann lügen!" versetzte die Mutter und nahm mich und strich mich eine lange Zeit mit der Ruthe. „Wenn Du mir noch einmal lügst," rief sie hernach, „so hau' ich Dich mit dem Ofengabelstiel!" Ein arges Wort!

Aber die Ausführung ist — Gott sei Dank — nicht nöthig geworden.

Hingegen wenn ich gut und folgsam war, so wurde ich belohnt. Mein Lohn waren Lieder, die sie mir sang, Märchen, die sie mir erzählte, wenn wir zusammen durch den Wald gingen, oder sie Abends an meinem Bett saß. Das Beste in mir — ich habe es von ihr. Sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie.

Als nach und nach meine Brüder und Schwestern kamen, da hat uns die Mutter Alle gleich geliebt, Keines bevorzugt. Als hernach zweie in ihrer Kindheit starben, sah ich die Mutter das erstemal weinen. Wir Anderen weinten mit ihr und weinten fortan immer, so oft wir die Mutterthräne sahen.

Und das war von dieser Zeit an gar oft.

Zwei Jahre lag der Vater auf dem Krankenbette. Wir hatten Unglück an Hof und Feld, Hagel und Viehseuche kam, unsere Kornmühle brannte nieder.

Da weinte die Mutter im Verborgenen, daß wir Kinder es nicht hätten sehen sollen. Und sie arbeitete unablässig, sie grämte sich und wurde endlich krank. Die Aerzte der ganzen Gegend wurden herbeigezogen; sie konnten nicht helfen, aber gut rechnen; nur Einer sagte:

„Ich nehme nichts von so armen Leuten.“

Jawohl, trotz aller Lustigkeit, die so oft gewesen, wir waren arme Leute geworden. Die Fahr=

nisse waren alle weg, von dem ganzen großen Besitzthume blieb uns nichts, als die Steuern.

Nun beschloß mein Vater, den verschuldeten Hof so gut als möglich zu veräußern. Aber die Mutter wollte nicht, sie arbeitete, wenn auch krank, allfort mit Müh und Fleiß und ließ die Hoffnung nicht sinken. Sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß sie fort sollte von ihrer Heimstätte, von dem Geburtshause ihrer Kinder. Sie verleugnete ihre Krankheit, sie sagte, sie sei nie gesünder gewesen als nun, und sie wolle arbeiten für Drei.

Meine Geschwister meinten auch, sie könnten das Heimatshaus nicht lassen, dabei hatten sie kein gutes Paar Schuhe mehr anzuziehen. Und die Mutter, wenn sie einmal in die Pfarrkirche gehen wollte, mußte sich von irgend einem Holzknechtweib ein Jöpplein ausborgen, das noch keine Flicken hatte. Und von Allem die höchste Pein war der Hochmuth der Leute, und der Hohn, wenn sie doch zuweilen eine Beihilfe leisteten. Sie hatten die Wohlthaten vergessen, welche meine Mutter einst nach ihrem Vermögen Jedem angedeihen ließ. Damals war sie die geachtetste Bäuerin in den Waldhäusern. Aber — das Unglück frißt die Freunde! Das hatte auch ihre Mutter, die Köhlerin, oft gesagt.

Aus jener traurigen Zeit, da meine Mutter krank war, will ich hier ein Erlebniß erzählen. Es beginnt mit einem sonnenfreudigen Pfingsten.

An jenem sonnenfreudigen Pfingstmontag war sie neununddreißig Jahre alt gewesen. Es war lustig. Die Saaten standen grün auf den Feldern, und auf der hohen Weide grasten die Heerden, die zwar nicht uns gehörten, sondern dem Nachbar, an denen wir uns aber doch freuten, weil sie munter und leibig waren. Mein Vater hatte die Steuer des vorigen Jahres bereits gezahlt, die wirthschaftlichen Verhältnisse, die während der mehrjährigen Krankheit des Vaters zerrüttet worden waren, schienen sich allmählich zu ordnen und damit stiegen wir auch wieder im Ansehen der Leute. Wir gingen an diesem Tage zusammen über die Höhen und die Kleinen sammelten Blumen und die Großen lobten durch ein heiteres Wort oder durch ein Lied die Werke unseres lieben Gottes. Da setzte sich die Mutter auf einen Stein und wollte sterben.

Wir schleppten sie nach Hause, wir legten sie auf's Bett, wo sie lange lag — wochenlang, monatelang. Alle Nachbarn kamen und brachten wohlgemeinten Trost; alle Aerzte der weiten Umgegend kamen und brachten wohlgemeinte Medicin. Die Kranke war, wie man hinter ihrem Rücken zugestand, vom Schlage gerührt, sie siechte. Als aber der kühle Herbst kam, da wurde ihr besser, sie lag nun tagsüber nicht mehr im Bette, sie saß auf der Ofenbank, oder am Tische, wo die Kinder spielten, oder am Herde, wo sie den ungelenken Vater im Kochen unter-

wies. Sie war nicht heiter und sie war nicht betrübt, sie war ruhig und hatte keine Klage — nur wenn sie allein war, that sie bisweilen einen schweren Seufzer. So verging der Winter, es kam wieder das liebliche Pfingsten und die Mutter war krank.

Da kam an diesem Feste die alte Riegelbergerin zu uns, die brachte etliche Semmeln mit, sie gab allerlei Hausmittel an und zählte kerngesunde Leute auf, die durch solche Hausmittel kerngesund worden seien. Endlich fragte sie, ob wir nicht schon beim Stegthomerl gewesen wären?

Nein, bei dem wären wir freilich noch nicht gewesen.

Weswegen wir so nachlässig sein könnten und noch immer nicht beim Stegthomerl gewesen wären? Zu dem müsse man in einer solchen Krankheit doch zu allererst schicken!

Aber, es sei so viel weit dahin, wandte mein Vater ein.

„Und wenn es drei Tagreisen wäre, um die Gesundheit ist's nicht zu weit."

„Das ist freilich wohl wahr, um die Gesundheit wär's nicht zu weit," meinte mein Vater. „Und meinst, Riegelbergerin, daß er ihr helfen thät'?"

„Das Helfen, mein lieber Waldbauer, das steht bei Gott," antwortete die Riegelbergerin in ihrer gewohnten Ueberlegenheit. „Wunder wirken kann

auch der beste Arzt nicht. Aber kennen thut er's, der Stegthomerl, und sagen wird er's, ob noch eine Hilf' möglich ist oder nicht."

Schon am nächsten Tage ging ein Bote hin über die Berge in das Thal, wo der Stegthomerl wohnte. Er ging früh aus und er kam spät heim und er brachte den Bescheid, der Stegthomerl hätte gesagt, er könne gar nichts sagen, so lange er die Kranke nicht selber sähe.

Am nächsten Tage ging ein anderer Bote (denn der erste war auf dem weiten Weg hinkend geworden), um den Stegthomerl zu holen. Er kam spät in der Nacht allein zurück und brachte den Bericht, der Stegthomerl gehe zu keinem Kranken, er sei selber nicht mehr jung, auch wolle er sich nicht wieder einsperren lassen, weil die geprüften Doctoren einen höllischen Brotneid hätten und Jeden selber unter die Erden bringen möchten. Wenn die kranke Waldbäuerin zu ihm kommen wolle, so ließe sich vielleicht was machen. Aber nachlaufe er den Kranken nicht.

Das war doch männlich gesprochen und wir begriffen es Alle miteinander, daß ein Mann, der seinen Werth kennt, sich nicht just wegwerfen wolle. Aber nun war eine große Bedrängniß. Das Wetter — allerdings — das war schön und warm, die Tage waren lang, die Mutter war auch bereit. Doch, konnten wir sie hinübertragen den viele Stunden

langen Weg bis zum Stegthomerl? Es war keine Möglichkeit. Fahren? Wir hatten keinen Wagen und das letzte Paar Zugochsen hatten uns die Gläubiger weggetrieben, bei denen während der Mutter Krankheit neuerdings angeklopft worden war. Die Nachbarn brauchten ihre Ochsen zu dieser Zeit auf dem Brachfelde. Der Knullbauer hatte zwei Pferde, er wollte sie leihen, aber sie kosteten für den Tag — der Vater schlug die Hände zusammen — fünf Gulden und den Hafer.

Und als wir um die kranke Mutter herum so betrübt dasaßen, nach Rath suchten und keinen fanden, ging die Thür auf und trat der Knabe des Stockerwirthes herein.

„Was willst denn Du, Bübel?“ fragte mein Vater.

Das Bübel schlenkerte mit den Händen. „Ja,“ sagte es, „der Samersteffel laßt sagen, wenn der Waldbauer sein Roß und Wagen haben will, so kann er's haben.“

„Wo ist denn der Samersteffel?“

„Bei uns sitzt er und hat sein Roß und Wagen bei uns eingestellt.“

Mein Vater sann ein wenig nach, was er sagen sollte; dann sagte er: „Der Steffel, der möcht' mir einen schönen Preis machen; sag: ich ließe mich bedanken.“

Der Knabe ging und nach einer Stunde kam der Samersteffel selber. Es war ein kleiner, wohlbeleibter

Mann, der einst, so lange die Straße noch nicht gebaut war, über den Alpsteig mit einem Saumroß verschiedenerlei Dinge befördert hatte. Seit die Straße war, hatte er sich ein Steirerwäglein angeschafft, mit dem er Getreide, Salz, Most und Sonstiges beförderte, aber Alles um's Geld, natürlich, weil er davon leben mußte, und nicht nur das, sondern auch reich werden wollte, um an der neuen Straße ein großes Wirthshaus zu bauen. Ein Gastwirth zu sein, das war sein Ideal und er hatte auch das Zeug dazu, er war allfort bei Humor und hätte es schon verstanden, seine Gäste zu unterhalten.

Heute aber, da er in unsere Stube trat, war er gar nicht bei Humor.

„Ihr macht Unsereinem eine recht unnöthige Mühe," sagte er und setzte sich schnaufend auf die Wandbank. „Hast Du schon gehört, Waldbauer, daß ich mich Geschäftswegen wem angekoppelt hab'? Wirst so was von mir nicht gehört haben, weil ich's Gottlob nicht vonnöthen hab'. Wenn ich mich aber einmal selber antrag', daß ich was führen will, so führ' ich's umsonst. Ich hab' gehört, daß Dein Weib zum Stegthomerl möcht' und kein Fuhrwerk hat. Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel', ist auch lang' so krank gewesen, ich weiß wie das ist, es ist ein Elend. Wenn's Euch recht ist, so führe ich morgen die Waldbäuerin hinüber zum Stegthomerl."

Da sind wir Alle wohl gar recht froh gewesen. Wir haben nicht weiter d'ran gedacht, ob die weite Fahrt nützen wird oder schaden, oder ob die neue Medicin angreifen wird, oder wie die Krankheit hernach ausgehen wird? Zum Stegthomerl, nur zum Stegthomerl, damit war uns Alles gewonnen.

In der nächsten Frühe, als der Morgenstern zwischen den nächtig schwarzen Eschenbäumen herlugte, wurde ich geweckt. Der Vater mußte ja daheim bei der Wirthschaft bleiben, so sollte ich, der halbwüchsige Junge, mit der Mutter sein, um darauf zu achten, daß ihr nichts widerfahre. Die Mutter saß schon bei ihrem Frühstück und that, als ob ihr die Milchsuppe rechtschaffen munde. Der Samersteffel und ich aßen eine Pfanne Sterz weg und dann fuhren wir davon. Der Steffel saß auf dem Kutscherbänklein und redete laut seinem Rößlein zu, daß es heute einen Gescheiten machen und recht flink dreintraben solle, „damit wir die Waldbäuerin heimbringen, so lang' es noch heut' heißt". Meine Mutter saß, in alle ihre Kleider und obendrein noch in den Wettermantel meines Vaters vermummt, auf einem Lederkissen, zu Füßen hatte sie Stroh und über das Ganze lag eine wulstige Bettdecke, aus der nur ein Theil ihres Hauptes ein wenig hervorschaute. Neben diesem Krankenbette saß ich und hatte ein schweres Herz.

Es war noch die frostige Nacht, über dem Wechselberg wurde der Himmel erst ein wenig blaß. Der Weg ging über die Matten dahin. — Jetzt erwachten die Vögel, jetzt begann die Herrlichkeit des Morgenrothes, jetzt stieg die große Sonne empor. Meine Mutter zog die Decke ein wenig zurück und schaute hinauf in die Sonne.

„Ich habe einen guten Trost," flüsterte sie und suchte meine Hand anzufassen, „wenn der Sommer ein wenig mithilft und der Stegthomerl auch — ich bin ja doch noch nicht so alt . . . was meinst, mein Kind, werd' ich gesunderweise noch einmal können die Welt anschauen?"

Ich war so zuversichtlich wie sie, mir war leicht geworden. Die Morgensonne! Die liebe, warme Morgensonne!

Die Mutter wurde gesprächig. „'s ist närrisch auch noch," sagte sie auf einmal und lachte fast laut, „daß der Mensch so viel gern auf der Welt ist. Meine Leut' möchte ich halt wohl ungern verlassen. Mein Lenzel, Dein Vater, thät' mir so viel derbarmen, wenn er Niemand mehr hätte; die Kinder sind noch klein."

„Ich werde jetzt doch schon ziemlich groß," war mein Einwand.

Da wendete sich die Mutter mit dem Gesichte ganz zu mir und sagte: „Just Du, mein Peter, just Du machst mir die meisten Sorgen. Du kommst mir

halt ganz anders vor, wie andere Buben in Deinen Jahren. Hast zur Arbeit keinen rechten Schick — heißt das, Schick schon, aber halt deutsch keine Freud'. Ja, ja, wenn Du's auch leugnest, ich kenn' Dir's an, Dich freut' die Bauernarbeit nicht, Du tappst herum und willst was anders und weißt selber nicht was — schau, das ist gerade das Gefährlichst'. So wollt' ich unsern Herrgott wohl schön bitten, daß er mich bei Dir laßt, daß ich Dich kann anhalten und bis ich weiß, was aus Dir wird."

„Ein Fuhrmann wirst, gelt Bub'?" rief der Steffel über seine Achsel her zu uns in den Wagen.

„Ein braver Fuhrmann, der arme Leut' thut führen, das wollt' mir schon gefallen," bemerkte meine Mutter; darauf schmunzelte der Steffel ein wenig.

Der Weg ging stark aufwärts und wurde steinig; der Steffel und ich gingen neben dem knarrenden Steirerwagen zu Fuß. Die Sonne war heiß geworden. Es war eine mühevolle Fahrt und wir kamen nur langsam weiter. Als wir hoch oben durch die fast ebenen, aber finsteren Waldungen der Fischbacheralpe dahinfuhren, da hörten wir kein Wagenrad, denn der Erdboden war dicht mit Fichtennadeln besäet, nur daß die Räder bisweilen an eine Baumwurzel prallten. Die Vögel waren still geworden, denn über den Wipfeln lag der heiße Tag. Meine Mutter war eingeschlummert. Ich schaute in

ihr blasses Gesicht und dachte: Der Stegthomerl wird schon ein gutes Mittel wissen; es ist doch ein Glück, daß wir zum Stegthomerl jetzt fahren können.

„Magst ein Trumm Brot, Peter?“ fragte der Steffel.

„Ein Brot, das mag ich schon.“

Und wie ich hierauf das Stück Brot erhielt, lag auch ein Stück Speck d'rauf und jetzt fing meine Bedrängniß an. Ich hielt das Ding lange in der Hand und schaute es an und schaute auf die Mutter hin; sie schlief. Den Steffel, der es so gut mit uns meinte, wollte ich nicht beleidigen. Da ich die Sache aber nicht so auf sich und auf meiner Hand belassen konnte, so hub ich endlich an, zuerst ganz leise, aber allmählich lauter: „Steffel!“ zu rufen.

„Was willst denn?“ fragte dieser endlich.

„Ich thät' schön bitten,“ sagte ich gar verzagt, „schön bitten, daß ich den Speck da nicht essen müßt'. Weil ich halt keinen Speck nicht mag.“

„Du weißt nicht, was gut ist,“ lachte der Fuhrmann und befreite mich von meiner Noth.

Endlich begann es bergab zu gehen, da holperte der Wagen auf den heißen Steinen, rüttelte die Kranke aus dem Schlaf und die Sonne brannte ihr in's Mark hinein und dabei fröstelte sie.

Murmelte der Steffel: „Der Stegthomerl muß schon ein höllisch guter Arzt sein, daß eine solche

Fahrt der Mühe werth ist. Nur aushalten, Fuchsel, wir haben nimmer weit."

Um den späten Mittag war's, als wir in's Thal kamen und vor dem Häuslein des Stegthomerl hielten.

Wir führten die Mutter in die dumpfig mürfelnde Stube, in der alle Fensterlein fest geschlossen waren, dort ließen wir sie auf die Bank nieder und fragten nach dem Thomerl.

Ein altes, brummiges Weib gab uns zur Antwort, der Thomerl wäre nicht da.

„Das sehen wir," sagte der Steffel, „möchten nur wissen, wo er ist?"

„Kunnt's nit sagen."

„Wann er kommt?"

„'leicht, daß er nimmer lang' ausbleibt, 'leicht, daß er erst in der Nacht einmal kommt, 's ist möglich, daß er zum Schanzwirth gegangen ist."

Die Alte ging aus der Stube, wir saßen da. Meine Mutter that einen schweren Athemzug.

Der Steffel ging der Alten nach und bat sie um einen Löffel warmer Suppe für die Kranke.

„Wo sollt' Eins jetzt eine warme Suppe hernehmen; ist schon lang kein Feuer mehr auf dem Herd."

So der Bescheid. Da machte sich der Fuhrmann selber d'ran, Feuer zu schaffen, Milch zu suchen und zu kochen.

Die Mutter aß nur ein Weniges von der Suppe, schob die Schüssel uns zu, daß auch wir was Warmes bekämen.

Als all das vorbei war, gab der Steffel dem Weib einen Silberzehner für die Milch und für das Heu, welches der Fuchs fraß.

Nach einer Stunde, während es in der Stube ein paarmal schier finster geworden war, weil draußen Wolken vor die Sonne zogen, trat der Stegthomerl endlich in die Stube. Es war ein kleiner, dünnbeiniger Mann, der aber einen großen Kopf, breite Achseln, eine sehr hohe Brust und einen tüchtigen Höcker hatte. Und der Kopf war in die Schultern gebohrt, so daß sich das Männlein allemal mit dem ganzen Körper umkehren mußte, so oft es den Kopf wenden wollte. Ich sehe ihn heute noch lebhaft, wie er zur Thür hereintrat und uns mit seinem weitläufigen, verdunsenen Gesichte zuerst scharf, dann lächelnd ansah.

Meine Mutter war sogleich unruhig geworden und suchte sich von ihrem Sitze zu erheben, um ihm ehrerbietig ihr Anliegen vorzutragen.

Der Thomerl winkte mit der Hand, sie möge das lassen und sagte hernach mit etwas lallender Stimme: „Ich weiß schon, Du bist die Waldbäuerin aus dem Alpel, Dich hat vor einem Jahr der Schlag getroffen."

„Der Schlag hat mich getroffen?“ fragte die Kranke mit Schrecken.

„Hast weit und breit herumgedoctert und jetzt, weil Dir sonst Keiner helfen kann, kommst zu mir. Ist allemal so, versterbend kommen sie und wenn nachher dem Stegthomerl seine Arznei nicht Wunder wirkt, und der Kranke d'raufgeht, so heißt's dann: der Stegthomerl hat ihn umbracht.“

Diese Worte waren an und für sich ganz schrecklich zu hören, doch waren sie noch erträglich, weil sie mit lächelnder Miene gesagt wurden, und weil der Thomerl nun beisetzte:

„Verhoff's, daß es mit Dir noch eine Ausnahme hat, Waldbäuerin. Ich werde Dich jetzt untersuchen.“

Für's Erste, selbstverständlich, fühlte er ihr den Puls. „Der hupft,“ murmelte er, „der hupft.“ Dann zog er ihr mit seinen breiten Fingern die Augenlider auseinander und guckte auf das Weiße hinein — und sagte nichts. Hierauf mußte sie den Nacken entblößen und er legte sein Ohr d'ran — und sagte nichts. Ferner betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit die Linien in der inneren Handfläche, erkundigte sich dann nach dem näheren Befinden der Kranken und fuhr fort, die Pulsadern und die Athemzüge zu untersuchen, so daß ich von der Gewissenhaftigkeit dieses Mannes sofort eine hohe Meinung gewann.

Und als er mit der Untersuchung fertig war, setzte er sich, meiner langsam wieder in ihre Tücher kriechenden Mutter gegenüber, auf einen Stuhl, spreizte die Beine aus, bohrte sein Kinn in seinen Rumpf und, die Arme über der Brust gekreuzt, sagte er: „Ja, meine liebe Waldbäuerin, Du mußt sterben."

Meine Mutter zuckte leicht zusammen, ich sprang auf. Der Steffel aber blieb ganz gelassen auf seinem Platze sitzen, schaute eine Weile starr auf den Stegthomerl und sagte plötzlich: „Mußt Du nicht auch sterben? Nein, Du wirst hin, altes Kameel, gottverfluchtes!"

Jetzt war's die höchste Zeit. Wir packten eilig zusammen und fuhren heimwärts.

Es war schwül und schattig, der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, es meldete sich kein Thier, es rührte sich kein Wipfelchen, unser Wagen knarrte schwerfällig dahin. Meine Mutter lag still in ihrer Ecke und schaute mit ihren großen, dunklen Augen die dämmernde Welt an.

Der Steffel saß wuthschnaubend auf seinem Bock, allmählich jedoch wurde er ruhiger und nun brummte er:

„Aber einen solchen Rausch haben!"

„Wer?" fragte ich.

„Ein solcher Rausch ist wirklich der Mühe werth, daß man eine Tagreise weit fahrt und ihn anschauen

geht," fuhr der Steffel fort. „Hab' mir's ja sagen lassen, daß es selten soll nüchtern sein, das alte Kameel; und heut' ist es geradewegs vom Schanzwirth gekommen."

„'s wird wohl gut gewesen sein," sagte nun meine Mutter, „wenn er nüchtern gewesen wäre, hätte er mir die Wahrheit vielleicht nicht gesagt."

Und so sind wir schwer betrübt dahingefahren. Ueber den Bergen her hat der Donner gemurrt, ganz heiser und dumpf; aus der Ferne her hat die Wetterglocke von Fischbach geklungen. Da richtete sich meine Mutter auf und sagte: „Eins mußt mir zu Lieb' thun, Peter, und den Steffel will ich auch bitten: dem Vater, meinem Mann, thuet es nicht sagen, was der Stegthomerl gesagt hat."

„Thät' sich wahrlich nicht auszahlen, daß man so eine Narrenred' weiter sagt," rief der Fuhrmann sehr laut, „aber zum Gericht geh' ich! Verklagen geh' ich ihn! Das thu' ich!"

„Bitt' Dich gar schön, Steffel, laß das sein," bat meine Mutter, „mußt nicht glauben, daß ich mir das Wort so schwer leg', ich hab' mir's selber oftmals gedacht, mit mir wird's ausgehen, wie es mit allen serbenden (kränkelnden) Leuten ausgeht. Was kann der Stegthomerl dafür! Wir sind nicht zu ihm gefahren, daß wir uns von ihm anlügen lassen. Mich schmerzt es nur, daß wir ihn nicht einmal gefragt haben, was wir für die Aufrichtigkeit schuldig sind."

Jetzt stieß der Steffel ein Lachen aus und ließ die Peitsche ein paarmal durch die Luft pfeifen, gleichwohl das Pferd nach Kräften seine Schuldigkeit that.

Als wir über die Höhen dahinfuhren, hatte sich das drohende Gewitter gänzlich verzogen, die untergehende Sonne schien mit einem weichen Goldglanze auf die weite Gegend hin, über Wald und Matten, und ein erquickender Hauch floß in unsere Brust.

Auf der blassen Wange meiner Mutter lag eine helle Thräne.

Als wir schweigsam und müde über unsere Felder fuhren, standen die Sterne am Himmel. Allerwärts im Grase rieselte das Lied der Heimchen. An der Zaunschranke, wo unsere Halde anhub, stand eine Gestalt, welche uns ansprach, ob wir's wären?

Mein Vater war's, der uns entgegengekommen. Meine Mutter nannte ihn beim Namen; die Stimme war weich und zitternd ....

Der Vater geleitete uns in das Haus, ohne eine Frage zu thun.

Erst als wir in der Stube waren und das Spanlicht brannte, fragte er mit Befangenheit, wie es uns denn ergangen wäre?

„Nicht schlecht," sagte der Steffel, „gar nicht schlecht; wir sind recht munter gewesen."

„Und der Stegthomerl — was hat er denn gesagt?"

„Der hat gesagt, daß auch die Waldbäuerin nicht ewig leben wird, daß es mit ihr aber noch lang' Zeit hat — noch lang'. Nur schön Acht geben; zur Sommerszeit hübsch in der guten Luft sein, nicht anstrengen und nicht aufregen, gut essen und trinken und keine Medicin — nur keine Medicin, hat er gesagt. Nachher wird's schon wieder gut werden." —

Darauf verging eine Zeit. Mein Vater trachtete nach dem Ausspruche des Steffel's, von dem er glaubte, daß es der Ausspruch des Stegthomerl wäre, die Mutter zu pflegen, und als der Winter kam, saß sie am Spinnrocken und spann.

Im selbigen Winter kam die Nachricht, daß unweit des Schanzwirthshauses auf der Fischbacheralpe der Stegthomerl erfroren unter dem Schnee gefunden worden sei. Wir beteten für ihn ein Vaterunser.

Der Samersteffel, der bisweilen zu uns kam und stets der gute heitere Mann blieb, hatte dem Thomerl auch verziehen, und zwar einzig nur, weil dieser damals Unrecht gehabt.

Mir fehlte — um nun wieder auf unsere übrigen Verhältnisse zurückzukommen — alle Freude an dem Bauernstande, und freilich auch die Kraft dazu. Ich ging denn zu einem Handwerk, aber den Eltern konnte ich nicht helfen. Die Sonntagskost, die ich

daheim hatte, wollte ich meinem Vater vergüten, er hätte nichts genommen, er sagte, ich sei nach wie vor sein Kind, nur nicht so viel Späne brennen sollte ich in den Samstagnächten, wenn ich zu Hause wäre.

„Mein, so laß ihm die Freud', er hat sonst auch keine," sagte da die Mutter und war meine Fürbitterin.

Da wurde es mit mir anders. Im vorigen Capitel ist erzählt, wie ich in die Welt ging.

Der Abschied von meiner Mutter war hart, aber nach kurzer Zeit hatte sie es erfahren, daß mein Leben ein glücklicheres geworden.

Wie nun das Glück da war, so kam bald der Neid herangehumpelt — oder die Dummheit? Ein Gerücht ging in den Waldbergen: „Es wär' so weit schon recht mit dem Peter, aber wie's eben geht in der Stadt, vom christlichen Glauben wird er abfallen." Und bald hieß es weiter: „Saubere Geschichten das! Wird ihm auf einmal die ehrlich' Arbeit zu schwer und die rechtschaffen' Kost zu schlecht, geht in die Stadt und ißt Fleisch am Tag unserer lieben Frau und fällt ab vom Glauben."

Meine Mutter hatte zuerst gelacht, als sie das hörte, sie kannte ja ihr Kind. Dann kam ihr aber der Gedanke: Wenn's denn doch wäre! Wenn ihr liebes Kind denn doch auf Gott vergäße und verloren ginge!

Sie hatte keine Ruhe, sie ging und borgte Kleider aus von der blinden Jula, und borgte von einer gutherzigen Hausirerin drei Gulden und reiste — krank und hinfällig, an jeder Hand einen Stock — in die Hauptstadt. Sie wollte sich überzeugen, was Wahres war an der Leute Gerede. Sie fand ihr Kind als armen Studenten in schwarzem geschenkten Rock und mit zurückgekämmten Haaren. Das gefiel ihr schon nicht recht, doch gelang es, sie zu beruhigen. Aber sie sah in den zwei Tagen ihres Aufenthaltes in der Stadt überall das tolle, leichtsinnige Treiben, sah Außerachtlassung von alten, ihr ehrwürdigen Gebräuchen, und Spott über Dinge, die ihr heilig waren, und sie sagte zu mir: „Unter solchen Leuten wirst doch nicht bleiben können, Kind, sie thäten Dich zugrunde richten."

„Nein, Mutter," antwortete ich, „denken kann man was man will und gute Gedanken können die Leute nicht rauben."

Sie schwieg. Aber als sie zurückkam in die Waldberge und wieder das Gerede hörte, war sie gebrochener als je. —

Mit der Wirthschaft war es nun entschieden. Haus und Hof wurden veräußert, den Gläubigern überlassen; meine Geschwister verdingten sich an fremde Bauern. Den hilflosen Eltern wurde ein Häuschen angewiesen, das bisher zum Gute gehört hatte. Mein jüngster Bruder, der noch nicht im Stande

war, sich das Brot zu erwerben, und eine Schwester blieben bei ihnen und übten Pflege an der armen Mutter. Der Vater ging allweg über die Berge zu den Aerzten und verschrieb ihnen schier sein Leben, wenn sie jenes seiner Gattin retten könnten.

In dem Häuschen sah es armselig aus. Die Kranke duldete still. Ihr Augenlicht wollte sie verlassen, ihr Denkvermögen wollte sich auflösen. Der Tod klopfte in wiederholten Schlaganfällen an ihr Herz. Oft schien sie schwer zu leiden, aber sie schwieg; sie hatte nichts mehr mit der Welt — nur nach ihrem Gatten, nur nach ihren Kindern fragte sie. — Es war ein jahrelanges Sterben.

Ich habe sie in dieser Zeit oft besucht.

Sie erkannte mich kaum, wenn ich an ihrem Bette stand; dann sagte sie doch wieder wie im Traume: „Bist Du's, Peterl? Gott sei Lob und Dank, daß Du wieder da bist! Sie sollen Dir was kochen."

Im Hochsommer trugen wir sie einmal mitsammt dem Bette aus der dumpfen Stube in das Freie, daß sie noch einmal den Sonnenschein sehen sollte. Ich weiß nicht ob sie ihn sah, sie hielt das Auge offen und blickte die Sonne an, die Sehnerven schienen erstorben zu sein.

Da kamen plötzlich Tage, da sie umgewandelt war, Sie war heiter und verlangte immer in das Freie.

„Wirst mir doch wohl wieder gesund, Maria, und wir bleiben noch eine lange Weil' beisammen," sagte ihr Gatte.

„Ja," antwortete sie. —

Und jetzt war es vorüber, dieses reiche, arme Leben voll Liebe und Leid. —

Als ich endlich nach stundenlangem Wandern durch die Wälder des Alpsteigs das strohgedeckte Häuschen am Berghange sah, da war es wie ein bläulicher Schatten über Wald und Feld und Allem, und doch lag der Sonnentag darüber. Aus dem kleinen Rauchfange stieg ein grauer Hauch. — Ahnt sie's, daß ich komme, kocht sie mir meine Lieblingsspeise? Nein, fremde Leute bereiten ein Todtenmahl.

Mein Vater sah mich zuerst, er kam mir entgegen. „Mußt Dich in den Willen Gottes geben," sagte er und führte mich in das Haus. In der Vorlauben hinter der Bodenstiege lag sie aufgebahrt, arm und schmucklos.

Jetzt ging leise die Stubenthür auf, und Maria, die jüngste Schwester, trat heraus. Sogleich hub das Mädchen laut zu weinen an, als es den Bruder sah, von dem sie Alle so oft gesprochen, nach dem der Mutter letzter Blick gefragt, und der in der Ferne war, als sie das Auge schloß. Nun lag er da und weinte um ihre Lebenszeit.

Selbst ihre Kinder daheim hatten geschlafen in der Sterbenacht. Erst als das Morgenroth durch die Fensterchen leuchtete, ging der Vater zu ihnen in die Kammer und sagte: „Thut die Augen auf und schaut, über den Wechsel steigt schon die Sonne herauf und unsere liebe Frauen thut drin sitzen mit dem heiligen Christkind, und auf dem Schemel zu ihren Füßen sitzt eure Mutter und thut aus einem Rocken das himmlische Kleid spinnen."

Da wußten sie's gleich, es war die Mutter gestorben.

„Willst Du sie anschauen?" fragte mich jetzt die Schwester. Dann trat sie an das Haupt der Bahre und hob langsam das Leintuch.

Ich sah meine Mutter, noch auf ihrem erstarrten Antlitz lag das Heil. Die Last war weg von meinem Herzen, erleichtert und getröstet, als ob ich auf eine weiße Blume blickte, schaute ich die lieben Züge. Das war ja nicht mehr das arme, kranke, mühselige Weib, das war es von einem Strahle aus längst vergangenen Jugendtagen verklärte Angesicht. Sie lag da im Schlummer und war gesund. Sie lächelte ein wenig, wie sie gern that, wenn sie auf den lustigen Knaben blickte, der sich zu ihren Füßen umhertrollte. Die dunkeln, glänzenden Haare (sie hatte noch kein graues) waren ihr sorgsam gewunden, und guckten an den Schläfen etwas hervor aus dem braunen Kopftuche — wie sie's immer gern hatte, wenn sie an den Festtagen zur Kirche

ging. Die Hände hielt sie gefaltet über der Brust mit dem Rosenkranze und mit dem Wachsstocke. Als wie wenn sie eingeschlummert wäre in der Kirche am Pfingstsonntage bei dem freudenreichen Hochamte, so lag sie da und noch im Tode tröstete sie ihr Kind.

Aber an den rauhen Händen sah man's wohl, daß die Schlummernde durch ein mühevolles Leben geführt worden war.

Endlich fragte ich die leise weinende Schwester: „Wer hat ihr die Augen zugemacht?" —

In der Stube erschallten Hammerschläge. Der Schreiner zimmerte das letzte Haus.

Nun hüllte Maria das Leintuch wieder über das Haupt, so sanft, so sorglich, wie sie hundert- und hundertmal das Mütterlein zugedeckt hatte in der langen Zeit des Siechthums.

Dann trat ich in die kleine, warme Stube. Die ältere Schwester, die beiden Brüder, wovon der jüngere noch ein Knabe war, traten mir betrübt entgegen. Sie sagten kaum ein Wort, sie reichten mir die Hand, bis auf den Kleinen, der duckte sich im Ofenwinkel und man hörte sein Schluchzen. —

Der Zimmermann-Sepp hobelte gleichmüthig an dem bereits zusammengefügten Sarg und rauchte dabei eine Pfeife.

Später, als draußen schon die Schatten des Nachmittags gewachsen waren weit über die schnee-glitzernde Wiese hin, als in der Stube der Sepp

auf den Deckel des Sarges das schwarze Kreuz zeichnete, saß der Vater neben demselben und sagte leise: „Wie's Gott will. — Jetzt hat sie doch wieder ein eigenes Haus."

Am ersten Tage nach der Mutter Sterben war kein Feuer gemacht worden auf dem Herde der Hütte. Allmiteinander hatten sie vergessen, daß der Mensch zum Morgen, zum Mittag wohl eine warme Suppe ißt. Hingegen war auf dem Anger hinter dem Häuschen ein Feuer angezündet, um das Bettstroh zu verbrennen, auf welchem sie gestorben war. — Wie voreinstmal die Vorfahren ihre Wuotansfeuer haben entfacht, den theuren Verstorbenen der Göttin Hell, der Bergenden, emfehlend.

Ich hatte mich auf die Bank gesetzt und das Brüderchen zu mir emporgehoben. Der Kleine blickte völlig furchtsam zu mir auf, ich kam ihm fremd vor.

Seine Hand, die auch schon Schwielen hatte, hielt ich in der meinen. Dann bat ich den Vater, daß er etwas erzähle aus dem Leben unserer Mutter.

„Wartet ein wenig," antwortete der Vater und sah wie träumend der Zeichnung des Kreuzes zu. Endlich that er einen tiefen Athemzug und sagte: „So, jetzt wär's fertig. Wohl lang' hat ihr Kreuz und Leiden gedauert, aber das Leben ist kurz gewesen. Kinder, das sag' ich Euch, Jeder hat keine solche Mutter, wie die Eure ist gewesen. Für Dich, Peter, hätt' sie schier das Leben aufopfern müssen,

wie Du bist auf die Welt gekommen. So sind sie d'rauf gekommen nacheinander, die Freuden und Leiden, die Sorg und Noth! Und wie ich krank gewesen bin auf den Tod, und die Aerzte all gesagt haben, ich müßt' fort, es gäb' kein Mittel mehr, hat mein Weib die Hoffnung nicht aufgegeben, hat mich nicht verlassen. Tag und Nacht ist sie bei mir gewesen, hat auf ihren Schlaf vergessen und auf ihren Bissen Brot. Schier mit ihrem Athem hat sie mir das Leben eingegossen."

Die Stimme wollte ihm brechen, mit dem Rockärmel wischte er sich das Nasse aus den Augen.

„Was eine gute Wartung ist, das sollt' Eins nicht glauben," fuhr er fort, „gesund bin ich wieder worden. Wir haben fortgelebt in der Treu'; daß Du, Peter, in der Fremde Dein Glück hast gefunden, das ist Deiner Mutter größte Freud' gewesen. Wie sie krank und serbend ist gelegen viele Jahr, wie sie uns haben hinausgestoßen aus unserem Haus, wie das schlechte Gered' ist gewesen und wie wir doch das größte Vertrau' gehabt haben zu Euch Kindern, das wisset Ihr ja selber. Völlig dreißig Jahr sind wir beisammen gewesen im Ehestand. Allweg hab' ich gebetet, m i c h sollt' der lieb' Herrgott zuerst nehmen, jetzt hat er s i e doch noch lieber gehabt. — Müsset nicht so weinen, Kinder, Ihr seid Eurer Mutter beigestanden."

Weiter sprach er nicht.

Als der Sarg gezimmert war, legte der Vater Hobelspäne als Hauptkissen hinein. Er hatte immer die Gewohnheit gehabt, daß er nach gethaner Arbeit zu seinem Weibe ging und sagte: „Jetzt bin ich fertig.“ Als er nun die Hobelspäne zurecht geschichtet und auch die übrigen Vorbereitungen gethan hatte, ging er in die Vorlauben zur Bahre und sagte: „Jetzt bin ich fertig.“

Am späten Abend, als auf dem tiefdunklen, klaren Himmel der Halbmond stand und sein Dämmerlicht ergoß über die Wälder und schneeschimmernden Auen und über das Waldhäuschen, da winselte allfort der Schnee am Wege, da kamen aus Bauernhöfen und fernen Hütten Leute herbei. Wenn sie auf den Wegen, die sie gekommen, auch lauter heitere Gespräche miteinander geführt hatten, so wurden sie doch jetzt, da sie dem Häuschen nahten, schweigsam und man hörte nur das Knistern ihrer Tritte im Schnee.

In der kleinen Vorlauben, die durch das Lämplein matt beleuchtet war, kniete Jeder hin auf den kalten Lehmboden und betete still vor der Bahre, und besprengte sie dann mit Weihwasser. Hernach ging er in die Stube zu den Anderen, die da herumsaßen, Lieder sangen und geistlichen Betrachtungen oblagen. Sie waren Alle da, um die arme Häuslerin zur letzten Ruhestätte zu begleiten.

Ich hätte, wären die Leute nicht dagewesen, allfort an der Bahre stehen und die Mutter ansehen

mögen. Ich las in ihren Zügen meine Kindheit und meine Jugend. Ich meinte, noch einmal werde sich das klare Auge öffnen und mich anlächeln, noch einmal werde mir das Wort fließen von diesen Lippen, das in ihrer Liebfreude so weich und herzensreich war gewesen. Aber wie ich auch ihr lieber Sohn gewesen war, und wie lange ich noch stehen mochte bei ihr — sie schlief den ewigen Schlaf.

Ich ging in die niedere Küche, wo die Nachbarinnen das Todtenmahl kochten, ich suchte im Rauche herum die Geschwister, auf daß ich sie tröste.

Drin in der Stube war jetzt Alles mäuschenstill und in großer Spannung. Der alte Jäger Mathias, der ein braunes Hemd und einen weißen Bart trug, saß am Tische und erzählte eine Geschichte.

„Ist einmal ein Bauer gewesen," begann er, „und der hat ein Weib gehabt, gar ein armes, krankes Weib. Und einmal, an einem heiligen Ostermorgen, da ist ihm das Weib gestorben. Wie die Seel' von dem Leib abgeschieden ist gewesen, da ist sie dagestanden ganz mutterseelen allein in der finsteren Ewigkeit. Kein Engel hat wollen kommen und sie führen und weisen hinein in das himmlische Paradeis. Christi Auferstehung wird gefeiert im Himmel, hat es geheißen, und da hat kein Engel und kein Heiliger Zeit für die arme Seel', daß er sie thät' weisen. Die arme Seel' aber ist gewesen in unaus=

sprechlicher Angst, sie hat bedacht, daß sie ihrer Krankheit wegen schon lange in keine Kirchen hat kommen mögen. Und sie hat schon allweg die Teufel winseln und pfeifen gehört, und sie hat gemeint, jetzt ist sie verloren. O mein heiliger Schutzengel und Namenspatron! hat sie gerufen, kommt mir zu Hilf' in dieser Noth, sonst muß ich hinab in die Höllengluth! — Aber sie sind halt Alle beisammen gewesen im Himmel bei der Auferstehung Christi. Darauf ist das arme Weib schon zum Hinsinken gewesen ohne Trost und Beistand, aber auf einmal ist unsere liebe Frau gestanden an ihrer Seiten, gehüllt wohl in ein schneeweißes Kleid und in der Hand zur schönen Zier einen Kranz von Rosen. Sei gegrüßt und sei getröstet, Du armes Weib! hat sie lieblich gesagt zur abgeschiedenen Seel', Du bist eine fromme Dulderin gewesen all Deiner Tage lang, und an jedem Samstag mein hast Du gefastet mir zu Lieb, und das, was Dir dadurch übrig geblieben, hast Du den Armen gereicht, mir zu Lieb'. Das will ich Dir nimmer vergessen, und wenn mein lieber Sohn seine glorreiche Auferstehung feiert an diesem Tage, so will ich Deiner gedenken und Dich hinaufführen zu seinem goldenen Thron, und zu Deinem freudenreichen Platz im Rosengarten bei den Engelein, den ich bereitet habe Dir zu Lieb, und wo Du kannst warten auf Mann und Kinder. Und darauf hat unsere liebe Frau das arme Weib bei der Hand ge=

nommen und hinaufgeführt in den Himmel. — Deswegen sag' ich, ein Fasten und ein Almosen zu Ehren unserer lieben Frau ist gar ein gutes Werk."

So erzählte der Mathias im braunen Hemde.

„Auch unsere Waldbäuerin, die wir morgen bestatten, hat gern gefastet," sagte ein Weiblein, „und rechtschaffen gern gegeben."

Der Vater schluchzte vor Rührung. Der Gedanke, daß seine Gattin nun im Himmel sei, legte ein gar liebliches Licht in sein betrübtes Herz.

Die alte rußgebräunte Hängeuhr — das war dieselbe, welche seit dem fröhlichen Hochzeitstage des Waldbauers alle Stunden getreulich gezählt, die freudvollen und die leidvollen; welche die erste Stunde wies, als voreinst das Knäblein geboren wurde in der Sonntagsfrühe, welche nun nach vielen Jahren die sechste Stunde zeigte, als der Erlösungsengel durch die Stube zog und seinen Kuß der Dulderin auf die Stirne drückte — die Hängeuhr rückte ihren Zeiger jetzt gegen zwölf.

Und als so ein vergangenes Leben gemessen war, wie ein einziger Tag von Sonnenaufgang bis Niedergang — da sagte mein Vater: „Bub', geh' hinaus in den Stall und leg' Dich ein Stündlein auf's Stroh, daß Du ein wenig magst rasten. Wenn es Zeit ist, will ich Dich schon wecken."

Ich ging hinaus, that in der Lauben noch einen Blick auf die Bahre und trat dann in die freie,

kalte, sternenvolle Nacht. Die Mondessichel war hinter die Wälder gesunken; ihren letzten Strahl hatte sie noch durch die Thürfuge gleiten lassen auf das Bahrtuch — morgen, wenn sie wieder aufgeht, wird dieses arme Menschenwesen ja schon in der dunklen Erde sein.

So lag ich im Stalle auf dem Stroh, wo sonst meine Brüder schliefen. Neben mir, an Hängketten standen oder saßen die drei Rinder, und scharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. Es war eine dunstige Wärme in dem Stalle, und von der halbmorschen Decke tropfte es nieder auf mein Strohlager.

Voreinst — ja, da zitterten wohl auch die Tropfen nieder, die Thautropfen von den Bäumen, als dich die Mutter zur ersten Communion führte. Du hast ein neues Jöpplein an, und auf deinem Hut steckt ein frischer Rosmarin. Ueber dem Brustfleck am Halse schaut das schneeweiße Hemdchen heraus, und die Wangen sind rosenroth vor lauter Waschen. Die Mutter hat ein hellfarbiges Kleid, ein braunes Vortuch und eine schwarze, knappanliegende Joppe an. Das breite Halstuch ist von rother Seide und leuchtet wie Gluth und Flamme. Ein grünweißes Blumensträußchen wächst aus dem Busen hervor. Auf dem Haupte trägt sie eine hohe, kostbare Goldhaube, wie sie damals Sitte war im ganzen Lande; und an beiden Seiten der Stirne gucken die Locken hervor, schwarzglänzend wie die zwei großen Augensterne,

und zart und weich, wie die Wimpern an den Lidern. Die Wangen sind angehaucht von dem Morgenrothe, das Kinn ist weiß und lieblich gebogen. Die rothen Lippen lächeln ein wenig und grollen dabei, weil du gar so vorwitzig hüpfest, Kleiner, über die Steine und Baumwurzeln und dabei die Nägel aus den Schuhen trittst. — Aber in ihrer blühendsten Schöne hat noch kein Kind seine Mutter gesehen; und doch, wie ist es lustig, Knabe! Da glitzert es im Wald und leuchtet in den Lärchenbäumen, und da duftet das Blühen, und die Vöglein singen auf allen Wipfeln. Kindeszeit, Maienzeit! —

Dumpfe Schläge weckten mich aus meinem Traume. Ich fuhr empor. Jetzt legen sie die Mutter in den Sarg, jetzt hämmern sie den Deckel darauf. —

Ich stürzte aus dem Stalle und in das Haus. Da stand in der Lauben der weiße, schlanke, zugedeckte Sarg, und die mattflackernde Oellampe beleuchtete nur mehr das leere, öde Bahrbrett.

.... Ich hätte sie gern noch einmal gesehen.

Die Leute bereiteten die Trage. Der Vater kniete hinter der Thür und betete; die Schwestern weinten in ihre Schürzen und der kleine Bruder schluchzte sehr. Ach, er wollte das Weinen zurückhalten; hatte er doch gehört, für die Mutter sei es am besten so, und sie sei nun in der himmlischen Freude — er hatte ein bischen gelächelt dazu, aber nun, da sich

die Leute anschickten, die Mutter hinauszutragen und fort für alle Ewigkeit, war der Trost vergessen in dem kleinen, bedrängten Herzen.

Ich nahm das Brüderlein an der Hand, und wir gingen in die dunkle, hinterste Ecke der Stube, wo sonst Niemand war, wo nur die kranke Mutter gern gewesen. Dort setzten wir uns auf die Bank. Und dort saßen wir, während draußen Alles vorbereitet wurde, während sich die Leute zu Tische setzten und das Todtenmahl verzehrten.

Sie waren gekommen, um Leid zu tragen mit uns; jetzt aßen sie, jetzt lachten sie, und dann thaten sie wieder, wie's der Gebrauch erfordert, und sie freuten sich schier, daß wieder einmal Eines gestorben war, und ihnen Abwechslung in das alltägliche Leben brachte.

Plötzlich wurden draußen laute Worte gesprochen: „Wo ist der Ueberthan? Wir finden den Ueberthan nicht!"

Der Ueberthan ist ein dünnes Leinengewebe, welches als ein Schleier über den Sarg gehüllt wird, und nach dem Glauben des Volkes am jüngsten Tage dem Auferstehenden als Ueberkleid dient.

Der Vater wurde durch den Ruf von seinem Gebete aufgeschreckt; jetzt torkelte er herum und suchte die Leinwand in seinem Kasten, auf den Wandstellen und in allen Winkeln. Er hatte sie ja gestern nach Hause gebracht, und jetzt war sie nirgends zu finden.

Er wußte auch nicht, wo ihm der Kopf stand — jetzt sollte er sorgen, daß Alle zum Mahle kämen, jetzt sollte er sich umkleiden zum Kirchgange, jetzt sollte er seine Kinder beruhigen, jetzt sollte er eine frische Kerze auftreiben, weil die alte schon auf den Grund gebrannt war und die Leute in das Finstere zu kommen drohten, jetzt sollte er gar in den Stall gehen und die Rinder füttern für den ganzen Tag, da Niemand daheim sein würde — und jetzt sollte er sagen, wo er gestern in seiner Wirrniß den Ueberthan hingelegt hatte. — Und in den nächsten Minuten tragen sie sein Weib aus dem Hause.

Alles kam in Aufregung. „So hat der Alte keinen Ueberthan," murrten sie, „das hat man auch noch nicht gesehen, daß eine Todtentruhen nackt und bloß davongetragen wird, aber bei der armen Waldbäuerin muß es wahr sein: elend gelebt und elend gestorben!"

Auch die beiden Schwestern huben zu suchen an und Maria rief klagend: „Jesus mein, ohne Ueberthan darf mir meine Mutter nicht begraben werden! da muß sie noch liegen bleiben daheim und ich gebe mein Kresengeld (Pathengeschenk) und kaufe ihr das letzte Kleid. Wer hat die Leinwand weggethan? O Gott, jetzt wollen sie ihr das Allerletzt' auch noch versagen!"

Ich suchte das Mädchen zu beruhigen, und wir würden im Dorfe draußen schon eine Leinwand be-

kommen, und wenn nicht, so ruhe sie auch unter bloßem Tannenholz in Frieden.

„Du kannst so reden!“ rief sie, „hat Dir die Mutter seiner Tage nicht auch die Kleider gekauft von ihren blutig ersparten Kreuzern? Und jetzt soll sie auferstehen am jüngsten Tag in ihrem armen Gewande, wo alle Anderen ein weißes Kleid tragen!“ In ein lautes Weinen brach sie aus.

Aber bald darauf war ein Aufathmen unter den Leuten, der Ueberthan hatte sich gefunden.

Und als gegessen war — wir genossen keinen Bissen — und als Alles bereitet war, da machten sie die Thür auf in die Vorlauben hinaus, und knieten nieder vor dem Sarg und beteten laut die fünf Wunden Christi.

Dann stellten zwei Männer den Sarg auf die Trage und huben ihn auf, und trugen ihn aus der armen Menschenwohnung im Walde, und davon über die Heiden und durch hohe Wälder.

Und ringsum war die Winternacht, und über Alles lag der Sternenhimmel.

Noch einen Blick auf das leere Bahrbrett, dann zog ich rasch meinen kleinen Bruder mit mir fort, und Vater und Schwestern eilten auch nach, und der ältere Bruder verschloß die Thür, und nun lag die Waldhütte da in der Dunkelheit und in der tiefsten Stille. Das Leben war fort, der Tod war fort — eine größere Einsamkeit kann nicht mehr sein.

Man hörte das Summen des betenden Leichenzuges, man sah das Flimmern der wenigen Laternen zwischen den Baumstämmen. Die Träger gingen mit schnellem Schritte, die Beter konnten schier nicht nachkommen auf dem holperigen Schneepfade. Ich war mit dem kleinen Bruder weit zurückgeblieben, der Knabe konnte so schnell nicht vorwärts. — Im Leben hätte uns die Mutter nie so zurückgelassen, da hätte sie gewartet, ein wenig lächelnd und ein wenig grollend, und den Kleinen an der Hand geführt. Jetzt verlangte ihr schon nach der Rast in der Erde.

Vor dem Pfarrdorfe am Wege steht ein hohes Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Hier setzten sie nach stundenlangem Wallen vom Gebirge her den Sarg zu Boden und warteten auf den Arzt, der aus dem Dorfe kam zur Todtenbeschau. Als wir zwei Zurückgebliebenen nachkamen, da war der Sargdeckel bereits wieder festgehämmert. —

Im Dämmerlichte der Morgenröthe zogen sie zur Pfarrkirche ein.

Die Glocken klangen hell zusammen. Mitten in der dunklen Kirche war ein hoher Sarkophag aufgerichtet, es strahlten Lichter und es begann ein feierlicher Trauergottesdienst. Der Pfarrer des Ortes, ein alter, blinder Mann mit schneeweißen Haaren, eine ehrwürdige Gestalt, umgeben von Priestern in reichem Ornat, hielt das Requiem.

Seine Stimme war hell und feierlich, ein Sängerchor antwortete und Trompeten und Posaunen tönten durch die Kirche.

Ich sah den Vater an, er mich, wir wußten nicht, wer das Alles so angeordnet hatte. Heute weiß ich, daß es meine Freunde in Krieglach gewesen, die uns den schönen Liebesdienst gethan haben.

Als der Trauergottesdienst vorüber war, wurde der Sarkophag weggeräumt, wurden am Hochaltare alle Festkerzen angezündet und drei Priester, nicht mehr in Farben der Trauer, sondern in rosigem, golddurchwirktem Meßgewande traten an die Stufen des Altares, und es wurde ein feierliches Hochamt mit hellem Glockenschall und fröhlichem Musikklange aufgeführt. „Weil Sie erlöst ist von dem Leide," sagte ich zu dem Knaben.

Endlich schwankte der Sarg reich geziert von der Pfarrkirche, in welcher die Waldbäuerin voreinst getauft und getraut worden war, dem Friedhofe zu. Die Priester und der Sängerchor sangen das Requiem, die Glocken klangen über das Dorf weit hin in die Wälder und die Kerzen flackerten im Sonnenschein. Ein langer Zug von Menschen bewegte sich durch die breite Dorfgasse. Wir gingen hinter dem Sarge, hielten brennende Kerzen in den Händen und beteten.

Draußen zwischen den Aeckern und Wiesen auf einer sanften Anhöhe liegt der Friedhof. Er ist nicht

klein, denn die Pfarre erstreckt sich weit hin über Berg und Thal. Er ist eingefriedet mit einem Bretterzaun, viele Kreuze von Holz und verrostetem Eisen stehen darin, und mitten ragt das Bildniß des gekreuzigten Erlösers.

Vor diesem Bilde, zur rechten Hand, war das tiefe Grab — gerade an derselben Stelle, wo sie vor Jahren die zwei verstorbenen Kinder der Waldbäuerin gebettet hatten. Zwei frische Erdhügel lagen am Grabe geschichtet.

Hier ließen die Träger den Sarg zu Boden und entkleideten ihn aller Zier und arm, wie er gekommen war aus der Waldhütte, rollte er hinab in die Grube.

„Heut' ist's an Dir, morgen ist's an mir; so bin ich schon zufrieden," murmelte mein Vater und der Priester sagte: „Sie ruhe im Herrn!"

Dann warfen sie Erdschollen hinab und gingen davon. Gingen dem Wirthshause zu, genossen Wein und Brot und redeten von täglichen Dingen. — Als die zwölfte Stunde war und nach der Sitte die Kirchenglocken noch einmal anhuben zu läuten, der Bestatteten zum letzten Gruß, machten sich die Waldbewohner auf den Weg gegen ihr Hochthal.

Wir Zusammengehörigen saßen noch eine Weile beisammen und sprachen traurig von der Zeit, die nun kommen mußte und wie sie einzurichten sei. Dann nahmen wir Abschied, Vater und Geschwister gingen heim in die Waldhütte.

Mich hat ein Freund in Krieglach zu seinem Tisch geladen, hat einen Becher mit Schaumwein gehoben und das Wort gesagt: „Die Todten sollen leben!"

Sie leben in unserem Herzen.

In der letzten Stunde vor der Abreise nach der Stadt ging ich durch ein Nebengäßchen auf den Friedhof. Das Grab war noch offen und einsam stand unten der weiße Sarg. — Die Sonne Deines letzten Tages geht jetzt unter, und dereinst werden die Zeiten nimmer zu messen sein, vor denen Du das irdische Licht hast gesehen.

Die Erde rollte hinab, und über den Bergen der Waldheimat lag ein fremder Schatten.



Meine Lebensbeschreibung.





Meine Lebensbeschreibung.

Und somit, mein lieber Leser, hätte ich geglaubt, daß über mich und mein bisheriges Leben genug und mehr als genug gesprochen worden sei. Daß es übrigens nicht aus Selbstgefälligkeit geschah, sondern aus uneindämmbarem Naturtrieb, das muß dem Buch anzumerken sein. Nun wünschen meine Freunde noch die Beifügung der vor vier Jahren verfaßten rein sachlichen Selbstbiographie.

Keiner, über welchen sonst muthmaßlich Andere schreiben und erzählen würden, soll sich weigern, durch eine Selbstbiographie etwaigen Unrichtigkeiten und willkürlichen Auslegungen zuvorzukommen. Am Ende weiß es doch Jeder selbst am besten, was es mit ihm ist. Nur Ehrlichkeit! Ich biete hier meine Geschichte mit den entsprechenden Ergänzungen der letzten Jahre. Das unbedeutende, aber in sich nicht arme Menschenleben, welches bisher in einer Reihe

von dichterischen Bildern an uns vorübergezogen ist, sei hier kurz und zusammenhängend erzählt, so ehrlich und offen und selbstlos, als es sein kann.

Als ich mich auf dieser Erde fand, war ich ein Knabe auf einem schönen Berge, wo es grüne Matten gab und viele Wälder, und wo, so weit das Auge trug, andere Berge standen, die ich damals aber noch kaum angeschaut haben werde. Ich lebte mit Vater und Mutter und etlichen Knechten und Mägden in einem alten, hölzernen Hause und es gab in Hof und Stall, auf Feld und Wiese und im Walde immer alle Hände voll zu thun, und das Arbeiten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war etwas ganz Selbstverständliches, sogar schon bei mir; und wenn ich auf dem Anger mit Steinchen, Erde, Holzstückchen u. s. w. spielte, so hatte ich immer Angst, des Vaters kernige Stimme würde mich jetzt und jetzt zu einer Arbeit rufen. Ich habe das Spiel mit Hast getrieben, um es noch vor der Arbeit zu Rande zu bringen, und ich habe die Arbeit mit Hast vollbracht, um wieder zum Spiele zu kommen. Und so hat sich eine gewisse Eilfertigkeit in mein Wesen eingewachsen, der — war es im Studium oder im Schaffen — die Geduld und Bedächtigkeit nicht immer die rechte Wage hielt.

Mein Geburtsjahr ist 1843. Den Geburtstag — 31. Juli — habe ich mir erst später aus dem Pfarrbuche zu Krieglach heraussuchen lassen, denn bei uns

daheim wurde nur mein Namenstag, Petri Kettenfeier, am 1. August, und zwar allemal dadurch gefeiert, daß mir meine Mutter an diesem Tage einen Eierkuchen buk.

Unsere kleine Gemeinde, die aus 18 bis 20 auf Höhen und in Engthälern zerstreuten Bauernhäusern bestand, hieß Alpel, oder, wie wir sagten: die Alpe; sie war von großen Wäldern umgeben und durch solche stundenlange Wälder auch getrennt von unserem Pfarrdorfe Krieglach, wo die Kirche und der Friedhof standen. Mitten in diesen schwarzen Fichtenwäldern, unweit von anderen kleinen Gehöften, die zerstreut lagen und in denen es genau so zuging wie bei uns, lag denn meine Heimat mit den freundlichen, sonnigen Hochmatten, Wiesen und Feldlehnen, auf denen das Wenige kümmerlich wuchs, was wir zum Leben brauchten.

Krieglach liegt im Mürzthale, an der Südbahn, die damals schon eröffnet war. Wir waren nur drei Stunden von dieser Hauptverkehrsstraße entfernt, trotzdem aber durch die Wälder und schlechten Wege, und besonders durch unsere Unbeweglichkeit fast ganz von der Welt abgeschlossen.

Mein Heimatshaus hieß: beim Klupenegger. Mein Vater war auch in demselben geboren, ebenso sein Vater und Großvater; dann verliert sich der Stammbaum. Die Geschwister meines Vaters waren als Hausbesitzer oder Dienstboten in der Gegend zer-

streut. Meine Mutter war die Tochter eines Kohlenbrenners, der von der Fremde zugewandert sein mußte, denn er konnte den Bücherdruck lesen, was in Alpel zu jener Zeit etwas Außerordentliches war. Er ertheilte neben seinem Gewerbe auch Unterricht im Lesen, aber es sollen wenig Lernbegierige zu einer Hütte gekommen sein. Seine Tochter — die nachmals meine Mutter geworden — hatte die Kunst in unser Haus mitgebracht. Die Geschwister meiner Mutter lebten als Holzleute und Köhler in den Wäldern.

Ich mochte fünf Jahre alt gewesen sein, als in Alpel die Mär ging, man höre auf unseren hohen Bergen die Kanonenschüsse der Revolution in Wien. Das war nun wohl nicht möglich, doch aber ein Beweis, wie die Beunruhigung auch in unsere stille Gegend gedrungen war. Was die Befreiung von Zehent und Abgaben, von Robot und Unterthänigkeit bei meinen Landsleuten für einen Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; wahrscheinlich nicht den besten, denn sie waren sehr vom Althergebrachten befangen. Mir kleinem Jungen aber hatte die Revolution etwas Gutes gebracht.

In einer Nachbarspfarre jenseits unserer oberländischen Grenze geriethen der Pfarrer und der Schulmeister in Streit, der Neuerungen wegen. Der Schulmeister hielt es so ein wenig mit den Revolutionären; als aber das Jahr 1849 kam, war der

Pfarrer auf einmal wieder obenauf und verjagte den Schullehrer mit Verweigerung eines entsprechenden Zeugnisses. Nun war der Schulmann ein Bettelmann und kam als solcher auch in unsere Gemeinde Alpel. In dieser befanden sich ein paar Bauern, die dem zelotischen Pfarrer nicht grün waren und ihm zu Trotz den Schulmeister aufnahmen. Der Schulmeister — sein Name war Michel Patterer — ging umher und lehrte den Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen. Er bekam dafür das Essen und Tabaksgeld. Die Kinder folgten ihm von Haus zu Haus und unter ihnen war auch ich. Endlich wurde ihm ein bestimmtes Wohnhäuschen angewiesen, wo er im Jahre 1857 gestorben ist.

Mein Schulbesuch war aber ein sehr mangelhafter; da war's die größere Entfernung, oder ich wurde zu häuslichen Arbeiten — besonders zum Schafe- und Rinderhüten, oder als Botengeher, oder zum Futterschütten in der Mahdzeit, oder zum Garbentragen im Schnitt, oder zum Ochsenführen bei Fuhrwerken, oder zum Furchenaushauen beim Ackern — verwendet; dann wieder war's der ungestüme Winter, oder meine körperliche Schwächlichkeit und Kränklichkeit, die mich am Schulgehen hinderten. Ich als der Aelteste unter meinen Geschwistern — wovon nach und nach an die sieben kamen — war das Muttersöhnchen und bei meiner Mutter fand ich bisweilen sogar ein wenig Schutz, wenn ich mich der

Schule entschlagen wollte; denn die Schule war mir im Grunde recht zuwider, weil ich erstens das viele Rechnen haßte und zweitens die Buben, die mich gern hänselten, weil ich meine besonderen Wege ging und mich zu ihnen nicht schicken wollte. Indeß, einen oder zwei Kameraden hatte ich immer, an denen ich hing, und mit denen ich auch die Knabenwildheit redlich durchgemacht habe.

Noch bei Lebzeiten des alten Schulmeisters war die Rede gewesen, ich „thäte leicht lernen", hätte den Kopf voll von allerlei fremdartigen Dingen, ich sollte studiren. Unter Studiren verstand man gar nichts Anderes, als nach Graz in's Seminar und später in's Priesterhaus gehen. Und es war richtig, ich war der passionirteste Kirchengeher und aufmerksamste Predigthörer, als welcher ich das erste Hochdeutsch vernahm, denn wir sprachen alle miteinander das „Bäurische", nämlich die sehr alterthümliche Mundart der „Jackelländer", die vor Jahrhunderten aus dem Schwabenlande in unsere Gegend eingewandert sein sollen. Das Hochdeutsch des Predigers — so schlicht es von heimischen Landeskindern auch vorgetragen wurde — war wohl von den Wenigsten verstanden; für mich hingegen hatten die Kanzelreden einen großen Reiz, ich ahmte sie nach. Ich hielt, wo ich allein ging und stand, laute Predigten aus dem Stegreif, ich ging auf Suche nach geistlichen Büchern, schleppte sie — wenn ich dazu die Erlaubniß hatte — in mein Vater-

haus zusammen, las dort die halben Nächte lang laut im Predigerton, auch wenn mir kein Mensch zuhörte, und trieb allerhand mystische Phantastereien.

Also führte mich meine Mutter zu Geistlichen umher und bat um Rath, wie ich denn in die „Studie" zu bringen wäre, „daß es nichts thät' kosten". Denn durch Unglücksfälle, Wetterschäden, Feuer, Krankheiten waren wir verarmt. Aber die geistlichen Herren sagten, wenn kein Geld da wäre, so könnten sie keinen Rath geben. Nur Einer war, der Dechant von Birkfeld, welcher sich erbötig machte, mich selbst im Latein zu unterrichten und später für mein Fortkommen was thun zu wollen. Ich wurde also nach Birkfeld zu einem Bauer gebracht, wo ich die Pflege genießen und die vierclassige Marktschule, sowie den zugesagten Lateinunterricht des Dechants besuchen sollte. Allein einerseits die rohen Jungen meines Quartierherren, andererseits das Heimweh nach Vater und Mutter setzten mir so sehr zu, daß ich schon nach drei Tagen bei Nacht und Nebel aufbrach und den fünf Stunden langen Alpen- und Waldweg bis zu meinem Vaterhause zurücklegte. In jenen Tagen ist mein Heimweh geboren worden, das mich seither nicht verließ, auf kleineren Touren wie auf größeren Reisen in Stadt und Land mein beständiger Begleiter war und eine Quelle meiner Leiden geworden ist. Es war dasselbe Gefühl, welches mich später zu Weib und Kind zog und

immer wieder zurück nach den heimatlichen Bergen, als ihre steilen Hänge, ihre herbe Luft meiner schwachen Gesundheit längst schädlich und gefährlich zu werden begannen.

Nun, von Birkfeld zurückgekehrt, war ich entschlossen, mich dem Stande meiner Väter zu widmen. Indeß aber steigerte sich meine Neigung zu Büchern. In Krieglach lebte eine alte Frau, welche die Hoffnung auf mein Weiterkommen nicht aufgab und mir ihre Bücherschränke zur Verfügung stellte. Da fand ich Gedichte, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Kalender. Besonders die illustrirten Volkskalender regten mich an. In einem solchen fand ich eine Dorfgeschichte von August Silberstein, deren frischer, mir damals ganz neuer Ton, und deren mir näher liegender Gegenstand mich zur Nachahmung reizte. Ich war damals etwa fünfzehn Jahre alt. Ich versuchte nun auch, Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein, meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich holte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb nun selbst Kalender, die ich auch eigenhändig illustrirte, Gedichte, Dramen, Reisebeschreibungen aus Ländern, in denen ich nie war, Alles nach alten Mustern. Erst sehr spät kam ich darauf, daß man aus dem uns zunächst umgebenden Leben die besten Stoffe holt.

Wir hatten uns noch einmal angestrengt, daß ich in eine geistliche Anstalt käme, aber vergebens.

Von jenen Herren, die später wiederholt das Bedauern ausdrückten, daß ich keiner der Ihren wäre, hat mir die Hand nicht Einer gereicht. Und ich glaube, es ist gut so. Denn schon meine Weltanschauung von damals hätte im Grunde nicht mit der ihren harmonirt. Ich war mit ganzer Seele Christ. Vor mir stand der katholische Cultus groß und schön; aber meine Ideale gingen andere Wege, als die sind, auf denen ich heute die Priesterschaft wandeln sehe.

Durch das Wanken und Wähnen, was ich denn werden solle, war mir endlich alle Lust zum Bauernstande abhanden gekommen. Meine Körperconstitution war auch nicht dazu geeignet, und so trat ich im Sommer 1860 bei dem Schneidermeister Ignatz Orthofer zu Kathrein am Hauenstein in die Lehre. Bei demselben verblieb ich fast fünf Jahre und wanderte mit ihm von Haus zu Haus, um den Bauern die Kleider zu machen. Ich habe in verschiedenen Gegenden, im cultivirten Mürzthale wie im verlassenen Fischbacher Walde und im sogenannten „Jackelland" in mehr als 60 Häusern gearbeitet und diese Zeit und Gelegenheit war meine Hochschule, in welcher ich das Bauernvolk so recht kennen lernen konnte.

Nicht unerwähnt mag ich das Verhältniß lassen, in welchem ich damals zur Familie Haselgraber in Kathrein am Hauenstein stand. Der alte Hasel=

graber betrieb nebst einer kleinen Bauernwirthschaft und verschiedenen Gewerben auch eine Krämerei und stand also im Verkehr mit der Welt. In seinem Hause, in welchem ich wie daheim war, fand ich Bücher und Zeitungen, vor Allem aber an Haselgraber's Söhnen und Töchtern gute Freunde, die wie ich ein Interesse an Büchern und geistiger Anregung hatten, denen ich auch meine Dichtungen zu lesen gab, theilweise sie ihnen widmete, und mit denen ich in langjährigem freundschaftlichsten Verkehr stand.

Die Erinnerung an diese guten Menschen, die heute theils begraben, theils in der weiten Welt zerstreut sind, weckt jetzt noch das Gefühl der Dankbarkeit und Wehmuth in meinem Herzen.

Ich hatte in meiner Jugend das Glück, mit meist guten Menschen zusammenzukommen; darunter vor Allem zu nennen meine Mutter, meinen Vater und meinen Lehrmeister. Meine Mutter war die Güte, die Aufrichtigkeit, die Wohlthätigkeit, die Arbeitsamkeit selbst. Mein Vater voll herzlicher Einfalt, Redlichkeit, Duldung und echter Religiosität. Mein Lehrmeister war ein fleißiger Handwerker, der auf sein Gewerbe was hielt und mich mit milder Hand zur Arbeitsamkeit leitete. Für sein Leben gern wollte er einen tüchtigen Schneidermeister aus mir machen, aber er mag wohl früh geahnt haben, daß seiner Liebe Müh' vergeblich sein werde. Trotzdem hat er

mit herzlicher Neigung zu mir gehalten, bis ich ihm davonging.

Ich hatte nie das Bestreben, von meinem Handwerke fortzugehen, obwohl ich mit meinen Leistungen nicht recht zufrieden sein konnte. Mich hat nämlich schon seit meiner Kindheit her eine wunderliche Idee geleitet, oder eigentlich mißleitet. Sie entsprang wohl aus meiner Kränklichkeit und war geeignet, einerseits mich zu verkümmern, andererseits mich zu erhalten. Mir war nämlich in allen meinen Zeiten zu Muthe, daß mein Leben nur noch ein kurzes sein werde, und daher das Streben nach einer besseren Stellung zwecklos. So habe ich stets in einer gewissen, traumhaften Leichtsinnigkeit hingelebt, mit jedem nächsten Jahre den Tod, ja, mit jedem sich anmeldenden Unwohlsein resignirt das Ende erwartend. Der Weg, den ich machte, war demnach weniger ein Werk der Absicht, als des Zufalls.

Auch während meiner Schneiderzeit hatte ich allerlei gedichtet und geschrieben, und durch Lobsprüche und Rathschläge veranlaßt, schickte ich eines Tages eine Auswahl von Gedichten nach Graz an das Journal: „Die Tagespost“. Ich war lüstern, einmal zu sehen, wie sich meine Poesien gedruckt ausnähmen. Der Redacteur des Blattes, Dr. Svoboda, veröffentlichte richtig Einiges, war übrigens aber der Ansicht, daß mir das Lernen wohlthätiger wäre, als das Gedrucktwerden. Er suchte mir durch einen warm

und zweckmäßig geschriebenen Aufsatz Gönner, welche mich vom Gebirge ziehen und mir Gelegenheit zur weiteren Ausbildung bieten möchten. Da war es vor Allem der Großindustrielle Peter Reininghaus in Graz, der mir allsogleich Bücher schickte und mich materiell unterstützte, dann der Buchhändler Giontini in Laibach, welcher sich bereit erklärte, mich in sein Geschäft zu nehmen. Nun verließ ich völlig planlos, nur vom Drange beseelt, die Welt zu sehen, mein Handwerk und meine Heimat, fuhr nach Laibach, wo ich einige Tage deutsche, slovenische und italienische Bücher hin- und herschob, dann aber, von Heimweh erfaßt, fast fluchtartig nach Steiermark zurückkehrte.

Ich habe mir den Vorwurf zu machen, Wohlthätern gegenüber meine Dankbarkeit — trotzdem ich sie tief empfand — nicht immer genügend zum Ausdruck gebracht zu haben; so war's auch bei Giontini; das plötzliche Verlassen meiner neuen Stellung sah nichts weniger als dankbar aus. Trotzdem hat Herr Giontini mir das Ding nicht übel genommen, sondern seine Wohlgesinnung mir in manchem Schreiben bewiesen und bis zu seinem Tode erhalten.

Meine Absicht war, nun nach Alpel zurückzukehren, dort wieder Bücher zu lesen und zu schreiben und die weite Welt — Welt sein zu lassen. Allein in Graz, das ich auf der Rückfahrt berührte, ließ mich Dr. Svoboda nicht mehr fort. Nun begann dieser Mann, dem ich meine Lebenswende und so

vieles Andere verdanke, neuerdings thatkräftig in mein Leben einzugreifen. Er suchte mir Freunde, Lehrer und eine Anstalt, an der ich mich ausbilden sollte. Die Landes-Institute — aus denen später mancher Tadel laut wurde, daß es mir an classischer, an akademischer Bildung fehle — diese Institute blieben damals vornehm verschlossen; eine Privatanstalt war es, und zwar die Akademie für Handel und Industrie in Graz, die mich aufnahm, deren tüchtige Leiter und Lehrer den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen in Arbeit und geistige Pflege nahmen.

Schon in den ersten Tagen meines Grazer Lebens bot mir der pensionirte Finanzrath Frühauf in seiner Wohnung Unterstand und Pflege gegen ein lächerlich billiges Entgeld. Reininghaus ist nicht müde geworden, mit Rath und That mir beizustehen. In seinem Hause erlebte ich manche Freude, und an seiner Familie sah ich ein herrliches Vorbild deutscher Häuslichkeit. Später nahm mich der Director der Akademie für Handel und Industrie, Herr Franz Dawidowsky, in sein Erziehungsinstitut für Studirende der Handelsakademie, wo ich unter dem Deckmantel eines Haussecretärs ein heiteres Heim genoß. Drei Jahre war ich im Hause dieses vortrefflichen Mannes, den ich wie einen Vater liebte und dessen nobler Charakter günstig auf meine etwas bäuerliche Engherzigkeit wirkte. Gleichzeitig lernte ich an

den Institutszöglingen, es waren Deutsche, Italiener, Engländer, Serben, Ungarn, Polen u. s. w. — verschiedenerlei Menschen kennen, und so ging der Erfahrungszuwachs gleichen Schrittes mit den theoretischen Studien vorwärts.

Meine weit jüngeren Studiencollegen waren zumeist rücksichtsvoll gegen mich, doch, wie ich früher das Gefühl gehabt, daß ich nicht recht zu den Bauernjungen passe, so war es mir jetzt, daß ich auch nicht zu den Söhnen der Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten gehöre. Indeß schloß ich Freundschaft mit einem Realschüler, später Bergakademiker, mit einem echten oberländischen Bergsohn, Namens August Brunlechner. Wir verstanden uns, oder strebten wenigstens, uns zu verstehen; Beide Idealisten, Beide ein wenig sentimental, uns gegenseitig zu Vertrauten delicater Jugendabenteuer machend und dann wieder uns zu ernster Arbeit ermunternd, uns darin unterstützend — so hielten wir zusammen, und die alte Freundschaft währt heute noch fort.

Ferner finde ich in der Liste meiner damaligen Freunde und Gönner die Namen Falb (des bekannten Gelehrten und Reisenden, damaligen Religionsprofessors an der Handelsakademie, der mir die Aufnahme an dieser Anstalt vermittelt hat), ferner v. Rebenburg, Reicher, Oberanzmayr, Kleinoscheg, Födransperg, Grein, Friedrich, Steiner, Mayer u. s. w. Die damaligen Theaterdirectoren Kreibig und Czernitz

gaben mir freien Eintritt in ihre Kunstinstitute; freundlich zog man mich zu öffentlichen Vorlesungen, und so gedachte man meiner bei verschiedenen Gelegenheiten. Mir kann also nichts gefehlt haben.

Ich hatte aber noch gar nichts geleistet. Dr. Svoboda hat es eben verstanden, durch wiederholte warme Notizen, durch Veröffentlichung manches meiner Gedichte das Interesse des Publicums für mich warm zu erhalten.

Das Studiren kam mir nicht leicht an, ich hatte ein ungeübtes Gedächtniß und für kaufmännische Gegenstände eine Begriffsstützigkeit, wie man sie bei einem Poeten nicht besser verlangen kann. Doch arbeitete ich mit Fleiß und gelassener Ausdauer und nebenbei sehnte ich mich — nach Alpel. Die Südbahn schickte mir manche Freikarte, um mehrmals des Jahres dieses Alpel besuchen zu können.

Bemerken möchte ich den Umstand, daß ich trotz meines oft krampfhaften Anschmiegens an die engste Heimat doch stets, und wohl ganz unbewußt, von einem internationallen Geiste beseelt war, der aber allemal in die Brüche ging, so oft ich in Kriegszeiten die Volkshymne klingen hörte und die schwarzgelbe Fahne flattern sah. Es ist ja was Schönes um den Patriotismus, wenn man nur auch immer genau die Grenze sähe, wo er aufhört, eine Tugend zu sein.

Auch andere Dinge gab es, in welchen ich die Grenze zwischen Tugend und Fehler nicht immer

genau zu unterscheiden vermochte. So in Sachen der Rückhaltslosigkeit und Offenheit. Als Knabe hatte ich selbstverständlich gar keine Meinung, lächelte Jeden zustimmend an, der eine Meinung darthat und konnte mich des Tages von Mehreren, die verschiedene Ansichten vertraten, überzeugen lassen. Diese Unselbständigkeit dauerte ziemlich lange. Und später, als ich zu einer persönlichen und festen Ueberzeugung gekommen war, hatte ich lange nicht immer den Muth, dieselbe zu vertreten. Leuten, die oft ganz das Gegentheil von meiner Ansicht behaupteten, konnte ich in mir nicht zu nahe gehenden Dingen gleichgiltig beistimmen, erstens um nicht unhöflich zu sein, zweitens um mich nicht Rohheiten auszusetzen, mit denen der Brutale den weicher gearteten Gegner in jedem Falle schlägt.

Von diesem Fehler ging ich allmählich zu einer Tugend über, die aber auch mitunter wieder in einen Fehler auszuarten drohte. Ich wurde bei mir nahestehenden Personen und in mir naheliegenden Sachen die Rückhaltslosigkeit und Offenheit selbst. Ich war nicht mehr im Stande, anders zu reden, als was tief in mir lebte. So wurde ich oft rücksichtslos selbst gegen meine Freunde; es blutete mir das Herz, wenn ich merkte, daß ich ihnen wehe that, aber angeregt oder gereizt, mußte meine Meinung unverblümt über die Zunge. Es wäre gewiß eine löbliche Sache gewesen, gegen meinen Vater — der strengkirchliche

Ansichten hatte, und dessen Seelenruhe darin gelegen wäre, auch mich dafür zu bekehren — eine kirchlich-confessionelle Form zu heucheln; aber nein, ich konnte es nicht. Ich sagte ihm, wenn er mich anregte, offen meine Anschauung über den Unterschied zwischen Confession und Religion und habe den guten, herzensguten Mann wohl oft damit gekränkt.

So bin ich zu jenem Freimuthe gelangt, der dem Literaten wohl anstehen mag, dem Menschen im Verkehr mit Menschen aber nicht immer zur Zierde und zum Vortheile gereicht.

Ich bin schon frühe in den unverdienten Ruf eines liebenswürdigen Burschen gekommen; selbstverständlich hat sich von nun an dieser Ruf nicht mehr gesteigert, wodurch meine innere Festigung, Selbständigkeit und geistige Spannkraft allerdings nur gewonnen hat.

Indeß behaupte ich nicht, daß ich an einer einmal gefaßten Ansicht nun immer unumstößlich festgehalten hätte.

Ich dachte vor zehn Jahren in Vielem ganz anders, als vor zwanzig und denke heute anders, als vor einem Decennium. Ich habe mich einer wirklich überzeugenden Macht niemals verschlossen, habe mich im Laufe meiner Jahre, meiner Erfahrungen und Studien modificirt und mich im Leben, in der Geschichte und Philosophie so viel umgesehen, daß ich nur von Einem unumstößlich fest

überzeugt bin, nämlich von der Fehlbarkeit alles Glaubens und Wissens.

Also verrannen die Studienjahre und ich wußte nicht, was aus mir werden sollte. Im günstigsten Falle konnte mich ein Grazer Kaufmann in sein Comptoir nehmen und für diesen Fall kam mir der Gedanke, daß ich ohnehin nicht mehr lange leben werde, wirklich recht bequem.

Auf meinen Landausflügen war mir das Auge aufgegangen für etwas, was ich früher immer gesehen, aber niemals geschaut hatte, für die ländliche Natur und für die Landleute. Ich hatte allerdings schon als Kind — und zwar ganz unbewußt — ein Auge für die Landschaft. Wenn ich mich an die ersten Wanderungen mit Vater und Mutter zurückerinnere, so weiß ich nicht mehr, weshalb wir die Gänge machten, oder was dabei vorfiel oder gesprochen wurde, aber ich sehe noch den Felsen und den Bach und den Baumschlag und weiß, ob es Morgens war, oder Nachmittags. In dieser Zeit nun — gegen Ende der Studien an der Handelsakademie — kam mir Adalbert Stifter zur Hand. Ich nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sah die Natur im Stifter'schen Geiste. Es ist mir später schwer geworden, Nachahmung meines Lieblingsdichters zu vermeiden und dürften Spuren

davon in den älteren meiner Schriften wohl zu finden sein.

Den Landleuten gegenüber regte sich nun in mir ein lebhafter Drang, sie zu beobachten und sie wurden der Gegenstand meiner Dialektgedichte.

Zahlreiche Proben davon brachte ich meinem Dr. Svoboda. Seine Beurtheilung war nicht ohne Strenge; doch verstand er es, meinen oft herabgedrückten Muth allemal wieder zu wecken, was mir sehr noth that. Er verwies mich auf musterhafte Vorbilder; jedoch solche machten mich stets muthlos, während Leichteres, weniger Gelungenes — wenn es überhaupt in meiner Richtung lag — mich reizte und belebte, Besseres zu schaffen. Der Einfluß Dr. Svoboda's auf meine geistige Entwicklung ist ein großer, obgleich mir sein hoher ästhetischer Standpunkt lange Zeit unverständlich und kaum zu erreichen schien. Als er mir einst sagte, ich müsse ein in ganz Deutschland gelesener Schriftsteller werden, lachte ich ihm dreist in's Gesicht, aber er lehrte mich die Selbstzucht und die Selbstschätzung, den Ehrgeiz — damit hat er Manches erreicht.

Um jene Zeit suchte ich in Graz einen Verleger für ein Bändchen Gedichte in steierischer Mundart. Ich fand einen Einzigen, der sich bereit erklärte, das Büchlein herauszugeben, wenn mir Robert Hamerling dazu ein Vorwort schriebe. Schon einige Monate früher hatte ich die Kühnheit gehabt, mich

selbst bei Hamerling vorzustellen. Sein mildes Wesen und das Interesse, das er für mich zeigte, ermuthigten mich, ihm die Gedichte vorzulegen und dafür um ein Vorwort zu bitten. Und Robert Hamerling hat meinem „Zither und Hackbrett“, wie wir das Büchlein nannten, einen Begleitbrief mitgegeben, der mir für's Erste bei dem Verleger, Herrn Josef Pock in Graz, ein ganz anständiges Honorar eintrug. Diesem Vorworte ist es zu verdanken, daß die Kritik dem Büchlein ihre Aufmerksamkeit zuwandte und „Zither und Hackbrett“ hatte einen schönen Erfolg.

Robert Hamerling ist mir seit dieser ersten That ein treuer Freund geblieben. Sein schlichtes Wesen, seine gütige bescheidene Art, zu leiten und zu rathen, seine liebreichen Gesinnungen, seine von jeder Ueberschwenglichkeit freie, ich möchte sagen, classisch reine Weltanschauung war für meine Schriften, aber noch mehr für die Ausbildung meiner Denkungsart von wesentlichen Folgen. Dieser stets anregende, schöpferische Geist, dieser beruhigende versöhnende Charakter, dieses stille, aber entschiedene Hinstreben nach dem Schönen und Guten ist für mich in meinen verschiedenen Lebenslagen von unschätzbarem Werthe geworden.

Ein freundlicher Zufall wollte es, daß „Zither und Hackbrett“ gerade in den Tagen erschien (Juli 1869), als ich nach beendigten Studien die

Handelsakademie verließ, um nun — eine Stelle zu suchen. Dr. Svoboda jedoch sagte: „Jetzt suchen Sie keine Stelle, jetzt miethen Sie sich ein lichtes Zimmer und studiren und dichten, auch machen Sie Reisen, schauen die Welt an und schreiben darüber. Sie haben einen glücklichen Stil, werden Ihre Schriften in den Zeitungen abdrucken lassen, und dann als Bücher herausgeben. Das Land Steiermark wird Ihnen ein Stipendium verleihen und Sie werden Schriftsteller sein."

So ist es auch geworden. Schon für die nächsten Monate zog ich mich in meine Waldheimat zurück und schrieb ein neues Werk in steierischer Mundart: „Tannenharz und Fichtennadeln". (Die Dialektwerke sind der ausgewählten Ausgabe aus verschiedenen Gründen nicht einverleibt worden; doch war es nicht meine Absicht, dieselben zurückzusetzen; sie sind bei Leykam in Graz zu haben.) Diesem folgte bald das beschreibende Werkchen: „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande". Die Winterszeit verlebte ich in Graz, wieder bei meinem alten Finanzrath Frühauf, besuchte Vorlesungen an der Universität und trieb fleißig Privatstudien. Im Sommer reiste ich. Ich bereiste Steiermark, besonders das Oberland, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol.

Im Jahre 1870 machte ich eine Reise durch Mähren, Böhmen, Sachsen, Preußen bis auf die

Insel Rügen. Ging dann nach Hamburg, zur See nach den Niederlanden und fuhr rheinaufwärts bis in die Schweiz. Ich hatte vor, die Schweiz genau zu studiren, doch zog es mich mit solcher Macht nach der Steiermark zurück, daß mir der ausbrechende deutsch-französische Krieg eine willkommene Veranlassung war, den unter meinen Füßen brennend gewordenen Boden eiligst zu verlassen.

Zwei Jahre später bereiste ich Italien. Ich wollte auch nach Sicilien, doch hat mich in Neapel das Heimweh derart übermannt, daß ich umkehrte und bei Tag- und Nachtfahrten den kürzesten Weg nach Hause suchte. In den heimatlichen Thälern lag der frostige Herbstnebel, aber ich stieg auf die Berge, in den Sonnenschein hinauf und war glücklich. Die Alpenhöhen waren meine Lust. Ich ging stets allein und diesen Wanderungen verdanke ich hohe Genüsse.

Im Jahre 1870 von meiner Reise durch Deutschland heimgekehrt, fand ich auf meinem Tische eine Aufforderung des Pester Verlagsbuchhändlers Gustav Heckenast (mit welchem ich schon früher in Bezug auf seinen Freund Adalbert Stifter in Correspondenz gestanden), für seinen Verlag ein Buch zu schreiben. Das Buch war aber schon fertig und hieß: „Geschichten aus Steiermark". Heckenast ließ es sogleich drucken und ermunterte mich zu neuen literarischen Arbeiten. Ein Jahr später besuchte ich den fein-

gebildeten Weltmann auf seinem Landgut in Maróth. Er schloß sich freundlich an mich, ich mich innig an ihn, es entwickelte sich zwischen dem vornehm denkenden Kunstmäcen, dem verdienstvollen Begründer der ungarischen Literatur und dem noch etwas unsicher tappenden steirischen Poeten ein freundschaftliches Verhältniß, das bis zu Heckenast's Tode (1878) währte und, nebst vielfachen moralischen Vortheilen für mich, meine materielle Existenz als Schriftsteller begründet hat. Ich ließ bei Heckenast innerhalb von 8 Jahren nicht weniger als 14 Bände erscheinen, außerdem noch 6 Jahrgänge eines Volkskalenders: „Das neue Jahr", dessen Plan und Redaction er mir übertragen hatte. Zwei weitere Jahrgänge dieses Kalenders gab ich später beim Hofbuchhändler Hermann Manz in Wien heraus. Heckenast war es auch, der mir den Rath Dr. Svoboda's, alle meine Bücher früher in Zeitschriften zu veröffentlichen, wiederholte. Mir war das häufige Auftauchen meines gedruckten Namens fast peinlich, aber da ich sah, daß es auch bei Anderen so war, die vielleicht nicht so sehr auf den Ertrag der Waare angewiesen sein mochten, beruhigte ich mich und gewöhnte mich daran, wie sich das nachsichtsvolle Publicum daran gewöhnt hat.

In jenen Jahren kam mir gar nichts leichter an, als literarisches Schaffen, ja es war mir ein Bedürfniß geworden, Alles, was ich dachte und fühlte, niederzuschreiben. Jedem kleinen Erlebnisse entkeimte

ein Gedicht, jeder bedeutendere Vorfall drängte sich mir zu einer Novelle auf und ließ mir keine Ruhe, bis die Novelle geschrieben war. Selbst in nächtlichen Träumen webten sich mir Erzählungsstoffe. Es war wohl auch einmal eine Zeit, da ich auf Jagd nach Gedanken für Gedichte, oder nach Stoffen für Novelletten ausging; aber das war immer das Unersprießlichste. So auch taugten mir die Stoffe nicht, die ich in Büchern las oder erzählen hörte. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf ging, das zündete und entwickelte sich.

Häufig ist mir der Rath ertheilt worden, Wald und Dorf zu verlassen, meine Stoffe aus der großen Welt zu holen und durch philosophische Studien zu vertiefen. Ich habe das versucht, habe aus den Studien schöne Vortheile für meine Person gezogen, doch in meinen Bauerngeschichten haben sich die Spuren von Bücherstudien niemals gut ausgenommen. Nur der Geist der Toleranz und Resignation, den man aus der Geschichte der Menschen und ihrer Philosophie zieht, mag meinen Büchern zu statten kommen. Weiteres fand ich nicht anwendbar, ja, es irrte und verwirrte mich und verflachte mich, wo es Andere vertieft. Jedem ist es nicht gegeben. Mir ist es auch nicht gelungen, der sogenannten Welt genug Verständniß und Geschmack abzugewinnen; Vieles, worin die „gute Gesellschaft“ lebt und webt, kam

mir flach, leer, ja geradezu abgeschmackt vor. Und aus den gelehrten Büchern schreckte mich nur allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurück. Aus der Philosophie der modernen Naturgeschichte, so anregend dieselbe sonst auch wirken mag, ist für Poeten nicht viel zu holen, und wo ich mich mit meinen ländlichen Stoffen einmal dem Zeitgeist anbequemen wollte, da kamen jene Producte zu Stande, von denen mein literarisches Gewissen behauptet, sie wären besser ungeschrieben geblieben. Andere haben gerade auf diesem Felde Bedeutendes geleistet, aber ich, dessen Weltanschauung wenigstens in Grundstrichen schon gezogen war, als ich aus meinen bäuerlichen Kreisen trat, vermochte in der tausendstimmigen Claviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht mehr zu finden.

Es war mir auf solchen Wegen nicht wohl zu Muthe, ein tiefes Unbefriedigtsein begann ich zu fühlen, auch hier kam etwas wie Heimweh über mich, und so habe ich zu mir gesagt: Du kehrst zurück in jene große kleine Welt, aus der so Wenige zu berichten wissen, du erzählst nicht, was du studirt, sondern was du erfahren hast, du erzählst es nicht in ängstlicher Anlehnung an ästhetische Regeln, erzähle es einfach, frei und treu. Und diesen Charakter, meine ich, soll nun die Mehrzahl meiner Schriften tragen. Bei vielen habe ich scheinbar meine Person zum Mittelpunkt gemacht, eine Form, von der sich

freilich manche Beurtheiler täuschen ließen, indem sie vielleicht die starke Selbstgefälligkeit eines Autors betonten, der immer nur von sich selbst zu sprechen liebt.

Ich hatte darauf gebaut, daß die Leser in meinen betreffenden Erzählungen meine Person für den Stab am Weinstock halten würden. Was sich dran und drum rankt, das ist die Sache. Ich erzähle von Menschen, die ich kannte, von Verhältnissen, die zufällig auch die meinen waren, von Erfahrungen, die vor meinen Augen gemacht worden sind und deren Werth an ihnen selbst liegen muß. Meine Person darin läßt sich, wenn man will, in den meisten Fällen durch eine andere ersetzen. Ich selbst hätte vielleicht eine fremde Figur als Träger hingestellt, wenn ich Raffinement genug besäße, etwas, was ich persönlich erfahren oder was in mir entstanden, einem Anderen anzudichten. Die Unmittelbarkeit und Wahrheit hätte dadurch aber nicht gewonnen.

Wer sich nach einer Richtung hin concentrirt, der wird stets einer gewissen Einseitigkeit in Stoff und Stil verfallen und allmählich wird man ihm „Manierirtheit" zum Vorwurfe machen. Die Gefahr, manierirt zu werden, ist gerade bei solchen Autoren, die man Originale nennt, vorhanden; ich suchte mich vor ihr zu hüten, indem ich sie mir stets vor Augen hielt. Man nebelt wohl lange zwischen Extremen

herum, bis man zur Einsicht kommt, daß das Natürlichste das Beste ist.

Ich bin von der Kritik viel belobt worden. Besondere Anerkennung hat aber meine große Fruchtbarkeit gefunden; wo noch ein Weiteres gethan wurde, da stand von meiner „Ursprünglichkeit" und „Waldfrische" zu lesen. Glimpflicher ist wohl kaum Einer weggekommen, als ich, so daß mir nach Heckenast's Tode einer meiner Verleger ganz unwirsch schrieb: „Machen Sie doch, daß Sie endlich einmal ein Buch fertig bringen, welches ordentlich verrissen wird, sonst müßte ich für die Zukunft Ihre Manuscripte ablehnen." Und der Mann hat, als das nächste Buch die Recensenten auch wieder „so waldduftig und thaufrisch anmuthete", wirklich abgelehnt.

Allerdings haben confessionelle Fachblätter daran Aergerniß genommen, daß ich in meinen Schriften das allgemein Menschliche und Gute befürwortete, daß ich die Gebote Gottes höher stellte als die der Kirche, aber sie haben das genommene Aergerniß auch redlich wieder gegeben, und zwar durch die niedrige Art und Weise ihrer Angriffe. Aber auch andere Kreise und Stände haben sich zeitweilig von meiner rücksichtslosen Meinungsäußerung hart verletzt gefühlt. So mitunter die Officiere, die Advocaten, die Aerzte, die Lehrer, Studenten und Professoren, auch die Journalisten, Gewerbsleute und Geldmänner — Alle habe ich schon beleidigt, doch Viele haben mir der

ehrlichen Absicht willen nicht blos die Irrthümer, sondern auch die Wahrheiten endlich wieder verziehen. Wer aber nicht verzeihen kann, wer keinen anderen Standpunkt, als den eigenen gelten lassen will, das sind die confessionellen und politischen Parteien, die deshalb für den Dichter auch gar nicht existiren sollen.

Nach dem Eintritte in die städtischen Kreise, in die Welt, ist eine bemerkenswerthe Wandlung in mir vorgegangen. Ich war nämlich enttäuscht. Ich hatte dort eine durchschnittlich bessere Art von Menschen zu finden gehofft als im Bauernthume, stieß aber überall auf dieselben Schwächen, Zerfahrenheiten, Armseligkeiten, aber auf viel mehr Dünkel und falschen Schein. Und diesen geschulten und raffinirten Leuten konnte ich die Niedertracht viel weniger verzeihen als dem Bauer. Es begann in mir eine Art von Mißtrauen gegen die so laut gepriesene Bildung und Hochcultur aufzukommen. Ich wendete mich schon darum mit Vorliebe den Naturmenschen zu. Selbstverständlich bin ich der Rohheit auch im Bauernthume ausgewichen so gut es anging, und habe an ihm nur das Menschliche und Seelische in meinen Schriften zu fixiren gesucht. Das Elend, dem nicht zu helfen ist, kann kaum Gegenstand eines poetischen Werkes sein. Meine Schilderungen und meine Erzählungen aus dem Volksleben mögen sich hier und da scheinbar widersprechen; der Grund liegt darin, daß ich als

Schilderer meine Stoffe aus der Regel, als Novellist meine Stoffe aus den Ausnahmen gezogen habe. Im Ganzen glaube ich die Ausdehnung und Bedeutung meines Gebietes erfaßt zu haben und die enge Beschränkung meines Talentes zu erkennen. Jenen, die mich darum etwa bedauern, sei bemerkt, daß ich mich in dieser Beschränkung niemals beengt, sondern stets frei, reich und zufrieden gefühlt habe.

Was ich jedoch fortwährend vermißte, das ist die Schulung, der gründliche und systematische Unterricht in der Jugend. Das läßt sich nicht mehr nachholen. In den Lehrbüchern unbewandert, hat man oft das Einfachste und Naheliegendste für den Augenblick des Bedarfes nicht zur Stelle. Ein Beispiel aus der Grammatik: Ich kann über keine Declination und Conjugation, über keine Wortbezeichnung und über keinen Satzbau wissenschaftlich Rechenschaft geben. Ich habe z. B. das Wort Anekdote wohl schon dreihundertmal geschrieben und weiß es heute noch nicht auf den ersten Moment, ob man Anektode oder Anekdote schreibt. So fehlte mir auch jene gewisse, für schriftstellerische Arbeiten so vortheilhafte Routine, die aus allen Werken und Schriften rasch das Fördernde und Passende herauszufinden und zu verwerthen weiß; das Studium ging, ohne mir seine Form als Handhabe zu überlassen, allerdings bald in mein Blut über, so daß mitunter Manches, was ich aus mir selbst zu schöpfen glaubte, fremden

Ursprunges sein mag, während ich nicht leugnen will, daß Anderes, was ich aus irgend welchen Gründen mit fremdem Siegel versah, aus mir selbst gekommen ist.

In der ersten Zeit meiner schriftstellerischen Thätigkeit hat mich wohl auch die Eitelkeit ein wenig geplagt. Die Recensionen über meine Arbeiten fochten mich nur wenig an. Waren sie schmeichelhaft, so hielt ich's gewissermaßen für selbstverständlich, daß man mit mir Rücksicht habe, daß man mein Wollen anerkenne und ermuntere. Waren die Recensionen absprechend, so konnte es mich auch nicht wundern, daß man meine vielleicht schülerhaften, jedenfalls noch unreifen Productionen bemängelte. Ich hatte über mich keine Meinung und so sehr mich meine Dichtungen während ihres Entstehens begeisterten, so gleichgiltig waren sie mir, nachdem ich sie vom Halse hatte.

Als aber später verschiedenerlei Auszeichnungen kamen, Lobpreisungen vom Publicum, schmeichelhafte Zuschriften und Ehren von bedeutenden Persönlichkeiten, Huldigungen von Corporationen, Gemeinden u. s. w., da drohte mich einmal der Wirbel zu überkommen. Aber nur vorübergehend. Im Hinblick auf die Geschichte wirklich hervorragender Männer, die man nicht gefeiert, sondern gelästert hat, in Anbetracht der verschiedenen Ursachen, der Höflichkeitssitten, des Localpatriotismus oder gar eines ver=

steckten Eigennutzes, wurde mir die Inhaltslosigkeit eines solchen Gefeiertwerdens bald klar. Und wenn ich den Tag erlebe, da Jene, die den „steirischen Dichter“ einst vergötterten, mich vergessen oder mißverstehen werden, so kann mich das nicht mehr treffen. Liegt in meinen Schriften Werth, so kann er durch derlei Dinge weder bestimmt noch verändert werden; liegt keiner drin, so ist das rasche Vergessenwerden der natürlichste und beste Verlauf.

Selbstverständlich freue ich mich offenmüthiger Bezeugungen von Wohlwollen und Ehren, solche sind mir stets eine liebe Bestätigung des wohlthuenden Eindruckes, den ich durch meine Schriften auf die Mitmenschen gemacht. Ich gestehe allerdings, daß meine schriftstellerische Thätigkeit längst nicht mehr ohne Absicht ist; ich will mitarbeiten an der sittlichen Klärung unserer Zeit. Habe ich Beifall, so wird er mich der Sache wegen freuen, wird mich der Freunde und Stütze berechtigen, deren ich bedarf.

Im Januar 1872 starb meine Mutter. Sie hatte noch Freude gehabt an meiner neuen Lebensbahn, die sie aber nicht begriff. Das Heimatshaus war den Gläubigern verfallen; sie starb nach jahrelangem Siechthum in einem Ausgedinghäuschen, das einsam zwischen Wäldern stand. Mein Vater zog später in's Mürzthal, wo ihm nach mancherlei neuerlichen Mühsalen ein freundlicheres Daheim gegeben wurde.

Einige Zeit nach dem Tode der Mutter hatte es den Anschein, als wenn ich das Siechthum von ihr geerbt hätte. Ich kränkelte, konnte auf keine hohen Berge steigen und war schwerfällig in meinen Studien und Arbeiten. Heckenast lud mich auf sein schönes Landgut zur Erholung. Aber dort wurde mir trotz der allerbesten Pflege und liebevollsten Behandlung noch übler und schon nach wenigen Tagen mußte ich meinem Freunde gestehen, daß ich Tag und Nacht keinen Frieden hätte, daß ich heim müsse in's Waldhaus. Da fuhr Heckenast selbst mit in die Steiermark herein und reiste, um mich zu zerstreuen, mit mir in Kreuz und Quer durch das schöne Land.

In demselben Sommer war es, als mir auf dem Waldwege nach meiner Heimat Alpel etwas Außerordentliches begegnete. Nämlich ein zwanzigjähriges Mädchen aus Graz, das mit ihrer Freundin eine Bergpartie nach Alpel machte, um das Geburtshaus des Lieblingspoeten zu sehen. Sie glaubte mich auf einer Reise in weiten Landen und hatte mich vorher auch nicht persönlich gekannt. Die Folge dieser Begegnung war, daß ein Jahr später (1873) im Waldkirchlein Mariagrün bei Graz Anna Pichler und ich uns für's Leben die Hände reichten.

Nun kam für mich eine glückliche Zeit. Ich war wieder ganz gesund. Wir führten ein ideal schönes häusliches Leben. Anna war die echte Weiblichkeit und Sanftmuth und ihre reiche, heitere Seele regte

mich zu den besten poetischen Schöpfungen an, deren mein begrenztes Talent überhaupt fähig war. Die Eltern meiner Gattin — geachtete Grazer Bürgersleute — hüteten unser sorgloses Leben mit rührender Liebe. Nach einem Jahre wurde uns ein Söhnchen geboren, in welchem sich unser Glück zur denkbarsten Vollkommenheit steigerte. Im zweiten Jahre kam ein Töchterlein, und zwölf Tage später ist mir mein Weib gestorben.

* * *

Es wäre wohl am besten, hier meine Uebersicht zu schließen. Denn das Weitere liegt mir noch zu nahe, um darüber die nöthige Unbefangenheit zu haben. Ich begann wieder zu reisen, aber allemal schon nach kurzer Zeit zog's mich zu den Kindern zurück. Ich begann wieder zu kränkeln; zu größeren Arbeiten fehlte mir die Stimmung, und doch mußte ich nach einer strengeren, zerstreuenden Thätigkeit suchen. Nun fiel mir damals ein alter Lieblingsplan ein, eine Monatsschrift für das große Publicum herauszugeben, mit der Tendenz, den Sinn für Häuslichkeit, die Liebe zur Natur, das Interesse an dem Ursprünglichen und Volksthümlichen wieder zu wecken. Ich begründete 1876 die Monatsschrift „Heimgarten" und fand an der altrenommirten Firma Leykam in Graz einen tüchtigen Verleger. Mir gelang es, die meisten meiner literarischen Bekannten und

Freunde, als Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Eduard Bauernfeld, Alfred Meißner, Rudolf Baumbach, August Silberstein, Friedrich Schlögl, Franz Krones u. s. w. zu Mitarbeitern des neuen Blattes zu gewinnen.

Zu einer weiteren Thätigkeit veranlaßten mich verschiedene Körperschaften des In- und Auslandes, die mich einluden, in ihren Kreisen Vorlesungen aus meinen Werken in steirischer Mundart zu halten womit ich schmeichelhafte Erfolge erzielte. Das wirkte ermunternd auf meinen Gemüthszustand, doch strengte es mich körperlich derart an, daß ich meine Reisen als Vorleser bald wieder aufgeben mußte.

Trotz dieser Obliegenheiten und anderen Aufgaben war ich recht unstet und haltlos. Die Freude an meinen wohlgearteten, gedeihenden Kindern hatte so viel Schmerz in sich. Den kleinen Haushalt führte mir eine meiner Schwestern. Vielen Dank schulde ich den Eltern meiner verstorbenen Gattin, welche mir in dieser harten Zeit liebevoll beigestanden sind. Auf thatkräftiges Anrathen Heckenast's entschloß ich mich 1877, unweit von dem mehr und mehr in Wald versinkenden Alpel mir und den Kindern ein neues Heim zu schaffen. Ich baute in Krieglach ein kleines Wohnhaus, wo ich die Sommermonate zuzubringen pflege, während ich den Winter in Graz verlebe.

Die Sorgen und das Vergnügen, sowie die kleinen körperlichen Arbeiten, welche mir das neue Häuschen

verursachte, thaten mir wohl. Im Jahre 1878 erfolgte der Tod meines Freundes Gustav Heckenast, nach welchem ich meine Vereinsamung neuerdings bitter empfand. Ich hatte ihn jährlich mehrmals in Preßburg besucht, wohin er übersiedelt war; er kam zu mir nach Steiermark, oder wir gaben uns in Wien ein Stelldichein. Auch standen wir in lebhaftem Briefwechsel, und seine Briefe enthalten wahre Schätze von Herzlichkeit und Weisheit. In meiner Betrübniß über den neuen Verlust mied ich die Menschen und strebte am liebsten den finsteren Wäldern zu und schaute andererseits doch wieder nach Genossen und Freunden aus. In der Haltlosigkeit eines unsteten Gemüthes war mein Thun und Lassen nicht immer zielbewußt, woraus mir manches Leid entstand — mir und Anderen. — Da nahm es eine neue Wendung.

In Krieglach lebte den Sommer über die Familie Knaur aus Wien, die mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam und der ich gerne nahte. Die Anmuth, sowie die Vorzüge des Geistes und des Herzens der Tochter Anna veranlaßten in mir neuerdings die Sehnsucht nach einem verlorenen Glücke. Anna wurde (1879) mein Weib, und so hat sich der Kreis der Familie wieder geschlossen, dessen Wärme und Frieden für meine Existenz, sowie für meine geistige Thätigkeit das erste Bedürfniß ist.

Das Bild eines neuen, freundlichen Lebens breitete sich vor meinen Augen aus; ein zweites Söhnlein

und unlang hernach ein zweites Töchterlein kam und sie erfüllten mich mit neuen Zukunftsträumen. Allein ein sachte sich einstellendes Brustleiden warnte mich vor allzugroßer Zuversicht. Dieses Leiden bewog mich auch, mein Haus zu bestellen, d. h. eine Ausgabe meiner „Ausgewählten Schriften" zu veranstalten, um mir die Genugthuung zu verschaffen, das Unbedeutendste auszuscheiden, eingesehene Irrthümer zu berichtigen, jugendliche Unreifheiten zu tilgen und zu verbessern, wo der Autor selbst verbessern kann. Sollte in Bezug auf das noch zu wenig geschehen sein, so möge man es nicht der Eitelkeit des Verfassers, sondern äußeren Verhältnissen zuschreiben.

An A. Hartleben in Wien fand ich (1880) einen tüchtigen und wackeren Verleger, der es verstand, meinen Schriften bald eine ungeahnt große Verbreitung zu verschaffen. Der ursprüngliche Plan der Ausgabe war auf 12 Bände angelegt:

„Das Buch der Novellen." Drei Bände.
„Die Schriften des Waldschulmeisters."
„Sonderlinge aus dem Volke der Alpen."
„Die Aelpler."
„Volksleben in Steiermark."
„Heidepeter's Gabriel."
„Waldheimat." Zwei Bände.
„Feierabende."
„Am Wanderstabe."
„Sonntagsruhe."

Trotz meiner zeitweise sehr empfindlichen Kränklichkeit fühlte ich wieder eine Steigerung der Arbeitskraft und Lust, und die Ausgabe wurde auf 20 Bände ausgedehnt durch folgende Werke:

„Dorfsünden."

„Meine Ferien."

„Der Gottsucher."

„Neue Waldgeschichten."

„Geschichtenbuch des Wanderers." Zwei Bände.

„Bergpredigten."

In Graz bei Leykam erschien mittlerweile mein „Stoansteirisch", Vorlesungen in steirischer Mundart.

Gleichzeitig nahm ich — von Nah' und Fern eingeladen — meine Vortragsreisen wieder auf und hielt seit 1882 Vorlesungen in steirischer Mundart zu Graz*, Marburg*, Bruck, Leoben*, Klagenfurt*, Villach, Triest*, Wr.-Neustadt*, Baden*, Puchberg, Pottenstein, Wien*, Salzburg, Gmunden, St. Pölten, Stockerau, Brünn*, Proßnitz, Olmütz, Prag*, Karolinenthal, Aussig, Trautenau, Reichenberg, Warnsdorf, Tetschen, Teplitz, Karlsbad, Asch, Marienbad, Pilsen*, Regensburg, Fürth, Karlsruhe, Mannheim, Hanau, Frankfurt, Plauen, Greiz, Weimar, Dresden, Berlin, Magdeburg* und Hamburg. An den mit * bezeichneten Orten habe ich wiederholt gelesen. Eine Einladung zu einer Vortragsreise nach Amerika, welche mir eine gesicherte Zukunft versprach, mußte ich aus Gesundheitsrücksichten ablehnen. Ich glaube, es steht

dem deutschen Poeten, sowie seinem Vaterlande besser, wenn er die Sorge für diese „gesicherte Zukunft" seinen deutschen Landsleuten diesseits des Meeres überläßt.

Immer von neuem drängt mich meine Seele zur Arbeit und immer von neuem mahnt mich mein erschöpfter Körper zur Rast. Es ist aber schwer zu ruhen, wenn man als Mensch noch so Vieles zu thun, als Schriftsteller noch so Manches zu sagen hätte!

Ich gehe als Schriftsteller einen Weg, der, wie sich's zeigt, nicht viel betreten ist; ich fühle mich auf demselben oft vereinsamt, aber ich kehre nicht um. Ich weiß nichts Besseres zu thun, als mir treu zu bleiben.

Mir scheint nicht Alles was wahr ist, werth, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber Alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furchen ziehen durch die Aecker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteigt, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollte ich's halten.

Ich hätte in meinem Berufe gern Gutes gewirkt, denn die Menschen sind des Guten bedürftig und werth. Allerdings, sie haben mich oft verdrossen. Obgleich ich das Glück hatte, zumeist mit vortreff-

lichen Charakteren umzugehen, so habe ich doch auch die Niederträchtigkeit kennen gelernt und gesehen, mit welcher Wollust die Menschen im Stande sind, sich gegenseitig zu peinigen — die grauenhaften Schändlichkeiten und Uebelthaten stets allemal unter einem schönen, wenn nicht gar geheiligten Deckmantel verhüllend. Ich habe Zeiten durchlebt, da ich es für die größte Narrheit hielt, den Leuten Gutes thun zu wollen. Aber, wenn ich ihr unendliches Elend sah und das Uebermaß ihrer Leiden, da dauerten sie mich. Ich bin ja einer von ihnen. Ich sehe den unermeßlichen Jammer einer jahrtausendelangen Geschichte, die sie sich selbst im blinden Ringen nach glücklicheren Zeiten gemacht haben. Aber ich sehe auch, daß wir heute lange nicht auf dem rechten Fleck stehen. Lieber nach vorwärts und in's Ungewisse hineinstürmen, als hier stehen bleiben! Aber wenn ich sehe, wie im rasenden Flug, oder sagen wir, in der rasenden Flucht nach „vorwärts" das Gemüth zu Schaden kommt, dieses unser größtes Gut, und ich keinen Ersatz dafür zu ahnen vermag, so blase ich zur Rückkehr in die Wildnisse der Natur, zu jenen kleinen, patriarchalischen Verhältnissen, in welchen die Menschheit ihre Jugendidylle verlebt hat. Und wenn das auch nicht geht, weil's nicht gehen kann, dann am liebsten — sterben.

Nein doch, ich vertraue der Zukunft. Es werden Stürme kommen, wie sie die Welt noch nicht ge-

sehen; aber wenn wir die großen Ideale und Tugenden der Besten unserer Vorfahren und der Wenigen von heute, die Schlichtheit, die Opferwilligkeit, den Familiensinn, den Frohsinn, die Liebe, die Treue, die Zuversicht in die Zukunft hinüberzutragen vermögen, um sie neu zu beleben und zu verbreiten, dann wird es gut werden.

Ich habe mein schwaches Talent nicht vergraben. Ich habe mich nicht bethören lassen von jener Lehre, daß der Poet neben dem Schönheitsprincipe keine Absicht haben solle, und auch nicht von jener, die im Dichterwerke nur Zweck will, sei es nach dem Idealen oder Materiellen hin. Ich habe die Gestalt genommen, wie sie das Leben gab, aber sie nach eigenem Ermessen beleuchtet. Ich habe die hellsten Lichtpunkte dorthin fallen lassen, wo ich glaube, daß das Schöne und Gute steht, damit entschwindende Güter wieder in's Auge und Herz der Menschen dringen möchten. Des Niedrigen habe ich gespottet, das Verderbliche bekämpft, das Vornehme geehrt, das Heitere geliebt und das Versöhnende gesucht. Mehr kann ich nicht thun.

Soll es nun heute sein, oder in späteren Tagen: Willig mag ich meinen morschen Wanderstab zur Erde legen, willig meinen Namen verhallen lassen, wie des heimkehrenden Aelplers Juchschrei verhallt im Herbstwind. Aber ich — ich selbst möchte mich an dich, du liebe, arme, unsterbliche Menschheit

klammern und mit dir sein, durch der Jahrhunderte Dämmerungen hin — und Weg suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüth zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat.

Graz, im Mai 1885.

P. K. Rosegger.












G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK


3 0112 106072942